Class 284.1 Book U46
General Theological Seminary Library
Chelsea Square, New York v.1

Eq 10-14

*Purchased from the fund bequeathed to the Seminary by*
EUGENE AUGUSTUS HOFFMAN, D. D.
DEAN 1879-1902

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
: LEIPZIG :

# Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche

von

Friedrich Ahlhorn

Pastor in Hameln

Band I (von 1517–1700)

Verlag von Dörffling & Franke, Leipzig. 1911

# Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche

von

Friedrich Uhlhorn

Pastor in Hameln

Band I (von 1517–1700)

CENTRAL SEMINARY
LIBRARY
NEW YORK

Verlag von Dörffling & Franke, Leipzig. 1911

284.1
Vh6
v.1
78310

Alle Rechte vorbehalten.

UNION THEOL. SEMINARY
LIBRARY
NEW YORK

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| I. Die Anfänge der deutsch-lutherischen Kirche. | |
| Kap. 1. Gründung der lutherischen Kirche . . . . . | 1— 37 |
| Kap. 2. Ausbreitung und Ausbau von 1530—1546 . . | 36— 59 |
| Kap. 3. Der Kampf mit Rom . . . . . | 59— 79 |
| Kap. 4. Der Wiederaufbau der Kirche . . . . . | 79— 93 |
| Kap. 5. Der Kampf mit der reformierten Kirche . . . | 93—113 |
| II. Das Zeitalter der Orthodoxie. | |
| Kap. 6. Neue Verluste bis zum dreißigjährigen Kriege . | 113—134 |
| Kap. 7. Innere Zustände vor dem dreißigjährigen Kriege | 134—163 |
| Kap. 8. Der dreißigjährige Krieg . . . . . | 163—185 |
| Kap. 9. Nach dem großen Kriege. — Georg Calixt . . | 185—217 |
| Kap. 10. Wirkungen und Nachwirkungen der Theologie Calixts . . . . . | 217—237 |
| III. Das Zeitalter des Pietismus. | |
| Kap. 11. Spener und sein Wirken . . . . . | 237—258 |
| Kap. 12. Francke und der Pietismus . . . . . | 258—278 |
| Kap. 13. Ausbreitung des Pietismus . . . . . | 278—314 |
| Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen . . . . . | 315—321 |

# I. Die Anfänge der deutsch-lutherischen Kirche.

## Kap. 1. Gründung der lutherischen Kirche.

Mit den 95 Thesen gegen den Ablaßhandel hatte Luther ein Feuer angezündet, dessen Ausbreitung ihn selbst überraschte. „Schier in vierzehn Tagen liefen sie durch ganz Deutschland," sagt er selbst, und sein Zeitgenosse Myconius bezeugt: „In vier Wochen hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Fast überall wurden sie mit jubelnder Zustimmung aufgenommen; jeder fühlte, daß hier den Gedanken und Stimmungen, welche sich in aller Herzen regten, ein offener kühner Ausdruck gegeben war. Wie von einer drückenden Last befreit atmete alles auf und begrüßte dankbar den Befreier von einem Joche, das man bisher widerwillig, aber ohne Hoffnung auf Erlösung getragen hatte. Was Luther lediglich als Gegenstand gründlicherer theologischer Erörterung betrachtet hatte, wurde zur Sache des ganzen Volkes. Die allgemeine Strömung riß auch die zaghaften und schwächlichen Freunde Luthers mit sich, aber rief ebenso — nach einigem teils aus vornehmer Gleichgültigkeit, teils aus Selbsttäuschung über den Ernst der Bewegung stammenden Zögern — den heftigen Widerspruch der offiziellen römischen Kirche hervor. In den scharfen Disputationen mit Gegnern und freundschaftlichen Verhandlungen mit Wohlgesinnten rang sich Luther zu immer größerer Klarheit durch. Unter schweren inneren Kämpfen riß er sich von den alten liebgewordenen Anschauungen los, mit Schrecken erkannte er den großen Widerspruch zwischen der gegenwärtigen Form der Kirche und dem ursprünglichen Christentum, und was er erst nur unbestimmt gefühlt, wurde ihm Schritt für Schritt sichere Gewißheit: die Notwendigkeit einer Reformation der Kirche und des ganzen christlichen Lebens. Er, der

„immer den stillen Winkel geliebt und lieber einem schönen Kampf der Geister zuschaute, als selber zu einem Schauspiel zu werden," wurde von höherer Hand in den offenen Kampf gegen das Althergebrachte geführt. Und nun brach er mit Heftigkeit los, mit einer Kraft, die den gewaltigen Reichtum seines tiefen Geistes offenbarte, und immer kühner und feuriger predigte er mit Wort und Schrift das alte unter dem Schutt der römischen Lehrsatzungen neu entdeckte Evangelium. Er gab die großen Reformationsschriften heraus, die von des christlichen Standes Besserung, die den deutschen Kaiser und Adel zur Reform aufruft; die von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, die gegen das äußerliche Kirchentum und die geistlichen Bande, mit denen Rom in seinen Gnadenmitteln die Seelen knechtet, den alleinseligmachenden Glauben in sein Recht einsetzt und die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen, eine Schrift, die nach Hases schönem Worte „erhaben über den Streit und doch die ganze Reformation im Herzen", innig und tief den festen Grund des christlichen Glaubens und Lebens aufweist, auf dem Luther selbst stand und zu dem er sein Volk zurückführen wollte. Dann wurde die Verbrennung der Bannbulle vor dem Elstertore Wittenbergs das Feuerzeichen seiner unwiderruflichen Lossagung von Rom, und auf dem Reichstage zu Worms legte er das unerschrockene Bekenntnis seines in Gottes Wort gebundenen Gewissens ab.

Die Saat seines Wirkens ging in vollen Ähren auf. Eine ungestüme Bewegung ergriff das deutsche Volk und erregte es in seinen Tiefen, ein Strom entbrach der Quelle, der seine Wellen durch das ganze Land ergoß und, ob auch vielfach trübe und unrein, doch befruchtend weite Gebiete überflutete. Politische und soziale Leidenschaften wurden entfesselt, eine neue, goldene Zeit auf allen Gebieten des menschlichen Lebens schien heraufzuziehen, „den Fürsten wurden Kirchengüter, den Priestern Weiber, den Völkern Freiheit geboten." Und doch neben und in dem allen war es das tiefste Verlangen gläubiger Seelen, den sehnsüchtig begehrten Frieden des Herzens und eine sichere Gewißheit des ewigen Heils zu finden, was der Reformationsbewegung die Wege ebnete. Fahrende Schüler, zumeist Wittenberger Studenten, wandernde Handwerksburschen, den Klöstern

entlaufene Mönche brachten überallhin die Kunde des neuen Geistesfrühlings und verbreiteten Luthers Schriften. Deutsche Sangeslust trug die Lieder der Wittenberger Nachtigall weiter, und die Reformation hat sich vielfach durch die Lieder in das Herz des Volkes gesungen. Bald fehlten auch die Glaubenszeugen nicht, und das Blut der Märtyrer wurde wieder der Same der Kirche.

Die deutschen Städte waren es zuerst, die dem neuen Geiste die Tore öffneten — das Land ist erst später langsam nachgefolgt. In den Städten, dem Mittelpunkt deutscher Kultur und fortschreitender Bildung, hatte man den Druck der alten Zustände am härtesten empfunden. Gerade hier wurde am meisten über die Ausbeutung durch die Kirche, über die Verkommenheit des Klerus und der Mönche geklagt. Seit langen Jahren hatte man mit dem verderblichen Treiben der Bettelmönche, die sich überall einschlichen und zur Stadtplage wurden, auch den krassesten Aberglauben förderten, zu kämpfen und einen Streit nach dem andern mit der Geistlichkeit und den Bischöfen wegen des Mißbrauchs der geistlichen Gerichtsbarkeit geführt. Trotz aller Kirchlichkeit war doch ein sich immer noch steigernder Gegensatz zu der Kirche vorhanden. Verschärft wurde dieser Gegensatz durch die Rückständigkeit der Kirche auf ethischem Gebiete, die in der Verkehrung des Evangeliums wurzelte. Das städtische Leben stand mit den Lehren und Anschauungen der Kirche im Widerspruch. Zinsnehmen galt ihr als Sünde und wie sollte sich ohne Zins der Handel entwickeln? Wenn das Ideal des sittlichen Lebens das Mönchtum war, so konnte ein Bürger, ein Kaufmann und Handwerker nur mit schlechtem Gewissen seinem Berufe obliegen. Wie mußte hier die lutherische Anschauung, welche jede ehrliche Arbeit, jede treue Berufserfüllung als Gottesdienst wertet, befreiend wirken!

Nicht von oben, sondern von unten her ging die evangelische Bewegung aus. Es waren zunächst einzelne, die durch Luthers Schriften angeregt die Reformationsgedanken in ihrem Kreise verbreiteten und die Predigt des reinen Wortes forderten. Die Zunftstuben und Herbergen hallten wieder von der Erörterung religiöser Fragen. Dann rissen evangelische Prediger die Menge fort; in stetem Kampfe mit geistlicher und weltlicher

Obrigkeit, mit Altgläubigen und hartnäckigen Priestern wurde die Abschaffung der Messe durchgesetzt und deutscher Gottesdienst, anfangs in wunderlichem Gemisch der Gebräuche, eingeführt. Hier und da wurden auch die Magistrate oder wenigstens die größere Zahl ihrer Glieder mit den Bürgern von der neuen Bewegung ergriffen und ihre eifrigen Förderer. Das ging nicht ohne manche Gewalttätigkeit ab. Unklare Prädikanten schürten durch maßlose Angriffe auf die römische Kirche und durch aufreizende, alles umstürzende Predigten das Feuer, und es fehlte bald nicht an tumultuarischen Ausschreitungen gegen Priester und Mönche. Das schon im 15. Jahrhundert in den Städten aufkommende Proletariat, welches besonders unter den wirtschaftlichen Nöten zu leiden hatte, ließ sich mit Freuden zum Sturm auf die Klöster hetzen. An einzelnen Orten wurden Mönche und Nonnen mißhandelt, wie in Nürnberg unter Vorgehen des Magistrates die Insassinnen des Klarakloster, vor allem die edle Äbtissin Caritas Pirkheimer, unnütz gekränkt wurden.

Die süddeutschen Städte gingen mit der Reformation voran, vor allem die zahlreichen Reichsstädte, in denen der Volkswille bestimmend war. Nürnberg, Straßburg, Ulm, Augsburg, Schwäbisch-Hall wurden bald die Hochburgen des Evangeliums, aber auch in Magdeburg, Breslau, Bremen und Hamburg regte sich das neue Leben. Die Magistrate der süddeutschen Reichsstädte berieten schon im Juli 1524 auf einer Tagung zu Speyer über die Durchführung der Reformation und einigten sich in dem Beschlusse, ungelehrte Prädikanten fern zu halten und ihre Städte durch tüchtige Prediger zu versorgen. Die Fürsten hielten sich einstweilen noch zumeist zurück. Luther selbst vermied überaus vorsichtig jede Einwirkung auf sie und selbst den Schein des Zusammenhanges mit ihnen. In Kursachsen breitete sich die Reformation unter schweigendem Gewährenlassen Friedrichs des Weisen rasch aus, dagegen trat in Pommern der Herzog für die neue Lehre ein, in Ostfriesland drang schon seit 1519 die lutherische Lehre ein, in den pommerschen Städten, namentlich Stettin und Stralsund, und in Schlesien seit 1522, in Preußen seit 1523. In dem heutigen Baden wirkte in den zwanziger Jahren mit Kraft und Eifer Eberlin von Günzburg

für die Reformation, in der Pfalz ließ Kurfürst Ludwig durch Johann Schwebel das Evangelium predigen und Herzog Ludwig von Zweibrücken richtete schon 1523 mit Hilfe Schwebels Lehre und Kultus nach evangelischen Grundsätzen ein. Am kräftigsten ging der feurige Philipp von Hessen vor. Er verfügte bereits 1524, daß in seinem Gebiete das Evangelium rein gepredigt werden solle und versprach im folgenden Jahre bei einer Zusammenkunft mit Herzog Johann und Johann Friedrich von Sachsen, daß er eher Leib und Leben, Land und Leute lassen wolle, als daß er vom Worte Gottes wiche. Zur Förderung der evangelischen Sache gründete er 1527 die Universität Marburg. 1525 trat der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, zur Reformation über und verwandelte Preußen in ein weltliches Herzogtum. Später (1544) wurde auch hier eine lutherische Universität in Königsberg errichtet.

Entscheidend für die Stellung der evangelischen Fürsten wurden erst die Reichstage zu Speyer von 1526 und 1529. Dem Zusammenschluß katholischer Fürsten und Bischöfe zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei gegenüber einigten sich der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen zu einem Bunde für das Evangelium, dem Lüneburg, Anhalt-Köthen, Mansfeld, Preußen und Magdeburg beitraten. Dieser Bund wurde geschlossen gegen den entschiedenen Widerspruch Luthers, der jede Vermengung der religiösen Bewegung mit der Politik verabscheute. Unter dem Zwange der politischen Verhältnisse gab der Kaiser 1526 in Speyer zu, daß die Reichsstände in Sachen des Wormser Ediktes, welches die evangelische Bewegung vernichten sollte, also lebten, regierten und es hielten, wie sie solches vor Gott und Kaiserlicher Majestät verantworten könnten. Damit war der Rechtsgrund für die Bildung evangelischer Landeskirchen geschaffen, ein Grund, den die evangelischen Fürsten und Städte durch ihre Protestation zu Speyer 1529 siegreich behaupteten. Als der Kaiser auf der Höhe seiner politischen Macht im Bunde mit einer katholischen Mehrheit die Reformation zum tödlichen Stillstand verurteilen wollte — indem den Ständen, die bisher das Wormser Edikt gehalten, seine fernere Ausführung anbefohlen, den anderen Landschaften jede weitere Neuerung verboten und festgesetzt wurde, daß die Messe

niemandem verwehrt und kein geistlicher Stand in seinem Rechte verletzt werde —, erklärten die Evangelischen in Sachen, die Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit betreffen, eine Majorität nicht anerkennen zu können.

Seit diesem Reichstage kann man von einer protestantischen oder evangelischen Kirche reden. Freilich, die Einheitlichkeit der deutschen Reformation war mit ihm auch dahin, die Hoffnung, daß der Kaiser selbst noch das Reformationswerk in die Hand nehmen werde, war zerstört und die Zersplitterung der evangelischen Kirche Deutschlands in verschiedene Einzelkirchen gegeben. Wir haben daher nicht mehr eine Geschichte der evangelischen Kirche, sondern der einzelnen Landeskirchen Deutschlands. Man mag diese Entwicklung beklagen — obwohl es zwecklos ist, geschichtlich Gewordenes zu beklagen —, aber man darf nicht vergessen, daß die Ursache dieser Zersplitterung der evangelischen Kirche in dem Versagen der politischen Zentralgewalt liegt. Sie hat ihre Ursache auch in dem religiösen Individualismus, der mit vollem Rechte in der Reformation sich gegen die Uniformität in der römischen Kirche regte, und das um so kräftiger, je gewaltsamer er niedergehalten war. Auf der anderen Seite hat gerade diese Zersplitterung auch wieder eine Mannigfaltigkeit und einen Reichtum des kirchlichen Lebens hervorgerufen, welche der gesamten evangelischen Kirche zum Segen geworden sind. Es ist kaum zu bezweifeln, daß eine einheitliche deutsch-evangelische Kirche in jenen Werdezeiten der Reformation nur eine schlechte Kopie der römischen Kirche — wenigstens was Verfassung und Organisation anbelangt — geworden wäre. Das Schlimme war nur, daß entsprechend der Unzahl politischer Territorien auch eine Unzahl einzelner Landeskirchen und Landeskirchlein entstand und die kirchenbildende Kraft sich in Schöpfungen auf manchen kleinen Gebieten erschöpfte, die im Grunde aus sich selbst heraus nicht lebensfähig waren, kein gesundes kirchliches Leben haben konnten, und nur geistig verengende Gebilde wurden. Aber das war vor allem die Folge davon, daß die politischen Gewalten die absolute Herrschaft in den evangelischen Kirchen bekamen. Dadurch besonders sind diese Zwergkirchlein entstanden, welche die Kraft der evangelischen Kirche geschwächt haben.

Mit der Trennung von den Römischen, wie sie durch die Protestation von Speyer herbeigeführt war, waren die Evangelischen also vor die Aufgabe gestellt, ihr Kirchenwesen neu zu ordnen. Wie man aber jene Trennung nur als eine vorübergehende ansah — man hielt die Hoffnung auf eine Einigung, bzw. auf Gewinnung der noch römisch Gesinnten aufrecht —, so galt auch der Neubau der evangelischen Kirche als ein Provisorium. Leider fehlte nur der werdenden lutherischen Kirche der große Organisator. Luther ist das nicht gewesen, er blieb immer der religiöse Reformator — und in dieser Beschränkung liegt auch die Kraft seines Wirkens —; er hat wohl für die kirchliche Neuordnung auch eine Fülle von schöpferischen Gedanken ausgesprochen, aber niemals ihre einheitliche Durchführung angestrebt. In dieser Beziehung ist ihm Calvin weit überlegen. Calvin hat in Genf wirklich ein kirchliches Gemeinwesen gegründet, das auf mehr als ein Jahrhundert hinaus die Leuchte und das Bollwerk der evangelischen Kirche für den romanischen Westen bildete und mit seinem regen kirchlichen Leben, mit seiner Zucht und Ordnung vielen ernsten Evangelischen als ein Ideal galt; aber wie die Lutheraner schon die alttestamentlich-theokratische Grundlage dieser Kirchenbildung nicht anerkennen konnten, so mußte sich das germanische individuelle Freiheitsgefühl gegen eine solche Kirchenordnung sträuben, die lediglich dem romanischen Charakter entspricht. Denn dieser ist im Gegensatz zu dem germanischen auf stramme Unterordnung und Disziplinierung angelegt.

Es ist von hoher Bedeutung, Luthers Ansichten über die neue Kirchenbildung zu verfolgen. In der Leipziger Disputation mit Eck (1519) wurde er sich klar, daß die christliche Kirche etwas ganz anderes sei als die Papstkirche. Freilich noch ist ihm der Bruch mit der bisherigen Kirche ein undenkbarer Gedanke, aber immer stärker drängt sich ihm die Notwendigkeit einer Reformation der gesamten Kirche auf. Schon früh hat er an eine vollständige Neugestaltung der Kirche, an ein unbedingtes Zurückgehen auf die apostolische Zeit gedacht und diesen seinen Reformationsplänen einen lebendigen Ausdruck gegeben, vor allem in den beiden Schriften: „Sermon vom Neuen Testament d. i. von der heiligen Messe“ (1520)

und: „Daß eine christliche Versammlung oder Gemeinde das Recht habe, alle Lehre zu urteilen“ (1523). Diese beiden Schriften entfalten ein Reformationsprogramm, das weit idealistischere Pläne verfolgt, als Zwingli und Calvin sie je ausgesprochen haben. Luther fordert hier nicht weniger als eine völlige Neuordnung der Kirche, und das auf der Grundlage der Einzelgemeinde, der die weitgehendste Freiheit in bezug auf Ordnung des Gottesdienstes und der kirchlichen Gemeindeangelegenheiten zugebilligt wird. Aber er beschränkt sich in seinen Reformgedanken auch auf die Einzelgemeinde. Die Frage nach der Gesamtheit der Kirche oder Christenheit, wie er gern sagt, ihrer äußeren Zusammenfassung und Organisation liegt ihm noch fern. In einem großartigen Idealismus erwartet er, daß sich das alles von selbst machen und der neue Geist sich schon selbst den neuen Leib schaffen werde. Doch war er der Meinung, daß die Bischöfe, wie bisher, so auch weiter die Kirche regierten, denn fortdauernd beherrschte ihn die Pietät gegen die alte Kirche, von der er sich — ganz anders als Zwingli — nur mit tausend Schmerzen losgerissen hatte, und immer noch hegte er die Hoffnung, daß auch die Bischöfe, ja selbst der Papst, für die Reformation der Kirche zu gewinnen seien.

Diese Hoffnung wurde trotz der Feindseligkeit der Bischöfe lange Zeit aufrecht gehalten. Der konservative Geist der lutherischen Reformation wollte die bischöfliche Verfassung nicht beseitigen, sondern nur reformieren. „Es würden die Bischöfe leichtlich den Gehorsam erhalten, wo sie nicht darauf drängten, diejenigen Satzungen zu halten, so doch ohne Sünde nicht mögen gehalten werden“, heißt es am Schlusse der Augsburgschen Konfession. Die Wittenberger Theologen erklärten in demselben Jahre 1530 sich für ein bischöfliches Kirchenregiment. „So werden die weltlichen Fürsten des Kirchenregiments nicht in die Länge warten, ist ihnen auch nicht möglich; dazu kostet es sie viel, so dagegen die Bischöfe ihre Güter darum haben, daß sie solch Amt ausrichten. Auch gebührt uns nicht, diese Ordnung, daß Bischöfe über Priestern sind, welche von Anfang in der Kirche gewesen, ohne große und dringende Ursache zu zerreißen, denn es ist auch vor Gott fährlich, Politien ändern und zerreißen.“ Es war vor allem Melanchthon, der immer

noch der Hoffnung auf Beibehaltung der bischöflichen Verfassung Ausdruck gab. Er fürchtete, wenn das bischöfliche Amt nicht wiederhergestellt werde, würde der Kirche eine viel unerträglichere Tyrannei beschieden sein als je zuvor. Selbst als Luther in den Schmalkaldischen Artikeln die Undurchführbarkeit dieses Gedankens darlegte und die Unversöhnlichkeit des Katholizismus und Protestantismus klarer kannte, hielt Melanchthon noch daran fest und wollte Papst und Bischöfen, wenn sie nur das Evangelium duldeten, das Kirchenregiment lassen. Ebenso urteilt auch die Reformationsformel von 1545, die allerdings aus dem Wunsche der Protestanten zu beurteilen ist, dem Kaiser und den katholischen Ständen möglichst entgegenzukommen.

Was Melanchthon immer wieder auf diesen Gedanken zurückkommen ließ, war der Wunsch, der Kirche dem Staate gegenüber eine würdigere Stellung zu sichern, und das schien am leichtesten durch das Bischofsamt, dem ein geschichtliches Recht zur Seite stand, erreicht zu werden. Aber es ist sehr fraglich, ob man auf diesem Wege zu einem wirklich selbständigen Kirchenregiment gekommen wäre. Nach protestantischen Grundsätzen konnte ein solches Episkopat nur nach menschlichem, aber nicht nach göttlichem Rechte — wie es die römische Kirche beanspruchte — bestehen. Das spricht Luther auch mit klarer Einsicht aus: „dennoch wäre damit der Christenheit Nichts geholfen, und würden viel mehr Rotten werden, denn zuvor, denn weil man solchem Haupte nicht müßte untertan sein aus Gottes Befehl, sondern aus menschlichem guten Willen, würde es gar leichtlich und bald verachtet, zuletzt kein Glied behalten.“ Ein geistliches Kirchenregiment bedurfte zu seiner Aufrechthaltung entweder einer andern allgemeinen göttlichen Ordnung, von deren Autorität es getragen wurde, oder mußte sich lediglich auf die Wahl und auf den Willen der Gemeinde stützen. Auf dem ersteren Wege wäre nichts anderes herausgekommen als ein unter dem landesherrlichen Summepiskopat stehendes *Scheinepiskopat*, wie in den nordischen Reichen. Auf dem anderen Wege hätte man gegen alle evangelischen Grundsätze verstoßen, die ein ständiges, monarchisches, rein geistliches Kirchenregiment verwerfen und auch auf dem Gebiete des Kirchenregimentes das Laienelement und seine Vertretung fordern.

Denn nach reformatorischen Anschauungen umfaßt die Kirche nicht nur die Geistlichen, sondern auch die Laien und gibt es nach göttlichem Rechte keine Abstufungen unter den Geistlichen.

Die geschichtliche Entwicklung hat für Luthers klare Einsicht gezeugt. Einmal waren die römischen Bischöfe in ihrer ihrer überwiegenden Mehrheit durchaus nicht geneigt, protestantisch zu werden und dann machte jedem derartigen Versuche der Religionsfriede zu Augsburg von 1555 ein Ende, der bestimmte, daß jeder zur evangelischen Kirche übertretende Bischof seine Würde verlor. Der Versuch, protestantische Bischöfe einzusetzen, scheiterte erst recht, wie das Beispiel von Amsdorf zeigt. Als das Bistum Naumburg erledigt wurde und das Domkapitel 1541 den katholischen Dompropst Julius von Pflug wählte, konnte der Kurfürst Johann Friedrich der Versuchung nicht widerstehen, aus landesherrlicher Vollmacht, Amsdorf als evangelischen Bischof einzusetzen. Der Kanzler Brück hatte dem widerraten und auch die wittenberger Theologen wollten für eine endliche Feststellung des deutschen evangelischen Kirchenwesens überhaupt die Frage nach dem Abschluß seiner Verfassung noch dahingestellt sein lassen und fürchteten durch ein voreiliges Vorgehen die natürliche Entwickelung zu schädigen. Der hartnäckige Kurfürst setzte aber seinen Willen durch. In seiner Gegenwart und der einer großen Volksmenge, die mit ihrem „Amen" die ihr angekündigte Wahl laut bestätigte, wurde Amsdorf im Naumburger Dom feierlich eingeführt. Luther selbst weihte ihn ein „ohne allem Chresem (Salböl), auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Teer, Schmeer, Weihrauch, Kohlen und was derselben großen Heiligkeit mehr ist", und er hoffte, daß die Naumburger Sache ein Exempel heilsamer kirchliche Ordnungen und Maßregeln sein würde. Die weltliche Verwaltung des Stiftes wurde einem Stiftshauptmann übertragen. Aber Amsdorfs Stellung blieb schief. Einfluß konnte er nur durch seine Persönlichkeit ausüben, und seine Macht reichte nur soweit als der Beistand der Landesobrigkeit. Er kam in Zwistigkeiten mit dem Stiftshauptmann und der Geistlichkeit. Luther setzte zwar noch die Einrichtung eines Konsistoriums für das Stift durch, aber zuletzt mußte Amsdorf seinem Rivalen Pflug weichen. Auch in Preußen, wo einige Bischöfe zur Reformation über-

traten, hat sich das bischöfliche Amt nicht halten können, auch hier wurde es nur ein Organ des landesherrlichen Kirchenregimentes.

Ebenso unmöglich erwies es sich, die lutherische Kirche auf dem Boden des Gemeindeprinzips aufzubauen. Durch eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen wurde Luther dahin gebracht, die Durchführung seines Gemeindegedankens zu vertagen. Schon die Wittenberger Unruhen (1521) unter den Zwickauer Propheten gaben ihm einen harten Stoß. Das kaum begonnene Werk der Reformation drohte sich in Schwärmerei aufzulösen, ein schrankenloser Subjektivismus alle Ordnung über den Haufen zu werfen und eine Entwicklung aus dem Prinzip der Freiheit heraus schien unmöglich zu sein. Dann brachte ihm der Bauernkrieg eine schmerzliche Enttäuschung. Er hatte in seinem hohen Idealismus erwartet, daß im Volke genug Einsicht und redlicher Wille vorhanden sei, aus sich selbst heraus ein neues Kirchenwesen zu schaffen. Aufgewachsen in den Anschauungen des städtischen Bürgertums und in mönchischen Ideen war ihm die bäuerliche Welt fremd geblieben. Zwischen dem harten bäuerlichen Eigennutz und der Anschauung Luthers, die auch alle wirtschaftliche Tätigkeit unter das Gesetz der Nächstenliebe stellt, welche nicht das Ihre, auch nicht das Eigenrecht, sucht, war ein klaffender Zwiespalt. Im tiefsten Grunde war den Bauern nur die Opposition gegen das alte Kirchenwesen mit Luther gemein, aber seinen religiösen und sozialen Ideen standen sie gleichgültig gegenüber. Um so gewaltiger brach darum auch sein Zorn gegen die Bauern hervor, um so härter redete er jetzt von dem, „was hinter dem Pöbel stecke, der Esel wolle Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert sein.“ Seit dieser Zeit finden wir bei ihm die Vorsicht und den Argwohn gegen den „Herrn Omnes“ und gegen jede Störung der äußeren Ordnung und Disziplin, die beide durch spätere Erfahrungen nur noch verschärft wurden. Einem allgemeinen Umsturz und ratloser Verwirrung zu steuern, griff er aus Not nach der Hand der Obrigkeit, ihr die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse anzuvertrauen.

Dahin führte auch die Notwendigkeit und das Ergebnis der Visitation. Eine solche mußte der kirchlichen Neuordnung

vorangehen, aber wer sollte sie halten? Nach Luthers Meinung wäre es die Pflicht der Bischöfe gewesen. „Wir hätten auch gern, schreibt er, dasselbe Bischofs- und Besuchsamt, als aufs höchste vonnöten, gern wieder angerichtet gesehen; aber weil unser keiner dazu berufen oder gewissen Befehl hatte — fand sich keiner dazu befugt." So legte er der weltlichen Obrigkeit, die sich bis dahin um die kirchlichen Dinge in den Gemeinden nicht bekümmert hatte, wiederholt die Pflicht zur Visitation ans Herz. In den stärksten Ausdrücken spricht er in einem Schreiben an den Kurfürsten vom 26. November 1526 über den erbärmlichen Zustand der Kirche und bittet ihn um Beistand. Die nun vollzogene Visitation deckte die schwersten kirchlichen Schäden auf, eine heillose Verwilderung der Gemeinden und völlige Unfähigkeit zum Selbstregiment wird offenbar. „Bei den Gemeinden siehts überall kläglich aus", klagt Luther gegen Spalatin, „indem die Bauern nichts lernen, nichts wissen, nichts beten, nichts tun, als die Freiheit mißbrauchen, nicht beichten, nicht kommunizieren, als wären sie ganz freigeworden von Religion; so haben sie ihr päpstlich Wesen nicht geachtet, so verachten sie das unsrige," und Melanchthon spricht von den „unerträglich bösartigen" Bauern. Diese Erfahrungen wirkten mächtig auf das Urteil ein, wie die Reformation durchzuführen sei. Es war einfach unmöglich, den Gemeinden die volle Freiheit zu lassen, es mußten äußere kirchenregimentliche Maßregeln mit gesetzlicher Geltung für das ganze Land durchgeführt werden, und das konnte nur durch die landesherrliche Autorität geschehen, da keine andere vorhanden war, und der persönliche Einfluß der Reformatoren und tüchtiger Geistlicher nicht ausreichte. „Wenn der Hof nicht für unsere Verfügungen eintritt," äußerte Melanchthon, „was werden sie anders werden, als, um ein griechisches Sprichwort zu gebrauchen, platonische Gesetze?"

In dieser Entwickelung zum landesherrlichen Kirchenregiment liegt kein Abfall von den ursprünglichen Gedanken Luthers. Der Weg, der hier eingeschlagen wurde, war für ihn ebensogut möglich. Denn für ihn fiel das bürgerliche Gemeinwesen, ob örtlich oder staatlich verbunden, mit der Kirche zusammen und hatte durch seine Machtmittel für alle seine Glieder den wahren

Gottesdienst und das rechte Kirchenwesen aufzurichten. Die Kirche als eine vom Staate verschiedene Verbandseinheit ist ein Luther durchaus unbekannter Begriff. Die gleichen Elemente bilden den kirchlichen und den staatlichen Verband. Die Welt ist ihm eine Einheit, ein christlicher Körper, innerhalb dessen alle Glieder, jedes an seinem Teile zum Wohle des Ganzen zu wirken hat. Sein Staatsideal ist der patriarchalische Staat, der Fürst ist ihm der Hausvater seiner Untertanen, der aus göttlicher Vollmacht die äußeren Angelegenheiten der Kirche zu regieren hat. Solange seine Vorschriften nicht gegen göttliche oder natürliche Rechte streiten, ist jeder, auch die Kirche verpflichtet, sie zu befolgen. Vor allem aber hat die Obrigkeit die rechtliche und polizeiliche Ordnung aufrecht zu erhalten und für die Aufrechterhaltung des Gesetzes Gottes in den zehn Geboten zu sorgen und darf darum auch keine unrichtige Gottesverehrung im Lande dulden. Nur soll geistliche und weltliche Gewalt nicht vermengt werden, Wort- und Sakramentsverwaltung bleibt göttliche Vollmacht des Lehrstandes, in welche die weltliche Obrigkeit nicht hineinregieren soll. Bei dem allen ist aber festzuhalten, daß die spätere Anschauung, daß das staatliche Kirchenregiment ein Ausfluß der Landeshoheit sei und als Teil der Staatsgewalt ausgeübt werde, für Luther völlig unvollziehbar ist. Er konnte bei dem Regiment über die lutherische Kirche nur an lutherische Fürsten denken; daß auch ein reformierter, ja selbst ein katholischer Fürst Summepiscopus einer lutherischen Landeskirche sein könnte, das ist ihm nie in den Sinn gekommen.

Die gesamte Kirchenregimentsfrage war aber zuletzt nicht abhängig von den Urteilen und Meinungen der Reformatoren, sie wurde entschieden durch Tatsachen der geschichtlichen Entwickelung, gegen die nichts auszurichten war. Das Kirchenregiment der Landesherren war schon vorbereitet durch die landespolizeiliche Stellung, welche die Landesherren bereits im 15. Jahrhundert der Kirche gegenüber einnahmen und durch die Entwicklung der landesherrlichen Verwaltungshoheit. Schon lange vor der Reformation finden sich die Anfänge der Landeskirchen, und die Reformation hat die Entwicklung lediglich beschleunigt. Ein großes Stück des Kirchenregimentes lag bereits in den Händen der Fürsten. Im Jahre 1446 erließ z. B. Wil-

helm III. von Sachsen eine Landesordnung, die in Wirklichkeit eine Kirchenordnung ist, und in Niedersachsen sind es die Landesherren, die eine Visitation der Klöster anordnen und die Reform derselben in die Hand nehmen. In den Städten hatte der Rat schon lange eine Aufsicht über die Geistlichen durchgesetzt, trat den Anmaßungen der Kirche sehr bestimmt entgegen und zwang die Geistlichen, sich wie andere Bürger den städtischen Ordnungen zu fügen

So wurde das Kirchenregiment dem Territorialstaate überlassen, der Macht, deren Einfluß sich auf das ganze Volk erstreckte und die dabei ein geschlossenes, einheitlich geartetes Gebiet beherrschte. Luther sah das als einen Liebesdienst an, den der Staat der Kirche leistete, wie dieser überhaupt für die soziale Wohlfahrt seiner Untertanen zu sorgen habe, er nennt die Fürsten „Notbischöfe, weil sonst kein Bischof uns helfen will", aber er ist weit davon entfernt, ihm eine absolutistische Macht über die Kirche zuzuschreiben, und doch ist es auf dem Wege zum staatlichen auch zum kirchlichen Absolutismus gekommen. Keiner hat darunter schmerzlicher gelitten als der Reformator selbst, der noch den schneidenden Gegensatz zwischen seinem ursprünglichen Gemeindeideal und der entstandenen Staatskirche erleben mußte. Luther hat öfters bitter geklagt, daß die Magistrate sich Eingriffe in das Pfarramt erlaubten und Kirche und Rathaus vermengten. Aber auch die Fürsten mußte er wegen fortwährender Übergriffe auf das eigentliche kirchliche Gebiet rügen. Das Schlimmste war, daß das fürstliche Kirchenregiment ein ganz anderes Gesicht bekam, als die Reformatoren gedacht hatten. Man hatte ein persönliches Regiment erwartet in patriarchalischer Art. Luther selbst sah bald ein, daß das nicht möglich sei. Er war entschieden dagegen, den Fürsten in kirchlichen Dingen zuviel in Anspruch zu nehmen. Der Kurfürst, so schreibt er 1539, sei ohnedies überlastet, man dürfe darum dem „Notbischof" nicht zuviel auf den Hals schieben. In Wirklichkeit kam das Kirchenregiment überwiegend in die Hände der landesherrlichen Beamten, denn der absolute Staat wurde zum Beamtenstaat. Diese aber hatten vielfach weder Verständnis noch Herz für die kirchlichen Dinge und schädigten sie durch juristische Behandlung nach römisch-rechtlichen Grundsätzen.

Wie oft hat Luther schon über die „Harpyen des Hofes“ geseufzt, welche die Kirche zerstörten. Und besonders die unteren Beamten auf dem Lande regierten oft genug geradezu despotisch in die kirchlichen Angelegenheiten hinein. Nach der Meinung der Reformatoren sollte das weltliche Kirchenregiment nicht ohne Beirat der Theologen, als der kirchlich Sachverständigen, gehandhabt werden, in Wirklichkeit wurden die Theologen bald bei Seite geschoben und die Juristen regierten allein.

Auf diese Weise kam es dahin, daß die lutherische Kirche sich in der Form von Landeskirchen entwickelte, die Staatskirchen unter der Regierung der weltlichen Obrigkeit wurden. In der reformierten Kirche war es nicht anders. Zwingli hat die von ihm ausgehende Kirche gleich unter das Regiment des Staates gestellt. Die Calvinischen Kirchen haben sich nur da als staatsfreie Kirchen gestaltet, wo sie im Gegensatz zu der Landesherrschaft entstanden; in den anderen Ländern, z. B. auch in Deutschland, ist es ihnen im Grunde ebenso ergangen wie den lutherischen Kirchen, ein Beweis, daß bei der Bildung der evangelischen Kirchen der Einfluß der Zeitströmung mächtiger war, als die Ansichten der Reformatoren. Trotz aller entgegenstehenden allgemeinen evangelischen Grundsätze wurde die lutherische Kirche nur eine von der christlichen Obrigkeit regierte Kirche, und dieses Provisorium — als welches es noch immer gilt — hat bis in das 19. Jahrhundert gedauert und dauert in gewissem Maße noch heute fort. Das Ideal Luthers, der, von der Einzelgemeinde ausgehend, die Leitung der Kirche in die Hand einer freiwilligen kirchlichen Organisation legen wollte und noch 1543 von Synoden redete, an denen Laien nicht bloß überhaupt teilnehmen, sondern selbst in dogmatischen Fragen mit entscheiden sollten, da die göttliche Verheißung die ganze Kirche und nicht allein einen Staat angehe, — dieses Ideal, das Luther zeitlebens unter allen bitteren Enttäuschungen festgehalten hat, ist damals unter der Ungunst der Zeitverhältnisse nicht erfüllt und auch jetzt noch nicht verwirklicht, und es ist auch die Frage, ob es zu verwirklichen ist. Das ist das Tragische in der Geschichte der lutherischen Kirche. Sie hatte die höchste Ideale und mußte darum auch der praktischen Notwendigkeit die größten Opfer bringen, mußte in der Verwirklichung ihrer Ideen schwere Verzichte leisten.

Trotz aller schweren Mängel und Schädigungen hat das staatliche Kirchenregiment auch wieder Großes für die lutherische Kirche geleistet. Ohne die Fürsorge der weltlichen Obrigkeit wäre es — wenigstens in Deutschland — niemals zur Bildung lebensfähiger evangelischer Kirchen gekommen und die durch die Reformation entbundenen religiösen Kräfte für das Volksleben unfruchtbar geblieben. Der Strom mußte wieder in ein festes Bett, wenn nicht überhaupt die Kirche und damit auch das religiöse Leben zerstört werden sollte, und die weltliche Macht war die einzige, die in dem durch die Reformation herbeigeführten Chaos wieder Ordnung schaffen konnte und damit dem deutschen Volke die Segnungen der Reformation erhielt. Eine große Anzahl edler evangelischer Fürsten haben sich unvergängliche Verdienste um die lutherische Kirche erworben, haben sie mit Eifer geschützt und ihre religiöse und sittliche Arbeit an dem Volke mit den staatlichen Machtmitteln unterstützt und das kirchliche Leben gefördert.

Auch darin ist eine Frucht des Geistes Luthers zu erkennen. Er hat in der Tat „den Stand der lieben Obrigkeit gerettet", da er den Staat wieder als eine selbständige Gottesordnung anerkannte, die unbedingte Sicherheit der staatlichen Autorität feststellte und den Untertanengehorsam, den Verzicht auf jeden gewaltsamen Widerstand gegen die Obrigkeit als Grundsatz predigte: der Aufruhr ist unrecht, „wie rechte Sache er immer haben mag." Wenn auch Luther die aktive Teilnahme der Christen am öffentlichen Leben nicht ausschließt, ja den Verzicht auf politisches Handeln, wie ihn die schwärmerischen Sekten für den Christen forderten, grundsätzlich verwirft, so fällt doch bei ihm das Hauptgewicht auf die Gehorsamspflicht. Auch im politischen Leben sind die Lutheraner daher weit mehr zum passiven Dulden als zum aktiven Handeln gestimmt, ganz anders als die Reformierten, die politisch viel tätiger waren und auf das Staatsleben daher einen viel größeren Einfluß gewonnen haben. Die lutherische Kirche konnte aber ihre Leitung der weltlichen Obrigkeit anvertrauen, weil Luther dieser die idealsten Aufgaben gestellt hatte. Er befreite nicht bloß den Staat von kirchlichen und religiösen Ideen des Mittelalters, die ihn zum Diener der Kirche machen wollten, sondern er erneuerte

und kräftigte zugleich das religiöse Element im Staatsleben. Er erweiterte das Arbeitsfeld des Staates, indem er ihm neue Aufgaben zuwies, die Erziehung des Volkes und die Schaffung gesunder sozialer Zustände und schärfte zugleich das Pflichtbewußtsein der Staatsleiter durch seine Lehre vom Beruf als einem Gottesdienste. Auch die Tätigkeit des Fürsten für sein Land ist ein Gottesdienst, ein christlicher Beruf, in dem er Gott verantwortlich ist. Das Gefühl der Pflicht gegen die Untertanen war das Gegengewicht gegen den Absolutismus, es verhinderte bei religiösen Fürsten den Sieg einer brutalen Machttheorie und hat Fürsten hervorgebracht, die sich wirklich im Dienste ihres ganzen Volkes verzehrten. Aus solchen idealen Gedanken heraus wurde dem Staate auch die Kirchenhoheit übertragen, nicht als staatliches Hoheitsrecht, sondern als verpflichtende Aufgabe, und trotz aller Erstarrung hat sie nie ganz den Charakter eines Dienstes an der Gemeinde verloren. Auf der anderen Seite hat die Kirchenhoheit ein religiöses Element in der Auffassung des fürstlichen Berufes lebendig erhalten und ihn damit zum Segen für das deutsche Volk gemacht.

Die Anschauungen Luthers über das Verhältnis des Staates zur Kirche sind in der lutherischen Kirche nicht immer aufrecht erhalten. Nebenher lief eine andere Strömung, die schon in den Worten von Brenz (in der Schwäbisch-Haller Kirchenordnung von 1526) anklingt: „Die Obrigkeit sei als christliches Glied schuldig denen, welche der weltlichen Gewalt nach ihre Untertanen und Christo nach ihre Mitbrüder seien, zu gut und frommen alles zu ordinieren, was Christus in einer christlichen Versammlung zu tun befohlen habe". Nach Melanchthon aber ist der Staat ein Werkzeug der Theologen: „Gott will, daß der Staat existiert um der Kirche willen". Die Grenzen zwischen Staat und Kirche, die Luther mit sicherer Hand gezogen hatte, wurden von beiden Seiten wieder überschritten, und der alte Kampf zwischen beiden Mächten dauerte, wenn auch in veränderter Form, fort. Im Grunde ist auch das Problem, das Verhältnis zwischen Staatsgebot und Gewissenspflicht, nicht zu lösen, aber die lutherische Lehre vom passiven Gehorsam hat ihm wenigstens die gefährliche Schärfe genommen.

Mit regem Eifer und in treuer Arbeit wurde daran ge-

gangen, das Kirchen- und Volksleben auf dem Grunde der neuen evangelischen Erkenntnis aufzubauen. Man mußte in den meisten Landen wieder ganz von vorn anfangen. Zu den Sünden der Vergangenheit war das ganze Ungestüm der reformatorischen Bewegung gekommen, um auch viel Wertvolles im kirchlichen Leben zu zerstören. Es gibt in der Geschichte — wie es scheint — keine normale Entwicklung, der Übergang von veralteten Zuständen zu neuen geht nicht ohne Zerstörung ab. Die Menschheit muß sich ab und zu einmal gewaltsam von dem Alten, das zu einer drückenden Last geworden ist, befreien, um neuem Leben Raum zu machen, und schießt dabei zumeist über das Ziel hinaus. Aber jetzt drohte es zu einem völligen Zusammenbruch des kirchlichen und sittlichen Lebens zu kommen.

Die Kirchenvisitation in Sachsen gab ein fast trostloses Bild von den kirchlichen Zuständen, und wie in Sachsen, so war es auch in anderen Landen. Von katholischer Seite hat ein Janssen die Reformation für diese Zustände verantwortlich gemacht, aber so gewiß in diesen gährenden Übergangszeiten das kirchliche Leben schwere Schädigungen erlitt, so gewiß ist auch nach den geschichtlichen Quellen, daß es schon vor der Reformation in voller Auflösung begriffen war. Wir haben vom Jahre 1506 genaue Berichte aus der Mainzer Diözese, welche ganz das gleiche Bild ergeben wie die kursächsischen Visitationsakten. Die geschichtliche Wahrheit ist vielmehr die, daß alles kirchliche und auch religiös-sittliche Leben ohne die Reformation zugrunde gegangen wäre und daß die Berechtigung der Reformation und die Kraft und Lebensfähigkeit ihrer Gedanken sich gerade darin glänzend gezeigt hat, daß es ihr gelungen ist, unter unendlichen Mühen auf solch einem Trümmerfelde den Neubau der lutherischen Kirche zu vollbringen.

Schon der äußere Zustand der Kirche war geradezu trostlos. Die Stiftungen zur Erhaltung der Kirche und Pfarrer waren vielerorts eingegangen oder das Stiftungsvermögen von dem Adel eingezogen, das Inventar der Kirchen in vielen Gemeinden verschleudert. Massenhaft hatte man im Bauernkriege Kelche und Monstranzen verkauft und den Erlös zu „Zechpfennigen“ verwendet, häufig nach dem Kriege auch die Strafgelder damit bezahlt oder Wirtshäuser und Braupfannen davon

erbaut. Nicht nur evangelische Fürsten und Städte, sondern ebenso katholische hatten ihre Hände nach dem Kirchengut ausgestreckt und es an sich gerissen. Nicht selten hatten auch die Gemeinden die Äcker und Wiesen der Pfarre verkauft; wo sich noch Kirchen- und Pfarrland fand, war es verwahrlost und im schlechtesten Zustande. Die Pfarrhäuser waren oft erbärmlich und baufällig, die Kirchen ebenfalls, die Kirchhöfe ohne Zäune, eine Weide für das Vieh, das die Gräber aufwühlte. Die Pfarreinnahmen waren gänzlich unzureichend, zumal auch die Parochianen ihre schuldigen Leistungen verweigerten. „Die Pfarren, klagt Luther, liegen elend danieder, niemand gibt, niemand bezahlt; Opfer- und Seelpfennige sind gefallen, Zinsen sind nicht da oder zu wenig." Die reformatorische Predigt hatte bei vielen zunächst die Meinung zur Folge, daß jetzt den „Pfaffen" überhaupt nichts mehr zu geben und man jeder Verpflichtung gegen die Kirche ledig sei. Seit das Sprengen aufgehört hatte, wollte man auch keine Sprengbrote mehr geben. Für die Geistlichen war es höchst lästig, bei der Widerspenstigkeit der Gemeinden auf das Einsammeln der verschiedenen Zehnten, der Michelspfennige, der Krenzgroschen und Hausgroschen, Weihnachtsbrote und Stolgebühren angewiesen zu sein. Am schlimmsten war es da, wo die Geistlichen von den Klöstern abhängig waren. Und was für Geistliche fanden sich vor! Unwissenheit, Trunksucht und Unzucht sind fast die steten Ergebnisse bei ihrer Visitation. In Elsnig konnte der Pfarrer, schon ein alter Mann, das Vaterunser und den Glauben nur unvollständig aufsagen, dagegen verstand er Teufel zu bannen und genoß in dieser Kunst einen solchen Ruf, daß er sogar nach Leipzig geholt wurde. Viele hatten nicht einmal die nötigen Bücher und pflegten mehr der Jagd als der Seelsorge. Manche betrieben bürgerliche Gewerbe, namentlich Schankwirtschaft, und die Zahl der Säufer unter ihnen war erschreckend groß. Noch schlimmer stand es mit der Sittlichkeit. Fast durchweg fand sich das Zusammenleben mit den Pfarrköchinnen oder wilde Ehen. Unter den Geistlichen im Sprengel Meißen und Voigtland lebte nur einer in rechtmäßiger Ehe; der Pastor in Lucka, Michael Kramer, hatte sogar drei lebende Eheweiber. Hader und Streit mit den Gemeinden war an der Tagesordnung.

Das Volk entsprach völlig seinen geistlichen Führern, und was von Sittlichkeit in der römischen Zeit noch geblieben war, das hatte der Bauernkrieg und das Sektenwesen vollends zerstört. Unglaublich groß war die Roheit des Volkes in Stadt und Land, ebenso Saufen und unsittliches Treiben, mit welchem man selbst den Gottesdienst entweihte. In dem kleinen Düben, das 110 Familien zählte, waren in einem Jahre 15 uneheliche Kinder getauft. Der kirchliche Sinn war hier so erloschen, daß oft kaum drei Menschen dem Gottesdienste beiwohnten, und anderwärts war es oft nicht viel besser. Bei der Visitation erklärten viele Bauern, daß schon ein zweimaliger Gottesdienst in der Woche zu viel sei. Überall fand sich eine beträchtliche Zahl solcher, die zum Sakrament nicht zugelassen werden konnten, weil sie die Hauptstücke des Glaubens nicht konnten, viele konnten weder beten noch die Gebote. Der Aberglaube, besonders das Teufelbannen und Diebsbeschwören, war im ganzen Lande verbreitet. Absichtliche Störungen des Gottesdienstes waren nichts Seltenes, mit Pauken zog man in Süptiz Sonntags an der Kirche vorüber, hier wie in Muckrehna hatte man die Kirche zur Niederlage für das Pfingstbier ausersehen. Die Geistlichen waren verachtet und wurden öffentlich geschmäht. Die Bauern zu Neiden wollten ihren Pastor sogar steinigen, als er sich beim Richter beschwerte, lachte dieser ihn aus. Nur wenige Gemeinden wünschten wirklich eine Änderung im Sinne der Reformation.

Mit der Kirche war auch das Schulwesen verfallen. Die Anfänge, welche man dazu im Mittelalter auf dem Lande gemacht hatte, waren verkümmert, die Schulen lagen danieder. In Gauern war der Dorfhirte zugleich Lehrer, in Dubro, wo die Gemeinde ihrem Küster Lob spendete, stellte sich heraus, daß dieser weder lesen noch schreiben konnte. Auch in den Städten waren die Küster oft nur auf ein Jahr angestellt, obwohl sie in der Schule mit unterrichten sollten, meist war der Stadtschreiber mit dem Schuldienst betraut, wenn nicht ein Geistlicher das Amt mit versah. Die römische Kirche, vor allem Nikolaus von Cusa, hatte im 15. Jahrhundert zwar manches getan, um das Schulwesen, selbst auf Dörfern, zu fördern, aber die Ergebnisse der Visitation und die Klagen aus

anderen Teilen Deutschlands bezeugen, daß wir uns den Erfolg nicht groß denken dürfen.

Auf solch einem Felde galt es, neu zu bauen, und man ging mit Gottvertrauen und mutigem Eifer daran. Wo die evangelischen Gedanken in der Bevölkerung schon Boden gefaßt hatten, schritt die Erneuerung rasch vor sich. Bei der Visitation im zweiten Meißenschen Bezirk 1529 fand man die Verhältnisse schon bedeutend günstiger, vor allem hatte Zwickau Großes geleistet. Obwohl die Finanzlage der Stadt nicht besonders günstig war, zeigte man sich eifrig und opferwillig und setzte jährlich viel Geld zu, um den Anforderungen der neuen Kirche gerecht zu werden. Die alten Geistlichen blieben im Genuß ihrer Pfründen, wenn auch manche von ihnen kaum noch etwas leisteten. Das Beginenkloster wurde aufgehoben, die letzten Insassen entschädigt, das Vermögen eingezogen und mit diesen Mitteln die wohltätigen Anstalten und die Armen der Stadt unterstützt. Daneben tat der Magistrat Außerordentliches für die Schule, die gewissermaßen das Vorbild für die Schulen im Meißnischen und Voigtland wurde. Hindernd trat einer durchgreifenden Besserung des Schulwesens meist nur die kümmerliche Besoldung entgegen. In Zwickau bezogen die vier Hauptlehrer noch 1544 einen Gehalt von etwa 1000 Mark nach unserem Gelde, bis herunter zu 480 Mark. Dazu mußte jeder Lehrer alljährlich bei dem Rate um Belassung im Schuldienst bitten, eine Einrichtung, die seine Wirksamkeit auch nicht förderte.

Stetig und ruhig verfuhr man auch bei der Durchführung der Reformation im ganzen Kurfürstentum. Wohl wurde ein Kampf mit der römischen Kirche geführt, und es bedurfte durchgreifender Mittel, um den Widerstand der altgläubigen Adligen zu brechen, die im Verein mit den hohen Stiftern des In- und Auslandes die römische Kirche durch alle Mittel zu halten suchten. Es gab auch manchen harten Strauß mit römischen Geistlichen und Insassen der Klöster — vor allem die Nonnen widersetzten sich öfters mit List und Hartnäckigkeit jedem Reformversuche —, es wurde auch besonders im Anfange der Visitation hier und da mit Härte vorgegangen, aber im großen und ganzen verfuhr man doch mit Milde. Wenn die Insassen der Klöster nicht — wie es bei vielen Augustinern

der Fall war — zur lutherischen Kirche übertraten, suchte man sie erst gütlich von der Wahrheit der neuen Lehre zu überzeugen und zwang sie nur, sich der Pfarrstellen außerhalb des Klosters zu entäußern. An eine vollständige Ausrottung des klösterlichen Lebens dachte man anfangs nicht, erst später ist man zur Auflösung der Klöster geschritten, weil sie Herde der gegenevangelischen Bewegung wurden und vom sozialen Standpunkt aus unnütz und schädlich waren, aber man gab den Mönchen Frist zu anderweitiger Versorgung und half ihnen dabei. Mit Hilfe der eingezogenen geistlichen Güter unterstützte der Kurfürst auf alle Weise die Kirche, höhere und niedere Schulen.

Eine besonders wichtige aber auch schwierige Sache war die Versorgung des Landes mit evangelischen Pastoren. Da gab es in den Gemeinden römische Priester, die mit allem Eifer die neue Lehre verdammten, dann wieder gänzlich ungebildete, die nicht imstande waren, das Amt zu führen. Unter den schon evangelisch gesinnten Predigern waren manche unklare Köpfe, unfähig, die evangelische Lehre zu verkündigen oder sektiererischen Anschauungen huldigend. Auch solche fehlten nicht, die selbst nicht wußten, was sie waren, die je nach Wunsch die katholischen oder die lutherischen Gebräuche beobachteten oder auch wohl selbst beide Bekenntnisse zugleich vertraten. Die Visitatoren prüften alle Geistlichen; die gänzlich unfähig und die hartnäckig waren, wurden abgesetzt, aber man sorgte für ihren Lebensunterhalt. Stets gab man Zeit zur Besserung; solche, die in wilder Ehe lebten, nötigte man zur Heirat ihrer Konkubinen. Überall trug man große Geduld und war oft mit dem guten Willen und Versprechen der Besserung zufrieden. Man durfte auch nicht zu streng verfahren, weil man keine anderen Prediger hatte. Die tüchtigen Kräfte wurden an größeren und wichtigeren Punkten gebraucht, der junge Nachwuchs war bis jetzt noch spärlich. Das Studium der Theologie hatte in diesen Jahren sehr stark abgenommen. In den Städten war die gute alte Sitte hingefallen, daß der Bürger einen fremden Schüler in sein Haus aufnahm, das Betteln an den Türen, wie es Luther noch getan hatte, war verboten, so blieben die ärmeren Schüler von der Schule fort und damit manche, die sich sonst dem Kirchen- und Schuldienste gewidmet hätten. Dazu war der Pfarrdienst außer-

ordentlich mühsam wegen der täglich abzuhaltenden Gottesdienste und der Entlegenheit der zahlreichen — oft fast zahllosen — Filialen. Nach Wittenberg waren z. B. zwölf Dörfer eingepfarrt. Auf Bugenhagens Veranlassung erst wurde zu den bisherigen drei Diakonen in der Stadt noch ein vierter bestellt, der zu Pferde auf die Dörfer ritt, um den Bauern zu predigen und im Katechismus zu unterrichten. Er hatte auch in den Pestzeiten dort Beichte zu hören und das Sakrament zu reichen, darum war der spätere Titel dieses Seelsorgers: der Pestilenziarius. In diesen noch verworrenen Zeiten bedurfte es großer Charakterfestigkeit, um sich der Theologie zu widmen, und noch größerer Selbstlosigkeit, um das schwere, entsagungsvolle und nicht ungefährliche Amt eines Predigers zu übernehmen. Denn noch war die lutherische Kirche in keiner Weise gegründet und ihre Zukunft und damit auch die ihrer Diener völlig ungewiß. So mußte man halten, was irgendwie zu halten war.

Den evangelischen Geistlichen wurden genaue Vorschriften über die Predigten gegeben, vor allem wurden sie gewarnt, viel gegen den Papst und die römische Kirche zu polemisieren. Die Postille Luthers sollte eingeführt werden und auf ihr die Predigt fußen, damit nicht jedermann auf den Dörfern sein „Gaukelwerk" der Gemeinde vorplaudern könnte. Melanchthons dogmatisches Werk, die Loci, wurden als Norm der evangelischen Predigt aufgestellt. Mehrfach wies man die Geistlichen an, um ihrer selbst willen und der beschränkten Fassungskraft ihrer Zuhörer das Wort „aufs gröbste" auszulegen, wofür Melanchthon eine Anweisung drucken ließ. Das Visitationsbuch, das die erste offizielle Aufstellung einer Lehrform und Kirchenordnung enthält, ist sehr maßvoll und besonnen. Mit aller Entschiedenheit wird die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vertreten, aber auch vor Mißbrauch des Evangeliums und fleischlicher Freiheit gewarnt. Ohne jede Polemik gegen Rom wird den Pastoren an das Herz gelegt, zur Buße und guten Werken zu vermahnen, aber nicht vom Verdienst zu disputieren. Sie sollten auch nicht ausschließlich vom Glauben und der Vergebung der Sünden predigen, sondern dabei auch von der Buße, der Gottesfurcht und dem Gottesgericht. Aller Nachdruck wurde auf ein frommes Leben, das mit der Buße beginne, gelegt, auf

den freien Willen, das Gute zu tun und das Böse zu lassen. Nur aus eigener Kraft könne der Mensch das Herz nicht reinigen und „göttliche Gaben wirken", Gott müsse man suchen und ihn bitten, daß er seine Gaben in uns wirke. Das heiße christliche Frömmigkeit. Im Kultus behielt man alles bei, was irgendwie noch mit Luthers Lehre in Einklang zu bringen war, so im Gottesdienst manches, was an den katholischen Ritus erinnerte. Noch 1541 schrieb Luther an den Kanzler Brück: „Gottlob seien unser Kirchen in neutralibus so zugericht, daß ein Laie oder Walch (Welscher) oder Spanier, wenn er sähe unsre Messe, Chor, Orgeln, Glocken, Caseln (Meßgewänder), würde er sagen müssen, es wäre eine rechte päpstliche Kirche". Die lateinische Messe wurde nicht unbedingt verboten, selbst die Spendung des Sakraments unter einer Gestalt wurde für die noch zugelassen, welche Gewissensbedenken hatten, den Kelch zu empfangen. Den Kurfürsten erschien diese Schonung des Gewissens übertrieben, aber Luther bestand darauf: „dieweil niemand zum Glauben zu zwingen, noch von seinem Unglauben mit Gebot oder Gewalt zu bringen ist, sintemal Gott kein gezwungener Dienst gefällt und er eitel freiwillige Diener haben will." Der Zwang zur Ohrenbeichte wurde verworfen, aber zu einer freien Beichte vor dem Pfarrer aufgefordert, ohne die niemand zum Sakrament zugelassen werden sollte. Endlich wurde überhaupt der Wert kirchlicher Ordnungen betont, nur daß sie nicht zum Zwange für die Gewissen werden dürften, und die einträchtige Feier gewisser Feiertage, die an einzelnen Orten eingegangen war, empfohlen.

Das alles war den Grundsätzen gemäß, die Luther schon längst vorgetragen hatte, aber sie erregte große Verwunderung. Die Römischen redeten höhnisch, daß Luther und Melanchthon jetzt schon „zurückkröchen", und selbst manche eifrigen Lutheraner nahmen an diesem und jenem Punkte Anstoß, besonders daran, daß jetzt die evangelische Freiheit beseitigt werden sollte. Aber ein anderes ist niederreißen, ein anderes aufbauen. Mit Recht sagt Schelling: „Die wahre Zukunft kann nur das gemeinschaftliche Erzeugnis der zerstörenden und erhaltenden Macht sein. Eben darum sind es nicht die schwachen, von jedem Evangelium einer neuen Zeit zuerst ergriffenen, sondern nur die

starken, zugleich an der Vergangenheit festhaltenden Geister, welche die wahre Zukunft zu erschaffen vermögen." Sollte die lutherische Kirche bestehen bleiben und sich friedlich entwickeln, so mußte eine einheitliche Grundlage geschaffen werden. Man durfte nicht jeden Pastor lehren lassen, was er wollte, und nach subjektivem Ermessen die gottesdienstlichen Einrichtungen schaffen lassen, sondern bedurfte notwendig einheitlicher objektiver Ordnungen. Ohne solche wäre die junge Kirche in lauter Atome zersprengt. Freilich nur ungern ist Luther an eine derartig gesetzliche Ordnung gegangen; sein Ideal blieb immer die Freiheit. Noch in seinen letzten Lebensjahren erklärte er sich sehr stark gegen jedes Satzungswesen und jedes Drängen auf Uniformität im einzelnen. Verhandlungen darüber waren ihm geradezu zuwider. „Ich bin abhold", schreibt er einmal, „den Zeremonien, auch den notwendigen, feind aber den nicht notwendigen, denn es geschieht leicht, daß die Zeremonien im Gesetze auswachsen; wo aber Gesetze aufgestellt sind, werden bald Stricke für die Gewissen draus."

Große Schwierigkeiten bot die äußere Ordnung des Kirchenwesens. Die alte Parochialeinteilung auf dem Lande war gänzlich unhaltbar, die Pfarren sehr ungleichmäßig verteilt, und in den Städten ging die Zahl der Pfarren und Kirchen weit über das Bedürfnis hinaus. Viele Städte waren die reinen Pfaffennester, wie Eisenach, das besonders diesen Namen trug. In Zwickau waren 1527, nachdem schon stark aufgeräumt war, an vier Kirchen noch einige zwanzig Geistliche. Auf dem Lande hatten dagegen manche Pfarrer zahllose Filialen und eingepfarrte Ortschaften zu versorgen. Manche Pfarren waren viel zu kümmerlich dotiert, als daß sie einen Pastor, geschweige einen verheirateten ernähren konnten. So schlug man Parochien und dürftige Pfarreien zusammen, gründete aber auch wieder neue, wo es not war. Manche Kirche ist damals eingezogen und in einen Schüttboden verwandelt, manch edles Bauwerk auch zerstört und als überflüssig beseitigt. Mancherorts wurde seltsam verfahren, wie in Altherzberg, wo man die dringend nötige Kapelle in einen Marstall umwandelte, obwohl die Hauptkirche dem Einsturz nahe war. Zuweilen führte auch der Mangel an geistlichen Kräften zur Zusammenschlagung entfernter Ortschaften.

Mit großer Treue wurde das den Pfarren entfremdete Gut wieder beigebracht, wenn auch vieles verloren blieb. Man durfte froh sein, wenn man den Zehnten, die Opfer- und Meßpfennige, überhaupt die kleinen Naturalbezüge (in Wydra gab z. B. jeder Fischer dem Pastor ein Gericht leichter Fische) wiederherstellte, von denen der Pastor sein Dasein kümmerlich fristete. Es war ein hartes Leben, das den lutherischen Pastor erwartete, um so mehr ist die Treue derer zu bewundern, die sich dem Pfarramt widmeten, das tägliche Sorge und ständigen Kampf mit der verkommenen Gemeinde brachte. Die Pfarrhäuser wurden notdürftig wiederhergerichtet, sie waren nicht viel besser als die geringsten heutigen Tagelöhnerhütten auf dem Lande. Darin hauste der Pastor mit Weib und Kindern, froh, wenn er nur ein kleines Gelaß hatte, wo er seine kümmerliche Bibliothek haben und leidlich ungestört studieren konnte. Im Kurkreis Wittenberg waren die Visitatoren zufrieden, wenn der Pastor wenigstens ein kleines Inventar hatte, aus einer Kuh, einem Tisch und einem Spanbette bestehend. Vielerorts weigerten sich die Gemeinden, die Baupflicht zu übernehmen, und das war auch eine große Last, da seit langer Zeit sich niemand um die geistlichen Gebäude gekümmert hatte. Es gab Pfarrhäuser, in denen buchstäblich niemand ein trockenes Unterkommen finden konnte. Die Geschichte des lutherischen Pfarrerstandes in Deutschland ist Jahrhunderte hindurch eine Leidensgeschichte ohne Gleichen gewesen. Dieser Stand hat alles, Gesundheit und Kraft, Bequemlichkeit und Leben dem Ideale geopfert, Diener Gottes, dem armen Volke zu gut, zu sein. Diese armseligen evangelischen Pfarrhäuser sind eine Quelle des Segens und der Sittlichkeit für die Gemeinde geworden. Allen voran ging die Wittenberger Geistlichkeit, obwohl sie bei aller schweren Arbeit nur kümmerlich besoldet war. Der erste Pfarrer der Stadt bezog nur 200 Fl. (nach heutigem Gelde 3150 Mark), und mehr hatte auch Luther nicht. Auch die verfallenen, teils auch im Bauernkriege zerstörten Kirchen wurden hergestellt und zum lutherischen Gottesdienste eingerichtet. Wo mehrere Altäre waren, wurden sie bis auf einen beseitigt, die Heiligenbilder entfernt und der Altar mit Kruzifix und den heiligen Geräten geschmückt. Wo keine Kirchen waren, hielt der Pastor die Andacht „an einem

ehrlichen Orte", auf einer Wiese oder unter einem Baume, zur Winterzeit in einer Scheune. Gab bei diesem Gottesdienste die Gemeinde Ärgernis, so hatte der Pfarrer das Recht, das Dorf weniger zu besuchen und sich auf bessere Ortschaften zu beschränken. Als schärfste Zuchtmittel hatte er die Gewalt des kleinen Bannes. Luthers ursprüngliche Gedanken waren — wie wir oben sahen — auf eine Gemeindezucht gegangen. Die christliche Gemeinde sollte die Strafe des rechtlichen und christlichen Bannes (Matth. 18) nicht abgehen lassen, sondern denen, welche in öffentlichen Lastern, als Ehebruch, täglicher Völlerei und dergleichen liegen und davon nicht lassen wollen, nach wiederholter Vermahnung den Zutritt zum Abendmahl versagen. Demnach hätte man eigentlich einen Gemeindevorstand bilden müssen, aber bei den trostlosen Zuständen mußte man darauf verzichten und dem Pastor diese Gewalt allein in die Hände geben.

Auch das verfallene Schulwesen suchte man wiederherzustellen und neu aufzurichten. „In allen Städten und Flecken", sagt Luther einmal, „sollen gute Kinderschulen zugerichtet werden, aus welchen man erwählen könnte, die zur hohen Schule tüchtig, daraus man Männer für Land und Leute ziehen mag." Von weittragender Bedeutung wurde sein Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" (1524). Nicht nur auf Knabenschulen, sondern auch auf Mädchenschulen war er bedacht. Das Interesse ging freilich zunächst auf die Wiederherstellung der alten lateinischen Schulen, aber sie erhielt eine ganz neue, christlich pädagogische Seele. Die Visitation fuhr in der Förderung des Schulwesens fort. In Schweidnitz ordneten die Visitatoren die Gründung einer Schule an und legten vornehmlich dem Stadtschreiber die Verpflichtung auf, den Kindern den deutschen Segen und das Tischgebet zu lehren. Schon im späteren Mittelalter gab es in größeren Städten sogenannte Schreibschulen, in welchen nur Schreiben und Lesen gelehrt wurde. Sie waren ungern zugelassen von den Domkapiteln, welche die Schulgerechtsamkeit besaßen, und nur kümmerliche Anstalten. Jetzt bekamen sie eine religiöse Grundlage und damit neue Kraft. Fast überall begann man mit dem Wieder-

aufbau der Schulen, die besonders in dem fränkischen Teil des Kurfürstentums Sachsen fortschritt. Man war auf die Anstellung tüchtiger „Kirchner" bedacht, die der Jugend die 10 Gebote und das Vaterunser vorsprechen und deutsche Lieder und Psalmen vorsingen sollten. Vor allem wurde das Lesen der Bibel betont und wie das Singen und Lesen recht eigentlich „ins Herz hinein" getrieben werden müsse. Übrigens wandte sich die Fürsorge der Visitatoren erst einmal den städtischen Schulen zu, an das Land dachte man erst in zweiter Linie. Hier wurde nur der Grund zu einer allgemeinen Volksschule durch die Forderung kirchlicher Katechesen gelegt, Luther regte seine Freunde, Aquila, Brenz, Regius u. a. an, kurze Handbücher der christlichen Lehre zu schreiben, und verfaßte selbst seinen großen und kleinen Katechismus. Er sah die Schule als eine Anstalt der weltlichen Obrigkeit an, die ihm allerdings immer die „christliche" Obrigkeit war, ist also in gewisser Weise der Schöpfer der staatlichen Schule geworden.

Die Mittel zu dieser Neuordnung sollten die Einkünfte des „Gemeinen Kastens" dienen. In diesen sollten die Erträge der Kirchengüter, der aufgehobenen Klöster und Stiftungen und der freiwilligen Beiträge fließen. Dann sollten daraus die Kirchen, Pfarrer, Armen und die Schule erhalten werden. Der Übelstand war nur, daß der gemeine Kasten nirgends recht zu Kräften kam. Die ihm zugedachten Stiftungsgüter flossen ihm nur sehr teilweise, von den eingezogenen Kirchen- und Klostergütern sehr wenig zu. Die lutherische Kirche verfuhr hierin auch sehr milde. Die Klosterinsassen wurden zur Aufgabe des klösterlichen Lebens nicht gewaltsam gezwungen, sondern sie blieben zeitlebens im Besitz ihrer Einkünfte. Man ließ die Stiftungen so lange in kraft, als noch ein Bezugsberechtigter lebte, und dann erst wurden die Einkünfte für Kirche und Schule verwendet. Darunter mußten die Vertreter der lutherischen Lehre natürlich erst sehr leiden. Einen großen Teil der geistlichen Stiftungen kannte man auch garnicht, vor dem Schritt, die geistlichen Orden, welche das beste Land besaßen, aufzulösen, scheute man noch zurück, und mit den Beiträgen der Gemeinden sah es noch kümmerlich aus. Der reiche Konvent von Frauenberg bei Meißen, der 1000 Schock jährliches Einkommen hatte,

gab nur 12 Gulden jährlich, und die Sammlungen in der Kirche brachten nur sehr wenig auf. An vielen Orten warf man das Kirchen- mit dem Gemeindevermögen zusammen und auf diese Weise wurde es der Kirche entfremdet. In Jena hatte der Rat das ganze Kirchensilber im Betrage von 2007 Fl. zu Kommunalzwecken veräußert, die meisten Städte waren so arm, besonders infolge häufiger Mißernten, daß sie nichts für die Kirchen und Pfarrer leisten konnten. So blieb die Lage der Pfarrer schlecht. Über $^6/_7$ der Pfarreien in Thüringen waren auf den Ackerbau angewiesen, vielerorts fehlte es an Wiesen, und die Landwirtschaft war für die Geistlichen nicht eine Quelle des Erwerbs, sondern der quälendsten Sorgen. Luther betont einmal, daß der Geistliche unter den Sorgen für den Ackerbau unmöglich seinen geistlichen Pflichten nachkommen könne. Fort und fort waren neue Zusammenlegungen von Pfarren nötig, nicht zum Vorteil des kirchlichen Lebens, aber auch die Einrichtung von Schulen mußte unter diesen Umständen sehr leiden. Der Visitationsbezirk Thüringen zählte 1533 in 738 Ortschaften nur 250 Kirchner, denen die Erteilung des Unterrichts zufiel, und die Gemeinden ließen diese Stellen gern eingehen, weil der einzelne je nach Vermögen zu ihrem Unterhalte beitragen mußte. Befriedigend war der Unterhalt der Kirchen- und Schuldiener noch lange nicht — obwohl z. B. 1535 und 1536 aus den thüringischen Klöstern allein nach heutigem Gelde 31 565 M. ständige Zulage gewährt wurde.

Die Visitationen wurden wiederholt, wobei die Maßnahmen noch verschärft wurden. Nach der Instruktion von 1532 sollten alle Papisten und sonst untauglichen Diener abgesetzt werden. Irrtümer im Glauben und Abweichungen von der Lehrnorm wurden mit Landesverweisung bedroht, und das nicht nur bei Geistlichen, sondern auch bei Laien. Verstöße der Geistlichen gegen die Sittlichkeit hatte unbedingt Entsetzung zur Folge, auch wenn sie in der Lehre brauchbar waren, geringere Verfehlungen wurden mit Versetzung bestraft. Für Anstellung tüchtiger Pastoren, sorgfältige Verwaltung der kirchlichen Güter und bessere Besoldung der Kirchendiener geschah manches. Wo die Erträge der Stiftungen nicht ausreichten, hatten die Gemeinden das Fehlende zu decken, erst in letzter Linie wurde das Ver-

mögen der Klöster und die Erträge der kurfürstlichen Lehen herangezogen. So gelang es, die Pfarrbesoldung auf 720 M. nach heutigem Gelde zu erhöhen. Freilich trug es nicht zu einem guten Verhältnis zwischen Pastor und Gemeinde bei, wenn jener angewiesen wurde, die rückständigen Pfarrgebühren durch kurfürstliche Reuter eintreiben zu lassen. Allerdings hatte der Pastor oft um seine kärgliche Einnahme zu kämpfen, die von den Pfarrkindern nur schlecht und mit Murren aufgebracht wurde. In Gadegast vertranken sie sogar die Pfarrabgabe zu einem Teile. In vielen Fällen hing der Pastor von der Gnade seiner Gemeinde ab, die sich kein Gewissen machte, ihm das schlechteste Korn, Eier und Brote zu reichen, und häufig geißelte der dem Hunger preisgegebene Mann auf der Kanzel die Säumigen und kennzeichnete die schlechten Lieferanten, nicht gerade zum Vorteil eines besseren Kirchenbesuches. Die Aufsicht über die Geistlichen und die Lehrer wurde den inzwischen bestellten Superintendenten übertragen, die auch gegen sittliche Verfehlungen der Gemeindeglieder und leidenschaftliche Erörterungen über Glaubenssachen in Wirtshäusern einzuschreiten hatten. Auch dem Übermaß der Genüsse sollte gewehrt werden, aber nicht immer mit den rechten Mitteln, sondern oft mit solchen, die zu einer geistlichen Gewaltherrschaft führten. Kindlich war es, wenn man dem die Teilnahme an dem Taufschmause verbot, der vorher nicht in der Kirche gewesen war, hart, wenn Versäumnis der Kommunion mit Landesverweisung bedroht wurde.

Trotz aller Schwierigkeiten ging es, wenn auch langsam, vorwärts. Nach und nach gewann man einen tüchtigen Pastorenstand, der auch äußerlich die Würde des Amtes wahrte. Im Amt und Kreise Colditz und Leisnig traten sie schon 1529 im Alltagsrocke vor den Altar und auf die Kanzel, ein Fortschritt gegen früher, wo sie oft in unwürdiger Kleidung erschienen. Der katholische Ornat, gegen den man Abneigung hatte, war, freilich nicht überall, abgeschafft, einen Ersatz dafür hatte man lange nicht. Die vielen eingepfarrten Dörfer wurden jetzt durch häufigeren Besuch der Pastoren besser beaufsichtigt, an den Unterricht der Jugend wurde viel Fleiß gewandt und bei den Erwachsenen auf die Erlernung des Glaubens gehalten und die Versäumer des Sakraments wieder herangezogen. Manches

geschah mit Hilfe der Obrigkeit zur größeren Heilighaltung des Sonntags, indem vor allem strenge Verbote des Zechens erlassen wurden. Die geistlichen Gebäude und Kirchhöfe wurden in möglichst guten Stand gesetzt und da nächtliches Begraben, mit vielen Unsitten verbunden, eingerissen war, eine ehrliche Bestattung am Tage mit würdigen Zeremonien durchgesetzt. Alle Beziehungen zur Kirche wurden strenger geregelt, aber in vielen Gemeinden war auch schon — wie Luther selbst schrieb — ein inniges Zusammenleben mit den Geistlichen entstanden. Wenn auch der Stand evangelischer Erkenntnis und Lebens sehr verschiedenartig war und es neben Eifrigen auch an Gleichgültigen nicht fehlte, so war doch auf dem Lande von Papismus nicht mehr die Rede, dagegen hatte dieser in den Städten noch manche Anhänger, welche dem Ausbau der lutherischen Kirche viele Hindernisse bereiteten.

Auch auf die Kursachsen benachbarten Länder wurde die Visitation ausgedehnt, zunächst auf die Vasallenstaaten. In der Grafschaft Schwarzburg nahm Graf Heinrich die Reformation selbst in die Hand, daß sich ein Eingreifen der Lehnsherren erübrigte. Anders war es in den beiden Reuß, wo die Landesherren streng katholisch waren. Ihre Länder waren Burgen und Herde des Katholizismus. Die bloße Kunde von der Visitation rief eine mächtige Bewegung hervor. Ritter und Priesterschaft verbündeten sich, mit allen Mitteln der lutherischen Lehre zu wehren, die beiden Fürsten protestierten und suchten dem Unternehmen alle möglichen Schwierigkeiten zu machen. Erst als der Kurfürst entschieden durchgriff, fügte man sich widerwillig und grollend. Die Visitation offenbarte stark verkommene Zustände; über die Hälfte der Geistlichen war völlig amtsuntüchtig, ihre Unsittlichkeit und Unwissenheit erschreckend groß; die Kapläne in der Hauptstadt Gera konnten nicht einen Bibelspruch aufsagen, das Land bot ein trauriges Bild von den schweren Versäumnissen der römischen Kirche. Dazu war auch hier die wirtschaftliche Lage der Pfarrer trostlos, zumal der katholische Landesherr die erledigten geistlichen Lehen an sich zog. Wiederholt versuchten die Visitatoren auf friedlichem Wege ihn zu bestimmen, das Kirchengut auch der Kirche zu lassen. Sofort nach Abzug der Visitatoren im Jahre 1533 kam die Opposition

wieder oben auf, im Schlosse zu Gera wurde die Winkelmesse wieder eingeführt und den Bürgern befohlen, die aufgehobenen römischen Feste wieder zu feiern. Zum Luthertum übergetretene Geistliche kehrten in das römische Lager zurück. An einigen Orten wurden die lutherischen Pfarrhäuser mutwillig zerstört, wobei ein abgesetzter Priester sich besonders hervortat, der sich mit „Durchbohrung von Pfarrhäusern" beschäftigte. Schon 1534 wurde darum eine zweite Visitation gehalten, die schon wesentlich bessere Ergebnisse aufzuweisen hatte. Es gelang jetzt, die Pfarren zu bessern und auch die Schulen, die Lehrer suchte man durch Gehaltsfestsetzung von den Ortsgeistlichen materiell unabhängig zu machen, denn bis jetzt waren sie auf das angewiesen gewesen, was deren Gnaden ihnen zugebilligt hatte.

Im Schleizer Landesteil hatten sich die römischen Gebräuche und das unsittliche Leben der Geistlichen mehr gehalten; noch vier derselben wurden abgesetzt, andere ernst verwarnt. Trotz der schärferen Aufsicht fand sich in Seubtendorf noch ein Priester, der nicht einmal eine Bibel hatte, die seine war vor 26 Jahren verbrannt. Auch gegen das Bierschenken der Geistlichen mußte mehrmals eingeschritten werden. Günstig war, daß die adeligen Patronatsherren überall der lutherischen Lehre zuneigten, wie auch die Räte in Städten und Flecken. So gelang es viel zu bessern. Die Gottesdienste wurden jetzt würdig gehalten ohne Störung, wie sie bisher an der Tagesordnung gewesen war. In Schleiz und Tanna waren besonders tüchtige lutherische Pastoren, denen der Rat und andere bezeugten, man habe von ihrer Tätigkeit in 14 Tagen mehr vernommen als zuvor in 14 Jahren. Die äußeren Verhältnisse und kirchlichen Ordnungen wurden überall gebessert und die Kirchen für den lutherischen Kultus umgestaltet. Das Bestatten der Toten ohne Vorwissen der Geistlichen — auch eine Unsitte aus römischer Zeit — hatte bald aufgehört, ja man hatte angefangen, Kirchenzucht zu üben, indem man ein christliches Begräbnis jedem versagte, der bei Lebzeiten nicht das Sakrament nach lutherischem Ritus empfangen hatte. Aber fort und fort widersetzte sich Heinrich von Reuß der Reformation seines Landes, und selbst als er Ostern 1536 ostentativ in der Greizer Pfarrkirche zum Luthertum übertrat, hielt er doch im Grunde seine alte Ge-

sinnung fest und hinderte mehr die Entwickelung des kirchlichen Lebens, als daß er sie förderte.

Ebenso schwierig wie in den Reußischen Landen war die Reformation in Altenburg durchzuführen. Der Rat der Stadt hatte sich nebst einem großen Teile der Bürgerschaft schon früh der lutherischen Lehre zugewandt. Seit 1527 wurde wiederholt visitiert, aber es war schwer, den Widerstand der Römischen zu brechen, der seinen Hauptsitz im Bergerkloster hatte. Diesem Kloster gehörte die Mehrzahl der Geistlichen an, und sie wühlten im geheimen in der Stadt und besonders auf dem Lande gegen die neue Lehre. „Altenburg ist mit Mönchen und Nonnen überschüttet," klagte der Rat, und er hatte um so mehr Ursache zu klagen, als die Klöster allen Besitz in Händen hatten, die Stadt aber arm war. Eine Anzahl Adliger war mit der alten Kirche im Bunde und trat hier schroffer als anderswo gegen jede Regung des Luthertums auf. Weil es an evangelischen Predigern fehlte fanden allerhand Sekten in der Stadt Eingang und erregten große Verwirrung. Und doch wurde von evangelischer Seite maßvoll gegen die römische Kirche vorgegangen. Man trieb die Mönche und Nonnen — obwohl gerade diese letzteren sich überaus hartnäckig und geradezu fanatisch geberdeten — nicht aus ihren Klöstern, wohl aber beseitigte man darin den römischen Kultus und führte lutherische Gebräuche ein. Auf diese Weise wurde das Fundament der katholischen Kirche unterwühlt, so daß sie zuletzt von selbst einstürzte. Auf dem Lande war der Adel fast ohne Ausnahme noch streng katholisch. Er zog die Kirchengüter für sich ein und hinderte dadurch die finanzielle Sicherstellung der lutherischen Pfarren. Die Dürftigkeit der Besoldungen ließ sich demnach auch im Altenburgischen nur schwer beseitigen, und das hemmte den Ausbau der lutherischen Kirche.

Die ungünstige wirtschaftliche Lage drohte die ganze Kirche überall wieder zu zerstören. Es war viel leichter, die bisher katholisch gesinnte Bevölkerung zum Übertritt zu bewegen, als die aus der katholischen Zeit stammenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu ordnen und die lutherische Kirche auf eigene Füße zu stellen. Obwohl bei den Visitationen viel zur Aufbesserung der Pfarrstellen geschehen war, liefen doch noch viele begründete

Klagen wegen unzureichenden Lebensunterhaltes der Pastoren ein. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, hatte den besten Willen, ihnen einen „bequemen Unterhalt" zu schaffen, zumal die Dürftigkeit des geistlichen Standes viele vom Studium der Theologie fern hielt. Es war bereits nichts Seltenes, daß Dorfküster die Pfarrstellen versorgten. Deshalb ordnete er an, die Besoldung der Geistlichen nochmals genau zu berechnen und zu prüfen, wie die Pfarrgüter am besten zu dem Zwecke des Pfarrunterhalts zu verwenden seien. Unter unsäglichen Mühen wurde dem Befehle nachgekommen und dabei endlos viel Papier verschrieben; teils hatten die vertriebenen römischen Geistlichen alles Urkundenmaterial rachsüchtig beseitigt, teils suchten die evangelischen Geistlichen durch Verschweigen dieses oder jenes Besoldungsteiles den Stand ihrer Einnahme herabzudrücken, um desto sicherer eine Zulage zu erlangen. Obwohl große Opfer von allen Seiten gebracht wurden, gelang es doch, die Pfarren nur kümmerlich aufzubessern. Wenn eine derselben 1000 Mark nach unserem Gelde einbrachte, gehörte sie schon zu den besten, die meisten blieben weit dahinter zurück. Dabei war zwar Haus und Garten nicht mit eingerechnet, dagegen alle anderen Einnahmen. Das schlimmste war, daß diese Verbesserung nur dadurch zu erreichen gewesen war, daß wieder viele kleine Gemeinden ihren Pfarrer verloren und mit größeren Gemeinden zusammengeschlagen wurden; in manchen Superintendenturen verringerten sich die Pfarren um ein Fünftel.

Die Heranziehung zum Pfarramt suchte man in Wittenberg durch das Stipendiatenwesen zu fördern. Es war ganz in Luthers Sinne, wenn die Einkünfte der aufgehobenen Klöster und Stifte auch zu dem Zwecke gebraucht wurden, das Studium der Theologie zu erleichtern. Auch auf anderen Universitäten, wie in Tübingen und Marburg, ist man so verfahren. Und nicht bloß Theologen, sondern auch Studierende der anderen Fakultäten wurden aus diesen Fonds unterstützt. Durch eine scharfe Kontrolle und Examina suchte man eine gute Verwendung der Stipendien durchzusetzen. Man rechnete auf alljährlich 150 Stipendiaten, die man mit den Mitteln der aufgehobenen Stifte erhalten könnte. Aber auch hier kam man erst langsam zum Ziele, weil die Einkünfte erst kaum bis zur Hälfte

flüssig wurden, denn noch lebte eine gewaltige Menge der Versorgungsberechtigten aus katholischer Zeit, die man bis zu ihrem Tode aus den Stiftsmitteln erhielt, auch kamen diese oft schlecht ein. Später wurden sie der neuen evangelischen Universität in Jena überwiesen.

Den Abschluß der kirchlichen Neuordnung in Sachsen bildete die Errichtung der Konsistorien (1539). Durch die Visitationen war zumeist nur eine ungenügende Besserung der kirchlichen Zustände erreicht. Die Einwirkung der vorübergehend anwesenden Visitatoren war nicht bleibend genug, nur zu bald kehrten die alten Mißstände wieder. Gottloses Wesen riß wieder ein und allerhand Laster gingen wieder im Schwange, zumal die Amtsleute wenig auf Zucht hielten. Vor allem war das eheliche Leben verfallen. Heimliche und unerlaubte Verlöbnisse, die ebenso mutwillig gelöst wurden, wie sie eingegangen waren, und Verehelichungen in verbotenen Graden waren an der Tagesordnung. Luther hat mit mächtigen Worten gegen die Sittenlosigkeit geeifert und mit bitteren Worten über die Verachtung des göttlichen Wortes und den unerhörten Undank der Deutschen geklagt. Auch der sittliche Wandel der Geistlichen erregte an vielen Stellen ernste Befürchtungen. Manche schritten in leichtfertiger zerstückelter Kleidung einher und versahen den Gottesdienst ohne Würde. Streit und Hader zwischen Pastoren und Gemeinde, die sich gegenseitig der Pflichtversäumnis beschuldigten, war nichts Seltenes. Trotz aller Vorschriften kamen überall Mißbräuche in der Abhaltung des Gottesdienstes vor. In der einen Gemeinde taufte man die in der Not getauften Kinder in der Kirche nochmals, in der anderen fand sich ein langes Hinausschieben der Taufe. Fast jeder Pastor machte sich seine eigene Ordnung der Taufe, und ebenso beim Abendmahl, dem gar keine Beichte voranzugehen pflegte. Man ließ die Gemeinde zusammentreten und sprach die Absolution über den Haufen, „wie ein Dorfrichter“. Das Sakrament wurde bald unter einer, bald unter zwei Gestalten gegeben. Die Predigt wurde oft durch laute Unterhaltung gestört, ja in Globig reichten sich die Bauern während des Gottesdienstes die Bierkannen und betrugen sich geradezu schamlos. Ihrem vom Wagen gefallenen Pastor brachen sie ein Bein und ließen ihn

hilflos im Felde liegen. Allen solchen Roheiten gegenüber war der arme Pfarrer meistens wehrlos, ebenso wie in den häufigen Fällen, wo die Gemeindeglieder ihm die Gebühren und Abgaben verweigerten. Beistand bei der Obrigkeit fand er nur selten, und so suchte er sich selbst zu helfen, indem er die Beichte benutzte, um sich in Privatstreitigkeiten an den Leuten zu rächen, an rückständige Gebühren zu mahnen und auch sonst in weltlichen Dingen die Gemeinde zu kujonieren. In ihrem Eifer, die sittlichen Zustände zu bessern, wurden manche Pastoren die reinen Polizeibüttel, die tyrannisch und unverständig die Mittel der Kirchenzucht mißbrauchten. Das war die Folge des mangelhaften Gemeindelebens und der Unmöglichkeit, bei den damaligen religiösen und sittlichen Zuständen der Gemeinden zu einer Kirchenvorstandsordnung zu kommen, daß die Pastoren die ganze kirchliche Gewalt in die Hand bekamen und reichlich so despotisch herrschten wie ehemals die römischen Priester. Die Superintendenten aber, die man schon ziemlich früh als Vorgesetzte der Pastoren und Gemeinden gesetzt hatte, konnten bei weitem nicht ihren Aufgaben gerecht werden, auch schon darum nicht, weil ihnen die Exekutivgewalt fehlte.

Bei diesen Übelständen war man genötigt, wieder eine geistliche Oberaufsicht zu schaffen, welche überall auf die Innehaltung der gleichen kirchlichen Ordnungen hielt und sowohl die Gemeinde als auch die Pastoren scharf beaufsichtigte, ebenso etwaigen Übergriffen der letzteren wehrte. 1537 tauchte daher der Gedanke auf, evangelische Konsistorien zu gründen, als Zentralaufsichtsbehörde mit richterlichen Befugnissen. Von den ursprünglich geplanten mehreren Konsistorien kam nur eins zustande, das in Wittenberg, ein durch zwei Theologen und zwei Juristen gebildetes Kollegium landesherrlicher Kommissarien, also eine landesherrliche Behörde, bei der die Juristen den entscheidenden Einfluß gewannen. Seine Kompetenz sollte die Aufrechterhaltung reiner Lehre und richtiger Zeremonien im Lande umfassen, dann überhaupt die Aufsicht auch auf das Leben der Geistlichen, den „Schutz und Schirm der Pastoren", die Sorge für Kirchenvermögen und Kirchenbaulast, die Ehesachen und die Verfolgung öffentlicher Sünder. Der besseren Aufsicht wegen sollte jährlich Kirchenvisitation gehalten werden.

Von jetzt an lag der Schwerpunkt der Kirche nicht mehr bei den Pastoren, auch nicht mehr bei den Superintendenten, die gewissermaßen zu geistlichen Mittelbehörden herabsanken, sondern in den Konsistorien. Die lutherische Kirche wurde eine bureaukratisch regierte landesherrliche Konsistorialkirche, so daß man das Wort Christi Matth. 18, 17: Sage es der Gemeinde (wenn der sündigende Bruder sich nicht sagen lassen will) dahin erläuterte: Sage es dem Konsistorium! Trotz des Widerstrebens der Kurfürsten und des Widerspruches Luthers, der mit dieser Konsistorialherrschaft sehr unzufrieden war, erstrebte die neue kirchliche Behörde, um von dem Willen der weltlichen Beamten unabhängig zu sein, als selbständig zu handhabende Exekutivmittel den großen Bann, als weltliche Strafe gedacht (was die Bekenntnisschriften doch verworfen hatten), Leibesstrafe, Geldbuße und Gefängnis. Hat es doch in der lutherischen Kirche (z. B. in Mecklenburg) einen eigenen Konsistorialkerker gegeben. Zur vollständigen Durchführung kam das alles nicht, da der Kurfürst sich vor der wirklichen Einführung der zum Teil harten Kirchenstrafen scheute, und die evangelischen Laien sich lebhaft widersetzten. Aber soviel als möglich suchte doch das Konsistorium seine Macht auszuüben, und jedenfalls ist diese Konsistorialordnung Wittenbergs bezeichnend für den Geist, in welchem jetzt die lutherische Kirche regiert wurde.

Die Arbeit an dem Aufbau und der Organisation der lutherischen Kirche wurde aber bald wieder gehemmt durch die politischen Wirren. Nochmals kamen über sie schwere Zeiten, vor allem im schmalkaldischen Kriege, und ließen sie nicht zu einer ruhigen Entwicklung kommen. Ehe wir jedoch darauf eingehen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf die Forschritte der lutherischen Kirche in den anderen Ländern Deutschlands und darüber hinaus werfen.

## Kap. 2. Ausbreitung und Ausbau von 1530—1546.

Für die lutherische Kirche war es bedeutungsvoll, daß ihr bald nach dem Augsburger Reichstage von 1530, wo sie vor Kaiser und Reich das öffentliche Bekenntnis ihres Glaubens in der Augsburger Konfession ablegen durfte, eine längere Zeit

verhältnismäßiger Ruhe beschieden war. Trotz Luthers Widerspruch war 1531 der schmalkaldische Bund geschlossen zur Verteidigung der lutherischen Kirche. Eine Reihe lutherischer Fürsten und Städte taten sich zusammen, ihre schützende Hand über die junge Kirche zu breiten. Der Kaiser aber, teils durch den König von Frankreich, teils durch den Papst, teils durch die Türken aufgehalten, konnte nichts gegen den Protestantismus tun, hatte auch Grund genug, die Stimmung der Evangelischen zu schonen. Bis 1544 waren infolgedessen diese so gut wie ungehindert in der Ausbreitung und Befestigung ihrer Kirche. Selbst der Nürnberger Religionsfriede 1532, welcher die Duldung auf die bis dahin schon evangelisch gewordenen Fürsten und Städte beschränken wollte, konnte die weitere Ausdehnung der lutherischen Lehre durch ganz Deutschland nicht hindern.

Bedeutende Fortschritte machte die lutherische Kirche zunächst im Süden Deutschlands. In Württemberg hatte Herzog Ulrich, ein unruhiger Kopf, voll trotzigen Ungestüms und derber Lebenslust, sich schwerer Gewalttaten und des Mordes an Hans von Hutten, zu dessen Weibe er in sündlicher Lust entbrannt war, schuldig gemacht. Er wurde vom schwäbischen Bunde geschlagen und vertrieben, und das Herzogtum dem Kaiser Karl V. überlassen, der damit seinen Bruder Ferdinand belehnte und es für ein österreichisches Erbland erklärte. Mit allen Mitteln suchte die österreichische Regierung in Stuttgart die evangelischen Regungen zu unterdrücken, aber trotzdem breitete sich die evangelische Gesinnung immer weiter unter dem Volke und auch dem Adel aus. Ulrich besiegte im Bunde mit Philipp von Hessen das österreichische Heer bei Laufen und erhielt im Vertrage zu Kaden 1534 sein Land zurück. Er war in der harten Schule des Elendes ein anderer Mann geworden, vor allem ein gläubiger und mutiger Bekenner des Evangeliums. Der lutherische Schnepf wurde berufen, die nördliche Hälfte, der reformierte Blaarer die südliche des Herzogtums zu reformieren. Bald aber gewann das Luthertum im ganzen Lande solch einen Einfluß, daß Blaarer in die Schweiz zurückkehrte.

Der eigentliche Begründer der lutherischen Kirche Württembergs wurde aber Brenz, der schon in Schwäbisch-Hall segensreich gewirkt und bei der Aufrichtung des lutherischen Kirchen-

wesens in der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach treulich geholfen hatte. Die Kirchenordnungen für diese Länder sind unter seiner Mitarbeit entstanden. 1535 wurde er nach Stuttgart berufen, um die Württemberger Kirchenordnung festzustellen; der ihr angehängte Katechismus ist sein eigenstes Werk. Während Württemberg in der Lehre lutherisch wurde, blieb im Kultus die reformierte Art herrschend. Aber auch sonst machte die Reformation in Süddeutschland große Fortschritte. Regensburg trat offen zu ihr über, eine Stadt nach der anderen wurde lutherisch, und auch mehrere Fürsten, wie Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg, wurden Anhänger und Förderer der großen Bewegung. Selbst in den durch streng katholische Fürsten beherrschten Ländern war sie nicht einzudämmen. Die evangelisch Gesinnten in Bayern richteten Bittschreiben an die Herzöge, um Religionsfreiheit zu erlangen, und ebenso die in Böhmen an den König Ferdinand.

Später und langsamer als im Süden fand die Reformation im Norden Deutschlands Eingang. Das lag einmal im Charakter der meist Ackerbau treibenden Bevölkerung, die langsamer und bedächtiger, aber dann auch zäher und nachhaltiger ist als die süddeutsche Art, zum andern auch in der politischen Gestaltung des Nordens. Gegenüber dem zerstückelten Mittel- und Süddeutschland haben wir hier größere unter fürstlicher, geistlicher oder weltlicher Herrschaft stehende Gebiete. Dabei fehlten fast ganz die freien Städte, die in Süddeutschland so zahlreich waren und früh die Hauptsitze der Reformation wurden. Auch in der Kultur stand der Norden weit zurück, Reichtum, Bildung und feine Sitten wie in Ulm, Augsburg, Nürnberg oder Straßburg waren hier selten zu finden. Das geistige Leben pulsierte im Süden stärker, und die lebhaftere Bevölkerung war allen Neuerungen weit zugänglicher. Endlich hatten hier in den meisten Städten schon im 14. Jahrhundert die Zünfte die Teilnahme am Stadtregiment erzwungen, während im Norden meist noch die Geschlechter fast unbeschränkt regierten. Die Patrizier hingen überwiegend der alten Kirche an, die Zünfte dagegen waren fast durchweg Freunde der evangelischen Lehre. In den norddeutschen Städten war die Reformation zugleich ein politischer Kampf um das Stadtregiment,

und die kirchliche Umwälzung bedeutete auch den Sieg der Zünfte.

Ganz anders lag die Sache auf dem Lande. Der soziale Unterschied zwischen Stadt- und Landbevölkerung war damals weit größer als heute. Das Bild, das Urbanus Regius von der Lüneburger Landbevölkerung gibt, wird so ziemlich auf den ganzen Norden zutreffen; „räucheriche Hütten, eine Arche Noah, Hunde, Katzen, Kühe, Kälber, Rosse, Säue, Hühner, Schafe, alles beieinander, bei einem Feuer, da der Bauer auf Stroh liegt, alten stinkenden Speck ißt und Brot hart wie ein Wetzstein". Nicht aus dem Volke selbst ging hier die kirchliche Bewegung hervor, sondern von oben her wurde sie ihm entgegengebracht, und zwar schon in ziemlich fester Form, aber die Landbevölkerung ist willig darauf eingegangen und hat sie mit Eifer ergriffen, ein Beweis, daß sie schon fast durchweg von der römischen Kirche innerlich losgelöst war.

Im Lüneburgischen hat Herzog Ernst die Reformation durchgeführt. Ernst der Bekenner ist einer der edelsten Fürsten der Reformationszeit. Von ganzem Herzen dem Evangelium zugetan, das er am Tage von Augsburg 1530 mutig vor Kaiser und Reich bekannte, hatte er keinen größen Wunsch, als zu helfen, daß in seinem Lande das Evangelium gepredigt werde, und auch in der Pflege des kirchlichen Lebens folgte er seinem Wahlspruche: „Anderen dienend, verzehre ich mich." Fest und entschieden, nicht immer ohne Härte, aber stets selbstlos hat er seinem Lande die Segnungen der Reformation zugewandt.

Das Land war arm und rauh, das Volk in tiefer Abgeschiedenheit und Einfachheit ein kerniger, tief religiöser Menschenschlag, gesund, nüchtern, aber nicht ohne große Innigkeit. Schwere Zeiten hatte die unselige Hildesheimer Stiftsfehde gebracht. Das Land war mit Schulden überhäuft, durch den Krieg verwüstet; fast sämtliche fürstliche Schlösser, Zinsen und Zölle waren pfandweise in den Händen der Ritterschaft. Über den Herzog Heinrich den Mittleren war die Reichsacht verhängt; um die Nachteile derselben von seinen Landen abzuwenden, legte er 1521 die Regierung nieder und ging nach Frankreich. An seine Stelle trat der 24jährige Ernst, der in Wittenberg

studiert und die Anfänge der Reformation mit durchlebt hatte. Bald regte sich auch in seiner Residenz Celle das neue Leben, zuerst in schwarmgeistiger Art durch den Zwickauer Zyllop hervorgerufen. Er wurde beseitigt, und der durch Luther an Herzog Ernst empfohlene Gottschalk Cruse führte die Reformation in Celle durch. Einen treuen Helfer gewann der Herzog in seinem Kanzler, Johann Förster, einem der ausgezeichnetsten Juristen, welche die Reformation gefördert haben, indem sie den Fürsten und Theologen als rechtskundige Beistände zur Seite standen und ihr die rechtliche Grundlage erringen halfen. Mit der Ritterschaft verschwägert hatte er auch auf diese Einfluß. Er war ein entschiedener Charakter, nicht ohne Heftigkeit, und drang vor allem auf entschiedenes Vorgehen und bestimmte Maßregeln. Wie auch sonst in dieser Zeit die Juristen an den Höfen die aus der Landschaft genommenen Beisitzer aus dem Rate der Fürsten verdrängten, das römische Recht an die Stelle des heimatlichen Landrechts setzten und die absolute landesherrliche Gewalt durchsetzten, so auch Förster. Die Aufhebung der bischöflichen Jurisdiktion und die Verminderung der geistlichen Stimmen auf den Landtagen mußten zur Stärkung der fürstlichen Gewalt dienen und die Einziehung von Kirchen- und Klostergut ihr eine finanziell gesicherte Grundlage verschaffen. So ist es zu verstehen, weshalb auch der Kanzler Förster, der überhaupt die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit beseitigen wollte, auch aus politischen Gründen die Durchführung der Reformation erstrebte. Aber es liegen Beweise genug vor, daß der durchschlagende Beweggrund seines Handelns das religiöse Interesse war; darin ist er mit seinem Herzog völlig einig.

Seit 1526 ging Ernst, den evangelischen Reichsständen eng verbündet, vorsichtig, aber bestimmt vor. Milde und Vorsicht lagen zu sehr in seinem Charakter, als daß er sich zu stürmischem Handeln hätte fortreißen lassen. In dem Kirchenwesen wurden zunächst keine Änderungen vorgenommen, dagegen die Predigt der lutherischen Lehre im Lande eifrig gefördert. Kaum aber hatte man damit begonnen, als eine große Gefahr auftauchte. Die Anhänger der alten Kirche bewogen den Herzog Heinrich zur Rückkehr in sein Land. Er erschien plötzlich im Jahre 1527 und erklärte, die Herrschaft wieder übernehmen zu

wollen. Aber Ernst trat ihm bestimmt entgegen und auf seiner Seite stand das Land und die Ritterschaft. Auf einem Landtage zu Celle erklärten sich die Stände mit großer Mehrheit für die Annahme der Reformation, und der alte Herzog verließ für immer das Land. Nach einer Besprechung mit Luther schritt Ernst nun in seinem Vorhaben kräftig fort. Die Jurisdiktion der Bischöfe von Verden und Hildesheim wurde beseitigt, in den von dem Fürsten abhängigen Pfarreien wurden lutherische Prediger eingesetzt und ihnen Superintendenten übergeordnet. Das Land wurde visitiert, der Herzog suchte persönlich die Klöster auf. Die Mißbräuche wurden abgestellt und besonders gegen die Bettelmönche eingeschritten, aber auch gegen den weit verbreiteten Aberglauben in den Landgemeinden.

Aber das Werk der Reformation schritt nur langsam vorwärts. Die meisten Klöster widerstrebten heftig und der Erzbischof von Bremen-Verden, ein fanatischer Anhänger der römischen Kirche, tat alles, um dem Herzog entgegenzuarbeiten. Die Anfänge der lutherischen Kirche im Lande waren noch kümmerlich, wohl war hier die Reformation von oben ohne Schwierigkeiten eingeführt, aber es fehlte noch viel, daß wirklich auch die Herzen gewonnen waren. Da brachte Ernst vom Reichstag zu Augsburg einen süddeutschen Mann mit, der der eigentliche Reformator des Lüneburger Landes geworden ist, Urbanus Regius. Zwischen diesen beiden Männern ist ein selten herzliches Einvernehmen entstanden. Seinen „lieben Pfarrherrn und Bischof" nennt der Herzog den Regius, und dieser blieb seinem neuen Fürsten zeitlebens treu, trotz vieler Berufungen nach auswärts. Seine Arbeit wurde durch seinen oberdeutsche Abstammung, die ihn von den Niedersachsen schied, sehr erschwert. Der feine Mann mit städtischer Bildung hat sich nicht leicht in die rohe Bevölkerung „im äußersten Norden, an den Grenzen der Vandalen" wohnend finden können. Schwer empfand er das rauhe Klima. Besondere Schwierigkeiten machte ihm die verschiedene Sprache. Noch herrschte hier überall, auch in den Städten, die niederdeutsche Sprache, selbst auf der Kanzel und in der Liturgie. Nur am Hofe und in der Kanzlei des Herzogs wurde die hochdeutsche Sprache gebraucht. Erst mit der Reformation beginnt die Verdrängung des Niederdeutschen,

wozu neben Luthers Bibelübersetzung auch die Berufung oberdeutscher Prediger, wie des Regius, viel beigetragen hat, aber bis heute ist doch das Hochdeutsche eigentlich nur Kirchen- und Schulsprache geblieben.

Noch waren die Zustände der Lüneburger Kirchen völlig ungeordnet, und auch ein festes Kirchenregiment nicht vorhanden, ebensowenig eine Kirchenordnung. Regius wurde zum Generalsuperintendenten — d. h. ohne diesen Titel — gemacht, und bescheidene Anfänge eines Konsistoriums in Celle entstanden. Das Land war von Sekten, besonders den Widertäufern bedroht, auf den Dörfern waren die alten Pastoren nur schonend entfernt, und es mangelte an neuen Kräften. Hier setzte Regius mit seiner Arbeit ein, er, der mehr eine seelsorgerische als kirchenregimentliche Natur war, ohne eigentliche organisatorische Kraft. Unermüdlich arbeitete er an der Erziehung eines tüchtigen Pfarrerstandes, dringend empfahl er tägliches Schriftstudium in der Ursprache und wies ebenso auf das Studium der Kirchengeschichte hin, denn nur wer die Vergangenheit kenne, könne auch mit Erfolg in der Gegenwart der Kirche dienen. Bei der Neuordnung der Kirche wurde so konservativ verfahren, wie in keinem anderen Lande. Selbst die Kirchengesänge blieben überwiegend lateinisch, wenn auch inhaltlich gebessert, nur sparsam wurden deutsche Lieder eingestreut. Neben dem Lübecker Superintendenten, Hermann Bonnus, hat Regius viel für die Ausbildung des Kirchengesanges in Norddeutschland getan. Um eine einfache, vorsichtige und praktische Predigtweise zu fördern, schrieb er ein Büchlein: „Wie man vorsichtig reden soll." Dem Jugendunterricht sollten Katechismen dienen, die Regius verfaßte, aber bei ihrem Mangel an wirklicher Volkstümlichkeit sind sie später durch Luthers Meisterwerke verdrängt.

Auch die Klöster des Landes wurden reformiert, dabei waren die Mönchsklöster im ganzen weit zugänglicher als die Frauenklöster. Manche Äbte und Mönche begrüßten das Evangelium als eine Erlösung aus der Knechtschaft und traten zum Teil selbst in den Dienst der lutherischen Kirche. Viel zäher hielten die Nonnen am Klosterleben fest, das für viele eine Zufluchtsstätte und Friedensheimat, für viele allerdings auch eine bequeme Lebensversorgung geworden war. Äußerlich waren

die Klöster im 15. Jahrhundert reformiert und die alte Lebensweise darin wieder hergestellt, aber innerlich waren sie Stätten einer geistlichen Erstarrung, die nicht schlimm genug gedacht werden kann. Mit aller Zähigkeit des weiblichen Geschlechtes, auch mit List und Schlauheit, die selbst krumme Wege und Verleumdung nicht sparten, leisteten die Nonnen Widerstand. Sie machten den eingesetzten Klosterverwaltern das Leben sauer, weigerten sich hartnäckig, eine lutherische Predigt zu hören, und trotz aller strengen Verbote suchten sie immer wieder ihre katholischen Gottesdienste zu halten und sei es auf dem Kornboden. Wurde ihnen das Singen der Horen verboten, so lasen sie dieselben, und durften sie in der Kirche das Salve regina (gegrüßt seist du, Königin, d. i. Maria) nicht mehr anstimmen, so sangen sie es im Remter um so lustiger. Äußerlich wurden alle Klöster zuletzt lutherisch, aber das alte Geschlecht der Nonnen blieb katholisch, in manchen Klöstern sogar noch das folgende Geschlecht fast bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hinein. Herzog Ernst ist selbst solchen hartnäckigen Klöstern gegenüber mit Milde verfahren. Wohl lag die Einziehung sämtlicher Klöster für die Staatskasse nahe, denn hier war aller Besitz in toter Hand, indeß das Land unter der großen Schuldenlast seufzte und der Bauer hart gedrückt war. Während der Abt von St. Michaelis zu Lüneburg Weine aus Dalmatien trank und vergoldetes Backwerk aß, das hunderte von Gulden kostete, ging es am Hofe zu Celle sparsam, fast ärmlich her. Die Juristen rieten daher dringend zur Einziehung der Klostergüter, aber der Herzog widerstand der Versuchung. Nur einzelne Klöster wurden aufgehoben, der bei weitem größte Teil blieb erhalten und diente zu Kirchen- und Schulzwecken, auch zur Versorgung des weiblichen Geschlechts, besonders aus dem Adel.

Herzog Ernst und Urbanus Regius durften noch die Früchte ihrer treuen Arbeit sehen. Still und ruhig schritt die lutherische Reformation im Lüneburgischen fort. 1557 schreibt Melanchthon über dieses Land: „Dort ist von Anfang der Kirchenverbesserung an bis auf diesen Tag in den Kirchen des ganzen Landes dieselbe Predigt erschollen ohne allen Streit, und niemals hat es in Deutschland eine friedlichere Kirche gegeben.“

Für die anderen Gebiete Norddeutschlands wurde ein anderer Mann von der größten Bedeutung, der Pommer Bugenhagen, der treue Seelsorger Luthers, etwas breit und würdevoll, aber volkstümlich und jedenfalls neben Brenz das größte organisatorische Talent unter den Vätern der lutherischen Kirche. Schon in Wittenberg hatte er sich große Verdienste erworben. Er stellte 1523 die in wirren Zeiten aufgelösten Stadtschulen wieder her, richtete tägliche Predigtgottesdienste ein, ordnete für die Kommunikanten eine Privatbeichte mit Glaubensverhör an und bemühte sich um die Seelsorge bei den Armen und Gefangenen. 1526 arbeitete er mit Jonas zusammen eine neue Ordnung für die Gottesdienste in der Schloßkirche aus und 1527 war er bei der Ausgestaltung des Armenwesens hervorragend beteiligt. Für die Prediger verfaßte er ein Hilfsbuch, eine schlichte Zerlegung der evangelischen Texte mit kurzer Andeutung ihrer Behandlung. Die Kenntnis der heiligen Schrift suchte er unter dem Landvolke zu verbreiten, indem er eine plattdeutsche Bibelübersetzung, die schon 1523 auf Luthers Werk fußend erschienen war, verbessern half.

Die organisatorische Befähigung Bugenhagens veranlaßte seine Berufung nach den verschiedensten Orten Norddeutschlands, um auch dort die lutherische Kirche zu ordnen. Schon 1524 hatte ihn Hamburg begehrt, aber sein Kommen war an dem Widerspruche des Rates gescheitert. Er mußte sich damit begnügen, die Hamburger durch eine ausführliche Schrift zu stärken, darin er ihnen evangelische Belehrung, Ermahnung und die Grundzüge einer Kirchenordnung darbot. Bugenhagen legt das Hauptgewicht auf die Berufung tüchtiger Prediger und ihre Versorgung, die Errichtung guter Schulen mit erfahrenen Lehrkräften und eine geordnete Armenpflege, zu deren Durchführung ein gemeiner Kasten gebildet werden sollte, die Witwen und Waisen, Kranken und Bedürftigen christlich zu versorgen. Ein schönes Arbeitsfeld bot sich ihm dagegen in Braunschweig, wo trotz der Feindseligkeit Herzog Heinrichs und der abwehrenden Stellung des Rates die lutherische Lehre sich immer mehr ausbreitete. Hatten die Bürger erst ihre Erbauung außerhalb, in Magdeburg oder im Lüneburgischen, gesucht, so gingen sie seit 1526 entschieden in der Stadt vor. Deutsche Kirchenlieder von einem

Prädikanten in der Martinskirche zuerst angestimmt, schollen in den Häusern der Handwerker wieder. Die Drohungen des Rates halfen nichts. Als ein von Magdeburg herbeigeholter Vorkämpfer des Papsttums, der sich rühmte, mit drei Predigten die ganze lutherische Ketzerei stürzen zu wollen, auf der Kanzel allzudreist auftrat, unterbrachen ihn Zurufe aus der Gemeinde, und der Rat, der ihn gerufen, gab ihm zu bedenken, daß die Niedersachsen sich nicht zwingen, sondern nur führen lassen, ein Wort, das Bugenhagen später oft und gern gebraucht hat. Der Führer der Evangelischen wurde der junge Jurist Autor Sander, der mit Wort und Schrift für die Reformation kämpfte, und der Rat gab die Predigt des Evangeliums frei. Da der Magister Heinrich Winkel der Aufgabe, in den entstandenen Wirren Ordnung zu schaffen, nicht gewachsen war, rief man 1528 Bugenhagen. Man gab ihm als Gehalt 800 Mark nach jetzigem Gelde, aber er war damit zufrieden, in sein Notizbuch schrieb er: „Die Priester haben als ihr Teil den Herrn, den Gott Israels, nichts weiter."

Unter seiner kräftigen Leitung wurde die Stadt kirchlich neugeordnet. Die Kirchenordnung, die ihm in den Grundzügen schon feststand, wurde mit dem Rat und den Predigern beraten und den örtlichen Verhältnissen angepaßt. Aus den Kirchen entfernte er die „Lügenbilder und unnütze Klötze", um dem Aberglauben zu wehren. Die reformatorische Bewegung in der Bürgerschaft, die sich schon in einem förmlichen Bildersturm Luft gemacht hatte, wurde jetzt übermächtig, und trotz der Ungnade des Herzogs mußte der Rat dem Willen der Bürger nachgeben. Wie ernst diese es mit der Reformation nahmen, geht daraus hervor, daß sie auf Bugenhagens Vorschlag selbst in die Einführung eines Kirchenbannes willigten. Sie stimmten besonders zu, daß der Ehebruch hart bestraft werde, wobei sie allerdings baten, daß den Großen hierin nicht durch die Finger gesehen werde, und die Hoffnung aussprachen, es werde die Besserung in diesen und anderen ähnlichen Stücken bei dem ehrbaren Rate selbst anheben. Der Rat aber wurde auch ermahnt, gegen grobe Ärgernisse vorzugehen und sie scharf nach dem Stadtrecht bis zur Stadtverweisung zu bestrafen. Weniger günstig verlief die Verhandlung über die Besoldung der Prädikanten, die nach Bugenhagens Wunsch von 35 auf 45 Gulden

(etwa 580 bis 740 M.) steigen sollte. Man konnte sich über die finanzielle Neuordnung der Kirchen nicht schlüssig werden. Wohl wollte man dem gemeinen Kasten (dem Kirchen-, Pfarr- und Armenfonds) die Erträge der aufgehobenen Stiftungen (Meßstiftungen usw.) zuführen, aber dafür auch manche Gebühren abschaffen, so die Gebühr für das Totengeläut, die keinen Grund in der Schrift habe. Das Vierzeitengeld sollte in das Belieben jedes einzelnen gestellt werden. Das Schulgeld wurde ermäßigt, aber die Pfarrgehälter nicht erhöht. Auch hier zeigte sich ein Mangel an Einsicht und Opferfreudigkeit, der die Entwickelung der lutherischen Kirche geschädigt hat, da ihre finanzielle Grundlage unsicher blieb. Die Kirche mußte an erster Stelle und am schwersten unter der ungünstigen finanziellen Lage der Städte leiden. Diesen kostete der Kampf um ihre Selbständigkeit gegenüber den Fürsten unendliches Geld, und ihre Schulden wuchsen von Jahr zu Jahr. Göttingen hatte 1515 schon an 80000 Gulden Schulden, mit dem Sparen fing man aber stets bei der Kirche und den Pastoren an. In ganz Niedersachsen belief sich in den Städten das Pastorengehalt auf höchstens 50—60 Gulden. Der Helmstedter Superintendent bekam 100 Gulden und das ganze aus 8 Personen bestehende Kirchen- und Schulpersonal insgesamt nur 400 Gulden. Die kärgliche Besoldung war neben der Schwierigkeit, welche dem Pfarramt in dieser Übergangszeit sich bot, ein Hauptgrund des Pastorenmangels. Man war genötigt, alles zu nehmen, was man bekommen konnte. In Braunschweig wurde 1531 ein Buchbinder zum Pastor gemacht, „weil er eine schöne Stimme hatte“, und noch 1553 rückte in St. Aegidien der Küster zum Pfarrer auf. Luther schreibt an den Magistrat zu Göttingen, daß es mit den Pfarrherrn dünne werden wolle, und einer der ersten Prediger, die er nach Göttingen schickte, war vom Pfluge hinweggerufen. Bedenklich war auch das stete Wechseln der Pastoren. In Göttingen hatte man in fünf Jahre sieben Geistliche. Zum Teil lag das an der Unfähigkeit der Pastoren. Manche unter ihnen sahen ihre Hauptaufgabe darin, das Volk gegen die römische Kirche aufzuhetzen und die Gemeinden zu tyrannisieren. Manchmal mußten die Magistrate und Fürsten einschreiten, um durch Ermahnung zur Vorsicht oder gar durch

Absetzung der Pastoren einem Aufruhr vorzubeugen und den kirchlichen Frieden wiederherzustellen. Aber auch die Bürger trugen ihr gut Teil Schuld. Sie waren frei geworden von der römischen Herrschaft und machten nun ihre Freiheit überall geltend und den Pastoren das Leben sauer. Das Ansehen des Amtes war stark erschüttert, und die demokratische Stadtverfassung und der Einfluß der Zünfte wurden das größte Hindernis für die Wirksamkeit der Pastoren.

Die Braunschweiger Kirchenordnung legt besonderen Wert auf die Schulen, zunächst die Lateinschulen. Auch für die Lehrer wird eine ausreichende Besoldung gefordert, damit es nicht nach dem Sprichworte gehe: Hölzener Lohn, hölzerne Arbeit. Der Rektor erhielt etwa 750 M., den knapper gestellten Unterlehrern (die 450 und 300 M. bekamen) wurden noch kleine Gebühren in Aussicht gestellt, z. B. für den Gesang bei Begräbnissen, den besonders Fleißigen freier Tisch und Geschenke dankbarer Väter. Für das Recht des Nebenerwerbs durch Privatstunden trat Bugenhagen entschieden ein: solche Lehrer würden nicht viel zu Biere gehen, sondern der Stadt mit ihrem Dienste nützer sein. Ein Fehler war es, daß der ganze religiöse Unterricht auf einen Tag der Woche zusammengedrängt wurde. Bugenhagen folgt in dieser Anordnung Luther und hat sie auch in den späteren Kirchenordnungen festgehalten. Die Schule wurde sonst auf das engste mit der Kirche verbunden, wie ihre religiöse Grundlage ernst betont wurde. Vor allem geschah das durch die Pflege des kirchlichen Gesanges, des einfachen und figurierten. Metten und Vespern dienten der christlichen Unterweisung und Erziehung. Es sind das Sing- und Lesegottesdienste, welche eine alte Sitte evangelisch erneuerten, eine Art von Kindergottesdienst. Die Schule sollte der praktischen Vorbildung für das Leben dienen, darum wurden alle Schüler in Latein unterrichtet, aber nur die Begabten sollten studieren, die anderen, die blos die unteren Klassen besucht hatten, dagegen ein Handwerk lernen. Auf die sozialen Unterschiede und die Berufswahl wurde keine Rücksicht genommen, alle wurden in gleicher Weise unterrichtet, eine unbefangene Weite der Auffassung, die für die Entwickelung des deutschen Gymnasiums bedeutungsvoll geworden ist. Weit schwieriger machte es sich

mit der Volksschule, man mußte sich mit der notdürftigen Grundlegung begnügen und die fernere Entwickelung der Zukunft überlassen.

Was das kirchliche Leben betrifft, so wurde auch in Braunschweig wie in Wittenberg reichlich gepredigt. Schon um 4 Uhr morgens fand in drei Kirchen eine einfache Katechismusauslegung statt, dann um 5 Uhr in drei anderen Kirchen eine Katechismuspredigt. Um 6 Uhr wurde das Sonntagsevangelium in zwei Kirchen ausgelegt, nach sieben predigten in allen Kirchen bis auf zwei die Prädikanten über dasselbe. Um 12 Uhr, nach dem Mittagessen, folgte eine zweite Reihe von Predigten über die Episteln, um zwei hielt der Helfer des Superintendenten in einem der Klöster einen Sermon über das Evangelium, in einem anderen Kloster predigte der Superintendent um 4 Uhr. Jeden Tag wurde eine halbstündige Predigt gehalten, die hohen Feste wurden drei volle Tage gefeiert und auch an den Apostel- und einigen Heiligentagen noch gepredigt, wenn auch sonst die Reformation dem Übermaß der Feiertage, die im Mittelalter wirtschaftlich und sittlich das Volk schädigten, ein Ende machte, und die Wochentage, auch wenn gepredigt wurde, der Arbeit freigab. Fleißig wurde die Beichte getrieben, verbunden mit einer Glaubensprüfung und seelsorgerischen Beratung. Den Predigern wurde die Pflicht zu Krankenbesuchen eingeschärft, die Kranken zur Feier des Sakraments ermahnt. Frauen aus dem Hospital, welche selbst noch gesund und kräftig waren, sollten gegen Lohn, der bei den Armen aus dem gemeinen Kasten gezahlt wurde, die Kranken in der Stadt pflegen, ein ziemlich unvollkommener Versuch zur Einführung einer geregelten Krankenpflege.

Endlich wandte Bugenhagen sein Augenmerk auch der Armenpflege überhaupt zu. „Wollen wir Christen sein", schreibt er, „so müssen wir das mit der Frucht beweisen." Er schlug vor, bei Beerdigungen für die Armen zu opfern, anstatt Seelmessen zu halten, ebenso bei Trauungen. „Wir wollen dann zur Hochzeit wohl essen und trinken, wenn da sonst nichts geschieht, was verboten ist. Denn Christus ist selbst fröhlich gewesen zur Hochzeit, und hat den Bauern guten Wein dazu geschenkt. Wäre es dann auch nicht gut, daß wir den Hungrigen

und Durstigen mit einem Heller oder Pfennig bedächten, daß wir nicht vor Gott würden verklagt wie der reiche Schlemmer, der den armen Lazarus vor der Tür nicht wollte ansehen?" Er gibt ganz ähnliche Vorschriften wie in Wittenberg über das Sammeln und die Verwaltung der Armengelder und befürwortet eine parochiale Gliederung der Armenpflege, und daß die Überschüsse für besondere Notzeiten gesammelt würden. Von dem Armengut soll das Kirchen- und Pfarrvermögen geschieden werden, damit die Armenpflege genug behielte und die Pastoren, wenn sie zu Opfern in den Armenkasten ermahnten, vor der häßlichen Mißdeutung geschützt blieben, als „predigten sie für ihren Beutel". Diese Einrichtung war ein Fortschritt gegenüber der sächsischen, wo alles in den gemeinen Kasten floß, aus dem Prediger und Lehrer besoldet und die Armen versorgt wurden.

Die Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig wurde zuletzt einstimmig von allen Beteiligten angenommen. Die Obhut über sein Werk befahl Bugenhagen dem Rate. Dazu bestimmte ihn die Besorgnis vor Zwiespalt in der Lehre vom Abendmahl und vor der täuferischen Propaganda. Auch in den Städten bog somit das Kirchenregiment in die Bahn des Territorialismus ein. Als neuer Stadtsuperintendent wurde Martin Görlitz aus Torgau berufen, dann brach Bugenhagen im Herbste 1528 nach Hamburg auf. Er hat aber auch noch später persönlich den Braunschweigern beigestanden und in Zeiten neuer Wirren geholfen, das neue Kirchenwesen fester zu gründen.

In Hamburg war die Reformation nach anfänglichem Widerstreben des Rates durchgedrungen und Bugenhagen zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse gerufen. Er wurde glänzend empfangen, aber seiner wartete eine schwere Arbeit, da zwischen Rat und Bürgerschaft noch ein harter Kampf tobte. Soweit es ohne Verleugnung der Wahrheit geschehen konnte, redete Bugenhagen zum Frieden und baute vorsichtig das Neue auf, die bestehenden Ordnungen konservativ wahrend. Das ganze Franziskanerkloster trat über, ebenso auch das Kloster der Benediktinerinnen vor der Stadt. Die Priorin desselben, Anna von Plessen, ließ sich von Bugenhagen beraten und half selbst ihren Nonnen zur Ehe. Bei den Verhandlungen über die Ein-

führung der Reformation ging es zuweilen hart, nicht immer christlich zu, manchmal drohte alles in Aufruhr unterzugehen, aber durch christliche Versöhnlichkeit, die Bugenhagen immer wieder predigte, wurde zuletzt aller Streit geschlichtet. Die Vorschriften der Braunschweiger Kirchenordnung paßte man den Hamburger Verhältnissen an, die Ordnung des Armenwesens wurde noch mehr ausgebildet als dort. Schwierigkeit machte nur der Ritus der Taufe. In Hamburg wurde bei der Taufe nur die Stirn des Kindes benetzt, während sonst allerorts das nackte Kind mit drei Händen voll Wasser über das Hinterhaupt den Rücken hinab übergossen wurde. Luther erklärte die Kopftaufe für einen Mißbrauch, der abgetan werden müsse, und so verfügte auch Bugenhagen in Hamburg, nicht ohne Widerspruch aus der Gemeinde. Erst viel später ist in der lutherischen Kirche überall die Kopftaufe durchgedrungen. Ähnlich wie in Hamburg hat Bugenhagen 1530/31 auch in Lübeck gewirkt. Wurde dort das Johanniskloster in ein Gymnasium umgewandelt, so hier das Katharinenkloster. Durch Schaffung einer Bibliothek suchte er den wissenschaftlichen Sinn zu fördern, in Hamburg gingen seine Gedanken sogar auf eine das Gymnasium krönende besondere Bildungsanstalt für die Universität mit theologischen, juristischen und medizinischen Lehrkräften nebst großer Bibliothek, ein Ziel, das erst hundert Jahre später erreicht wurde.

Von Hamburg aus hatte sich seine Sorge auch schon auf die Nachbarländer erstreckt. Eine große Gefahr war hier dem Luthertum durch den Zwinglianismus erwachsen. Seit 1525 machten Zwingli und seine Anhänger einen planmäßigen Versuch, die reformierten Anschauungen in Deutschland zu verbreiten, und zwar nicht immer mit lauteren Mitteln. Butzer oder wahrscheinlich Pellikan schmuggelte in die deutsche Übersetzung des Bugenhagenschen Psalters die Zwinglische Abendmahlslehre ein, und dann wurde sogar durch Sonderabdruck dieses Psalters unter Bugenhagens Namen Propaganda für die Zwinglische Lehre gemacht. Bugenhagen trat solchem Treiben entschieden entgegen. Brieflich suchte er die seit 1526 durch Schweizer Lehre verbunden mit wiedertäuferischen Elementen hart bedrängten lutherischen Ostfriesen zu stärken, er sandte zwei

Bremer Prädikanten dorthin, die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen, was nur im scharfen Gegensatz zu den Reformierten zu erreichen war. Auch in Braunschweig loderte der Streit auf, als zwei Prediger hier die Zwinglische Abendmahlslehre einzuschmuggeln versuchten und die Gemeinde dadurch erregten. Bugenhagen eilte dorthin, trieb die Zwinglianer aus und stellte den Frieden wieder her. Ebenso regten sich in Rostock die Reformierten, und in Flensburg hatte Bugenhagen eine öffentliche Disputation mit dem Schwärmer Melchior Hofmann, der die Zwinglische Abendmahlslehre verfocht, zu bestehen, welche damit endete, daß Hofmann des Landes verwiesen wurde.

Immer größer wurden die Anforderungen, die an Bugenhagen gestellt wurden, immer mehr Hände streckten sich nach ihm aus, ihn zur Hilfe zu holen. Seit dem Winter auf das Jahr 1530 ging durch ganz Niederdeutschland ein evangelisches Frühlingsregen. Endlich folgte der langsame Norden der reformatorischen Bewegung, und immer mächtiger, immer tiefer drang sie in das schwerfällige Volk. Einbeck, Göttingen, Minden, Herford, Goslar boten Hoffnung auf den Sieg des Evangeliums, in manchen Städten wie in Soest brach es sich unter gewaltigen Volkserregungen Raum, in Hannover wurde nach harten Kämpfen mit Herzog Erich und dem katholischen Rate die Reformation erzwungen, der Autor Sander die rechtliche Grundlage, Urbanus Regius die Kirchenordnung schuf. In der Mitte des Jahrzehntes ist das ganze Gebiet von Pommern bis an den Rhein hin in steter, bald steigender, bald fallender Unruhe. Die neue und die alte Kirche ringen miteinander, die eine dringt erobernd vor, die andere sucht verlorenes Gebiet wiederzugewinnen. Mit der religiösen und kirchlichen Bewegung geht überall eine politische und soziale Hand in Hand. Fürsten und Untertanen, Geschlechter und Zünfte kämpfen um die Herrschaft. Nur das Lüneburger Land liegt fast völlig in Frieden. Unter Herzog Ernsts und Regius' Leitung, bei völliger Eintracht zwischen Fürst und Volk, hatte hier die Reformation so vollständig wie in keinem größeren Gebiete gesiegt. Hier hatte die evangelische Kirche eine Stütze gewonnen wie sonst nirgends im Norden Deutschlands, und Herzog Ernst und Regius haben mit ihrer Entschiedenheit und Besonnenheit durch und durch

konservativ und doch zugleich bereit, alles für das Evangelium einzusetzen, ihm zu Siege zu verhelfen, großes für die Gründung der lutherischen Kirche in ganz Norddeutschland geleistet. Selbst die wiedertäuferische Partei, die überall bereit war, sich die Unruhe zunutze zu machen, um auf den Trümmern des Alten ihre phantastischen Gebilde aufzurichten, und die in dem Zerrbilde des münsterischen Zions ein Ende mit Schrecken fand, das in Münster den Protestantismus gänzlich unterdrückte, hat zuletzt den Sieg der Reformation nicht hindern können.

In Pommern regte sich in dieser Zeit das evangelische Leben ganz besonders stark. Lange Zeit hatte der Herzog Bogislav und der Bischof zu Cammin jede lutherische Regung zu unterdrücken gesucht, aber die Verfolgung hatten die Bekenner der neuen Lehre nur um so mehr durch das Land verstreut. Stralsund hatte schon 1525 das alte Kirchenwesen nicht ohne Tumult gestürzt, in den Städten vor allem waren die Herzen dem Evangelium zugeneigt. Die Nachfolger Bogislavs versprachen zwar die Neuerung zu hindern, aber sie wurden vom Volke mitgerissen und entschlossen sich, die kirchliche Reform selbst in die Hand zu nehmen, aber im Einvernehmen mit den Bischöfen und Landständen. Auf dem Landtage in Treptow a. d. Rega wurde am 13. Dezember 1534 verhandelt. Bugenhagen war anwesend und brachte Klarheit, indem er auf entschiedene Durchführung der Reformation drang. Zäh war der Widerstand bei der Frage nach dem Anrecht und Anteil am Kirchengut. Alle Stände streckten die Hände danach aus, während Bischof und Domkapitel ihre Rechte nicht fahren lassen wollten. Es kam zuletzt zu offenem Streit, die Mehrzahl der Adligen verließ den Landtag, aber die Zurückbleibenden stimmten mit den Städten den Herzögen zu, daß alle Papisterei abgetan sein und es in allen Kirchen nach Bugenhagens Kirchenordnung gehalten werden sollte. In dieser Pommerschen Kirchenordnung finden wir wieder seine bekannten Grundsätze, aber auch hier den Verhältnissen angepaßt. Eine Gleichmacherei in der lutherischen Kirche Deutschlands hat diesen Männern gänzlich fern gelegen, denn sie widersprach ihren Grundsätzen, daß zwar in der Lehre vollkommene Gleichheit, aber in der äußeren notwendigen einheitlichen Ordnung gemäß der Eigentümlichkeit der verschiedenen Länder Mannig-

faltigkeit sein müsse. Gerade diese eigenartige Verbindung von Gebundenheit und Freiheit hat das reiche Leben in der lutherischen Kirche hervorgebracht.

Für die Verwendung des Kirchengutes vertrat Bugenhagen auch in Pommern die sittlichen und kirchlichen Interessen. Mehr als anderswo hatte er hier um die Besoldung der Geistlichen zu kämpfen, wo selbst wohlhabende Städte sie der größten Armut überließen. Ein Knipstro wurde nur durch den Nähverdienst seiner Frau davor bewahrt, betteln zu gehen. Bugenhagen versuchte durch eine Visitation die kirchliche Vermögensverwaltung zu ordnen, die Besoldungen aufzubessern und die oft sehr verwahrlosten geistlichen Gebäude instand zu setzen. Aber die Städte widersetzten sich der Visitation, weil sie zugleich eine Steigerung der landesherrlichen Gewalt bedeutete; sie waren nicht gegen die lutherische Lehre, aber sie wollten das Kirchengut für sich haben und waren wenig geneigt, davon Pfarren und Schulen zu unterhalten. „Ehe man das irdische Gut verläßt, klagte Kantzow, verließe man lieber den ganzen Himmel.“ An dem Widerstande Stettins scheiterte die Aufrichtung einer Universität daselbst, doch wurde mit den Kirchengütern wenigstens der Universität Greifswald wieder aufgeholfen. In Stralsund verweigerte der Rat den fürstlichen Beamten jeden Einblick in die städtische Verwaltung des Kirchenvermögens, und noch einmal behauptete sich hier die städtische Selbständigkeit gegenüber der wachsenden landesherrlichen Gewalt.

Bis nach Dänemark hin erstreckte sich das Arbeitsfeld Bugenhagens. Nachdem der lutherisch gesinnte König Christian den Widerstand der Bischöfe gebrochen hatte, wurde das ganze Land der neuen Kirche zugeführt. Bugenhagen schuf die kirchliche Ordnung und krönte den König. Jetzt wurde auch Schleswig-Holstein völlig lutherisch und auch in Norwegen nach einem durch römische Priester erregten Aufstande die Reformation durchgeführt, die in Schweden schon fast zehn Jahre zuvor nicht ohne Gewalttaten des Königs gesiegt hatte. Die nordischen Länder sind eine feste Burg der lutherischen Kirche geworden, und schon Bugenhagen durfte rühmen, daß er nirgends soviel Eifer gefunden habe, das göttliche Wort zu hören, nirgends soviel Treue im Gebet wie in dem dänischen Volke.

In Deutschland wurden die Gebiete immer kleiner, die sich gegen die Flut des Luthertums noch hielten, Stück für Stück bröckelte ab, und das ganze deutsche Volk schien lutherisch werden zu sollen. In Mecklenburg wurde im Jahre 1538 durch den Bischof von Schwerin selbst, den Herzog Magnus, der völlige Sieg der Reformation erstrebt, aber nur langsam setzte sie sich durch, zumal Luther dem widerstrebenden Herzog Albrecht gegenüber auf ein maßvolles Vorgehen in den Schranken des bestehenden Rechtes drang. Im Herzogtum Sachsen wurde ein völliger Umschwung durch den plötzlichen Tod Herzogs Georgs, des grimmigsten Feindes Luthers und der Reformation, herbeigeführt. Sein Bruder Heinrich, der sich schon seit einigen Jahren zu der lutherischen Kirche offen bekannte, trat an seine Stelle, unbehindert durch ein Testament Georgs, das seine Lande noch im letzten Augenblicke dem Katholizismus hatte retten sollen, aber nicht rechtskräftig geworden war. Um Pfingsten 1539 kam Herzog Heinrich nach Leipzig und ließ sofort in allen Kirchen evangelischen Gottesdienst halten. Die evangelische Bewegung, die im Volke nur mühsam unterdrückt war, brach jetzt mächtig durch. Schon im Juli wurde eine Kirchenvisitation gehalten, und Luther unterstützte den Herzog mit seinem Rate und bei der Berufung tüchtiger Prediger. Aber im ganzen war er nicht ohne Sorgen. „Hunderte von Geistlichen setzten, wie er sagte, als giftige Papisten noch die Hörner auf." Die hohen Herren in Leipzig fand er noch von altem Haß gegen Wittenberg erfüllt und die Stadt als einen Pfuhl von Wucher und anderen Lastern, gegen den Einfluß des Adels am Hofe war er voller Argwohn. Der Dresdener Hof schien ihm überaus überdrüssig für die Kirche zu sorgen, der alte Fürst war ihm alt, schwach und ungeschickt, und er seufzte: „Gott wolle durch sich selbst seine Kirche leiten, bis er Werkzeuge finde, durch welche er uns offenbarlich die Kirche leite."

Ein anderer gefährlicher Feind der lutherischen Kirche war bereits 1535 gestorben, Joachim I. von Brandenburg, vor dessen Mißhandlungen seine lutherisch gesinnte Gemahlin Elisabeth nach Kursachsen hatte fliehen müssen. Sein Nachfolger Joachim II. wollte zuerst den Vermittler zwischen beiden Religionsparteien

spielen. Luther enthielt sich jedes Versuches, ihn zu reformatorischen Schritten anzutreiben, sondern überließ Gott die Sache. 1539 ließ der Kurfürst im Einverständnis mit seinen Räten unter Melanchthons Beihilfe reformatorische Ordnungen entwerfen, welche in bezug auf die äußeren Zeremonien konservativer als irgendwo in Deutschland waren. Nicht bloß Prozessionen und priesterliche Prachtgewänder, sondern auch die letzte Ölung und das Herumtragen der Hostie in öffentlichem Aufzuge wurde beibehalten. So wenig Luther mit diesem letzteren Gebrauch einverstanden war, so unbefangen scherzte er über die Neigung des Fürsten zu den prunkvollen Zeremonien. „Seine Kurfürstliche Gnaden möge nur in Gottes Namen mitherumziehen", schreibt er humorvoll, „und hat er an Einer Kappe oder Rock nicht genug, so ziehe er deren drei an, ja hat er Lust dazu, so mögen Ihre Kurfürstliche Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen."

Auch die Tochter Joachims I., Elisabeth, die Gemahlin Herzog Erichs von Braunschweig-Kalenberg, trat im Frühjahr 1538 zum Luthertum über. Durch ihre Mutter und den Verkehr mit Luther in Wittenberg war sie zu einer echt lutherischen Frau geworden, die ein reicher Segen für ihre neue Heimat geworden ist. Ihr Mann, Herzog Erich der Ältere, blieb zwar der römischen Kirche treu, aber ließ seine herzliebe Ilse ruhig gewähren und, nachdem er 1540 gestorben war, ordnete sie als Regentin an Statt ihres unmündigen Sohnes die evangelische Predigt für ihr Land an. Ihr Mithelfer wurde der treffliche Anton Corvinus, der 1542 eine Kirchenordnung verfaßte, dann das Land visitierte und überall für die Anstellung evangelischer Prediger sorgte. Es wurde mit großer Vorsicht verfahren. Wegen der vielen Schwachen, erklärte die Fürstin 1542, sollte noch manches Alte bestehen bleiben, so der Exorzismus und die lateinischen Lieder. Ähnlich hatte man auch bisher in Göttingen, Hannover und Northeim verfahren, wo man nicht nur Lichte, Kruzifix, Bilder, Taufstein und Altar beibehielt, sondern auch die herkömmliche Priesterkleidung und neben den deutschen Liedern auch lateinische. Eine bedeutungsvolle Neuordnung, die aber bald wieder einschlief, schuf Elisabeth in den Synoden, die jährlich zweimal gehalten werden sollten. Auf ihnen wurden

sämtliche Geistliche und auch die Küster versammelt, um Klagen und Wünsche vorzubringen, die Fähigkeiten der einzelnen zu prüfen und einen Zusammenhang herzustellen. Die Herzogin lud öfters die Synoden zu sich, zahlte den Pastoren das Reisegeld und ließ ihre Beamten der Versammlung beiwohnen. Aber über die ersten Anfänge der neuen Kirche kam man auch hier nur schwer hinaus. Wohl waren Göttingen, Hannover und Northeim, die gegen den Willen Erich des Älteren das Evangelium schon früher angenommen hatten, in ihren Mauern eifrige Verfechter der lutherischen Kirche, aber wie sie sich von der fürstlichen Gewalt unabhängig zu machen suchten und im Bunde mit den niedersächsischen Städten ihre eigene Politik verfolgten, so führten sie auch kirchlich ein Sonderleben mit eigenen Kirchenordnungen und Freiheit von kirchlichen Visitationen. Mit der Kirche des Landes standen sie nur in sehr loser Verbindung, so daß sie auf diese gar keinen Einfluß übten, und da sah es noch lange kümmerlich genug aus. Wohl wurde Corvinus nicht müde, durch die von ihm gehaltenen Synoden, auf Visitationsreisen und durch Schriften, vor allem seine vielgebrauchte Postille einen tüchtigen Pastorenstand heranzuziehen, aber der Besoldungsstand und Lebenswandel vieler war wenig dazu angetan, wirklich evangelisches Leben in ihren Gemeinden zu wecken. Man mußte viele Pastoren aus katholischer Zeit, auch die sich nur äußerlich gefügt hatten, beibehalten, wenn sie nur halbwegs brauchbar waren. An anderen Stellen war man aus Mangel an besseren Kräften genötigt, sogar notdürftig unterrichtete Handwerker zu nehmen oder gewesene Mönche, oft unruhige und unlautere Menschen. Dazu war das Kirchengut verschleudert, viele Pfarrlehen in weltlichen Händen. Die Städte besoldeten damit ihre Sekretäre; adlige Patrone hielten von den Pfarreinkünften nur einen Vikar und verbrauchten den Rest für sich selbst. Schlimm war auch hier der hartnäckige Widerstand der Klöster. Äußerlich fügten sich die Mönche und Nonnen, stellten die Messe ab und legten ihre Tracht beiseite, aber heimlich kämpften sie gegen die neue Kirche, die Nonnen weigerten sich, zur Predigt und zum Sakrament zu kommen, und wie sie, so hofften auch die Mönche immer noch auf einen Umschwung. Der Adel war geteilt, einzelne von

Herzen evangelisch, andere noch entschieden katholisch, die meisten warteten ab, was der Sohn Elisabeths, der junge Erich, tun werde, über dessen Stellung zur Reformation man nicht ganz sicher war.

Inzwischen drang die lutherische Kirche auch in den benachbarten Gebieten durch, in Braunschweig-Wolfenbüttel und Hildesheim. 1542 wollte Herzog Heinz von Wolfenbüttel Goslar überfallen, aber der schmalkaldische Bund nahm sich der bedrängten Reichsstadt an und eroberte im ersten Anlaufe das ganze Herzogtum. Sofort wurde jetzt die Einführung der Reformation angebahnt, auf welche die Bevölkerung willig einging. Bugenhagen wurde unter Beifügung Corvins die kirchliche Neuordnung des Landes übertragen. Zunächst suchte er noch Hildesheim auf. Als er vor seiner ersten Predigt, wie es Brauch war, ein deutsches Lied anstimmte, fürchtete er allein singen zu müssen, aber, ihm selbst zur Verwunderung, fiel fast die ganze Gemeinde ein. Doch fehlte es nicht an schweren Erfahrungen. Das kirchliche Leben lag jammervoll danieder, die Klöster waren widerspenstig. In täglicher Arbeit und Predigt „bläute er das Evangelium in die Leute", während der Rat im Bunde mit dem Bischof alles zu verzögern suchte. Am 26. September 1542 nahm die Bürgerschaft nach erregten Verhandlungen auf dem Rathause die Reformation an. Nun konnte sich Bugenhagen dem Braunschweiger Lande widmen. Es wiederholte sich hier das trostlose Bild der sächsischen Visitation, vor allem war die finanzielle Lage der jungen Kirche sehr übel. Zu den alten Schäden waren noch neue gekommen. Die protestantischen Heere hatten manche Ortschaften und Klöster stark gebrandschatzt, die durch die Sieger eingesetzten neuen Beamten sich bereichert. Mit Zähigkeit stritt Bugenhagen für die Kirche, aber es waren fast nur Klagen zu hören über die Zerfahrenheit im Kultus, über die Armut der Pfarrer, über die Gleichgültigkeit der Beamten. Eine feste kirchliche Ordnung und Aufsicht durch Superintendenten war not, 1543 wurde darum eine Kirchenordnung für Braunschweig-Wolfenbüttel und 1544 auch für Hildesheim erlassen. Man muß bewundern, daß diese Männer nicht den Mut verloren, sondern in Hoffnung ausharrten, durch treue Arbeit die verfallene und verwahrloste Kirche wieder aufbauen zu können.

Die Hoffnung auf einen vollständigen Sieg der Reformation in Deutschland wurde gestärkt durch verheißungsvolle Vorgänge in den norddeutschen geistlichen Gebieten. Der Erzbischof Hermann von Köln, der erst als Greis sich tiefer mit religiösen Fragen beschäftigte, kam ganz zu evangelischen Überzeugungen; er wollte im Einverständnis mit seinen Ständen das Erzbistum reformieren und ließ zu dem Ende 1543 eine Kirchenordnung verfassen. Selbst der Bischof von Münster, in dessen Gebiete die wiedertäuferischen Greuel und ihre blutige Niederwerfung eine große Gefahr für die Evangelischen gewesen war, ließ durch Hermann Bonnus die Reformation einführen. Bonnus wirkte besonders in Osnabrück, wo die lutherische Kirche sich auch später behauptet hat. 1544 gelang dann auch in Merseburg die Einsetzung eines lutherischen Bischofs, der noch in demselben Jahre eine Kirchenvisitation seines Gebietes vornahm. Ja, bis nach Siebenbürgen breitete sich das Evangelium aus, und das dortige evangelische Kirchenwesen wurde durch den trefflichen Honterus in bezug auf Lehre und Ritus nach lutherisch-deutschen Grundsätzen und Vorbildern geordnet. Nur noch einige Jahre friedlicher Arbeit schienen nötig zu sein, um wenigstens ganz Deutschland lutherisch zu machen.

## Kap. 3. Der Kampf mit Rom.

Unmittelbar nach Luthers Tode, am 18. Februar 1546, wurde der lutherischen Kirche der Kampf um ihr Dasein aufgezwungen in dem schmalkaldischen Kriege. Schon im Jahre 1531 hatte eine Anzahl lutherischer Fürsten und Städte den schmalkaldischen Bund geschlossen zur Verteidigung der jungen Kirche. Luther war damit sehr unzufrieden gewesen; er wollte nicht, daß die Sache der Religion mit politischen Mitteln verfochten werde. Die Folge des lutherischen Bündnisses war der Zusammenschluß der Katholiken in der heiligen Liga. So war Deutschland in zwei feindliche Lager geteilt und jeden Augenblick ein blutiger Zusammenstoß zu erwarten. Aber lange Jahre wurde die Entscheidung verzögert, weil der Kaiser teils durch den König von Frankreich, teils durch die Türken aufgehalten wurde. Er bedurfte in seinen Kriegen der Hülfe der

protestantischen Reichsstände, die er deshalb schonend behandeln mußte, dazu hinderte ihn auch der Papst selbst, der das Wachstum der kaiserlichen Macht fürchtete. Erst der Friede zu Crespy mit Franz I. von Frankreich am 18. September 1544 gab ihm freie Hand, sich der Regelung der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland zu widmen.

Karl hatte große Pläne. Er wollte die Einheit des Reiches wiederherstellen durch Beseitigung der Religionsspaltung und Reform der katholischen Kirche, auch ohne den Papst, ja im Widerstreit mit ihm. Zu dem Zwecke forderte er von den Protestanten, daß sie sich dem in Trident versammelten Konzil unterwerfen sollten. Wenn auch Melanthon auf einen Verständigungsversuch eingehen wollte und dazu — übrigens auch von Luther gebilligte — versöhnliche Vorschläge machte, so waren die Evangelischen doch nicht gewillt, dem Wunsche des Kaisers zu folgen. Ihr Widerspruch reizte den Kaiser, der mit Sorge auf die Fortschritte der Reformation sah. Der Übertritt des Erzbischofs von Köln war ihm besonders schmerzlich, weil dadurch die Niederlande gefährdet wurden. Auch in Mainz drohte sich der gleiche Vorgang wie in Köln zu ereignen, und damit wäre ein weiteres, der römischen Kirche verhängnisvolles Beispiel für die anderen Kirchenfürsten gegeben. Endlich hatten der vergebliche Versuch Heinrichs von Braunschweig, sein Land wiederzuerobern, der mit seiner Gefangennahme endete, und die Anfänge der Reformation in der Kurpfalz das Übergewicht der Evangelischen verstärkt. Das alles trieb den Kaiser an, zu retten, was zu retten war.

Auf geschickte Weise zog er neben den katholischen Fürsten auch einige protestantische auf seine Seite und säte Zwietracht zwischen die Evangelischen. Herzog Moritz von Sachsen war mit dem sächsischen Kurfürsten über den Besitz des Amtes Wurzen zerfallen, hatte sich dem Kaiser genähert und war zuletzt aus dem evangelischen Bunde ausgetreten. Jetzt gewann ihn der Kaiser ganz für sich durch die Aussicht auf die sächsische Kurwürde und einige Zugeständnisse in kirchlichen Dingen. Pfalz und Brandenburg hielten sich von der gemeinsamen Sache der Evangelischen zurück, während der wilde Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Markgraf Hans von Brandenburg,

ein Protestant aus Überzeugung, dem Kaiser Heerfolge leisteten, ebenso der junge Erich von Braunschweig, der wankelmütige Sohn der edlen Herzogin Elisabeth. Politische Gründe, vor allem die Feindschaft gegen die Häupter des schmalkaldischen Bundes bewogen sie zu diesem Schritte. Ihre religiöse Überzeugung wollten sie damit nicht preisgeben, hatten sich vielmehr vom Kaiser ausdrücklich zusagen lassen, daß er sie bei ihrer Religion lassen wolle. Das schmalkaldische Bundesheer wurde unentschlossen und schlecht geführt. Fast widerstandslos räumte man die oberdeutschen Lande. Der Kaiser konnte vordringen, fast überall gestand er die Priesterehe, den Kelch und die evangelische Predigt zu, um die Lutheraner für seine Pläne zu gewinnen. Auf der Lochauer Heide bei Mühlberg ließ sich der Kurfürst von Sachsen vom Kaiser überraschen, wurde völlig geschlagen und selbst gefangen genommen. Zugunsten Moritzens mußte er der Kurwürde entsagen und ihm auch die Hälfte seines Landes abtreten.

Glücklicher verlief die Sache der Evangelischen im Norden. Hier sollte Herzog Erich die niedersächsischen Städte unterwerfen, aber das Heer derselben unter der Führung des Grafen von Mansfeld brachte ihm bei Drakenburg an der Weser eine völlige Niederlage bei. Es war der einzige Lichtstrahl in diesem unglücklichen Kriege, wenn der Sieg auch der verlorenen protestantischen Sache nicht mehr aufhelfen konnte. Auch Philipp von Hessen hatte sich dem Kaiser ergeben und wurde gefangen gesetzt, und infolgedessen waren die niedersächsischen Städte gezwungen, sich eine nach der anderen zu unterwerfen. Und doch rettete der Sieg bei Drakenburg vieles. Wie in der Schlacht das Bewußtsein, für den Glauben zu kämpfen, bei den Protestanten mit voller Macht durchgebrochen war, so erhielt der Sieg die Hoffnung auf einen glücklichen endlichen Ausgang lebendig. Auch verhinderte er die völlige Unterwerfung Norddeutschlands, die Karl V. geplant hatte. Mansfeld setzte sich im Bremischen fest, Magdeburg hielt das Panier des Glaubens aufrecht und wurde die Herberge der Verfolgten.

Schwere Zeiten brachen jetzt über die Evangelischen herein. Eine Folge des kaiserlichen Sieges war die Absetzung des Erzbischofs von Köln, dem man alles rauben konnte, nur nicht

seinen evangelischen Glauben. Die Regungen des Protestantismus im Erzbistum wurden unterdrückt und damit auch die Übertrittsneigungen in den benachbarten geistlichen Gebieten. Schlimmere Gefahren brachte das sogenannte Interim, die kaiserliche Zwischenreligion. Um den Frieden zwischen den beiden Konfessionen herzustellen, ließ Karl V. einen Vereinigungsvorschlag ausarbeiten, der bis zur Entscheidung eines allgemeinen Konzils gelten sollte. Mit katholischen Theologen zusammen war der evangelische Prediger Agrikola Verfasser dieser vorläufigen Festsetzung, Interim genannt. In allen wesentlichen Punkten enthielt es die römische Lehre, wenn auch in absichtlich unbestimmter Fassung, vor allem forderte es die Messe und die römischen Zeremonien. Den Protestanten machte es nur in einigen Äußerlichkeiten Zugeständnisse, wie den Kelch beim Abendmahl und die Priesterehe, und auch diese Punkte sollten nur bis zu der Entscheidung durch ein Konzil gelten. Dafür aber hatten sich die Evangelischen der katholischen Hierarchie wieder zu unterwerfen. Die Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz, die seit Jahren als Vermittler zwischen den Religionsparteien tätig gewesen waren, billigten das Interim in dem Glauben, daß es für beide Parteien gelten sollte, Moritz von Sachsen und Hans von Küstrin verzichteten nach langem Sträuben auf Widerspruch, wenn alle Reichsstände es annähmen, die Städte wurden eingeschüchtert und mußten schweigen. Aber die katholischen Stände verlangten, daß das Interim nur die Evangelischen verpflichten sollte, und in diesem Sinne erließ der Kaiser es 1548 als Reichsgesetz. Das Interim bedeutete nichts anderes als die Unterdrückung der lutherischen Kirche. Um so schmählicher ist, daß selbst Melanchthon es billigte, der sich überhaupt bei allen diesen Verhandlungen die größten Blößen gab. Melanchthon war mehr ein Mann der Studierstube als des Kämpfens und Bauens in der Öffentlichkeit, eine edle, liebenswürdige Persönlichkeit, von warmer und lauterer Frömmigkeit erfüllt, aber kein großartiger, geschlossener und energischer Charakter. Er war eine Gelehrtennatur, sinnig und fein, besonnen und maßvoll, gewissenhaft und friedliebend, so recht eine lebendige Darstellung der Humanität in dem ganzen vielsagenden klassischen Sinne des Wortes, nur geläutert durch den sittlichen Ernst und die

religiöse Wärme des Christentums. Aber neben diesen Vorzügen stehen große Schwächen, der Halbheit und ängstlichen Unentschiedenheit, die mit jenen nur zu leicht verbunden sind. Menschenkenntnis und durchgreifende Entschlossenheit gingen ihm ab, beständig war er voll Angst und Sorge um die evangelische Kirche und zu Verhandlungen mit der Gegenpartei stets bereit und darin nachgiebig bis zur Unwürdigkeit. Diese Schwächen Melanchthons waren weniger gefährlich, solange Luther ihm zur Seite stand. Der große Reformator hat den Freund mit großer Geduld getragen, wenn er auch einmal zornig gegen ihn werden konnte und der Bund zuweilen in die Brüche zu gehen drohte; er vergaß nie die großen Verdienste Melanchthons um die Kirche und ist, obwohl die entschiedenen Lutheraner, wie ein Amsdorf, ihn öfters bei ihm verklagten, mit großartiger Gesinnung milde mit ihm verfahren. Melanchthon hat ihm das bisweilen schlecht vergolten, so in dem berüchtigten Briefe an Karlowitz, den Minister Moritz' von Sachsen, im Sommer 1549, darin er über die „fast schmachvolle Knechtschaft" klagt, in der er unter Luther gestanden habe. Er war, wie er selbst schreibt, „vielleicht ein knechtisch veranlagter" Mann und hat nicht ohne Kleinlichkeit das Übergewicht Luthers öfters als Druck empfunden. Nach Luthers Tode hatte er dann jeden Halt verloren und hat durch seine Schwäche die lutherische Kirche stark gefährdet. Er wurde der Haupturheber des Leipziger Interims, das nur von protestantischen Theologen ausging und aus Furcht vor dem Kaiser dem Katholizismus in bedenklicher Weise nachgab und, aus Verzagtheit geboren, die lutherische Kirche noch mehr schwächte.

Das Interim fand bei den entschiedenen Lutheranern den schärfsten Widerspruch. Mochten manche lutherische Pastoren Melanchthon folgen, sich wissentlich oder unwissentlich über die Tragweite des Interims täuschen und mit Halbheit eine Sache zu retten suchen, zu deren Siegeskraft sie kein rechtes Vertrauen mehr hatten, andere waren um so fester entschlossen, alles für das reine Evangelium zu opfern. In ihren Kreisen erhielt Melanchthons Ansehen jetzt einen harten Stoß, selbst viele seiner ehemaligen Freunde sagten sich von ihm los. Brenz schrieb ihm, es sei eine Chimäre, evangelische Lehre, Papsttum und

Interim in eins zu verschmelzen. Corvinus, der schon stets in Sorge um die Kleinmütigkeit Melanchthons gewesen war, den er doch auf das höchste verehrte, brach schmerzbewegt in die Worte aus: „Melanchthons Nachgiebigkeit ist das Verderben der Kirche". Auch er richtete mit einer Anzahl Geistlicher, namentlich derer in Hannover und Göttingen, ein mahnendes Schreiben an Melanchthon, zur früheren Wahrheit zurückzukehren. In weiten Kreisen der Lutheraner in Nord- und Süddeutschland war das Vertrauen zu dem Mitarbeiter Luthers dahingefallen. Sein Brief an Karlowitz, der in Abschriften von römischer Seite überall verbreitet wurde und seine kühle Antwort an die Hamburger erregten geradezu Erbitterung gegen ihn.

Ganz Deutschland geriet in Bewegung. Zahllose Schriften für und gegen das Interim flogen durch das Land, und das Volk sang: „Das Interim, das Interim, das hat den Schalk hinter ihm." Flugblätter mit drastischen Zeichnungen wurden verbreitet. Das Interim wird als Drachenungeheuer, das Frösche ausspeit, dargestellt. Meinte Agricola, das Interim wäre das beste Buch und Werk zur Einigkeit im ganzen Reiche und zur Vergleichung der Religion durch ganz Europa, der Papst wäre nur reformiert und der Kaiser lutherisch, so entgegnete Aquila: Das Interim zeige im Anfang den Schafspelz, hernach den grimmigen Wolf mit allen römischen Mißbräuchen und anderem Teufelsgeschmeiß. Major urteilte: „Die Veränderungen sollen die Unsern allein tragen" und Amsdorf schrieb: „Nehmen wir das Interim an, so beten wir Gott nicht an, sondern den Teufel und seine Gliedmaßen, des Teufels Schmiede." Aber selbst Bugenhagen wurde schwankend, er fürchtete den Zorn des Kaisers und die Ungnade der Kurfürsten. Dagegen wiesen Äpin und Brenz mit Klarheit darauf hin, daß beim Interim der Schade des weltlichen Regiments in der Kirche, d. h. des Staatskirchentums offenbar werde. „Ist mir anders recht zu Mut", schrieb Äpin, „so werden uns diese weltlichen Regenten ein solch Kirchenregiment anrichten, dadurch am Ende der Welt der Glaube an Christum verloschen sein wird."

Mit aller Entschlossenheit suchte der Kaiser das Interim durchzusetzen. Durch die Drohung spanischer Einquartierung und Quälerei durch spanische Soldaten machte er die wider-

strebenden Städte Oberdeutschlands gefügig. Das württemberger Land wurde von kaiserlichen Soldaten ausgesogen, welche schändlich hausten und durch rohe Gewalttaten das Volk bis zur Verzweiflung brachten. Konstanz verlor wegen des Widerstandes gegen das Interim seine bürgerliche und kirchliche Freiheit. Um das Schlimmste zu verhüten, mußten die Städte sich äußerlich dem Interim unterwerfen und zuletzt auch die Ritterschaft nachgeben. Aber noch waren die lutherischen Pastoren die Seele des Widerstandes, gegen sie richtete sich vor allem der Zorn des Kaisers. Mit knapper Not entrann Brenz der Gefangennahme, wochenlang irrte er flüchtig umher, sich am Tage in den Wäldern verbergend, nur bei Nacht vereinte er sich mit seiner schwindsüchtigen Frau und seinen sechs Kindern zum gemeinsamen Gebet. Calvins hartes Urteil über die „schändliche, mit soviel gottloser Untreue verbundene Weichheit" der deutschen Lutheraner ist in dieser Allgemeinheit jedenfalls ungerecht. Wohl hat die lutherische Frömmigkeit im Vergleich zu der härteren reformierten Art etwas Weiches, oft fast Weichliches, und die Lutheraner sind mehr auf passives Dulden angelegt als die Reformierten, die auch in Religionssachen vor dem aktiven Widerstand nicht zurückschrecken. Wohl hat es auch damals, wie zu allen Zeiten, charakterlose Leute gegeben, aber im ganzen haben die Lutheraner damals eine opfermutige Überzeugungstreue gezeigt und damit den Beweis geliefert, wie tief das Evangelium in ihr Herz gedrungen war. Nur wenige Pastoren fanden sich aus Sorge um ihr Leben und ihre Familie bereit, als Interimspriester zu dienen, die meisten ließen sich lieber von ihren Stellen verjagen, eine Anzahl allerdings gab auch die Sache des Evangeliums zu früh verloren und flüchtete vor der Zeit. Das Volk aber hielt mit großer Treue an der lutherischen Kirche fest, ein Zeugnis, daß es nicht „nur durch die Doktores zur Feindschaft gegen die Kirche getrieben worden" war, wie die Katholiken behaupteten.

Die Einführung des Interimsgottesdienstes wurde überall mit Gewalt erzwungen, aber es fehlte an Leuten, die ihn versehen konnten. Die katholische Kirche litt an einem offenbaren Mangel an geistlichen Kräften; was man mit vieler Mühe an Interimspriestern fand, waren zum größten Teil unfähige Leute,

ehemalige Mönche und Priester, die durch Unwissenheit und liederliches Leben berechtigten Anstoß erregten. Der Vergleich zwischen jetzt und früher fiel nur zugunsten der Reformation aus, und das lutherische Volk verachtete die ihm aufgedrängten Priester, verhöhnte sie auf der Straße, ja warf sie mit Steinen. Unter militärischem Schutze mußte der römische Gottesdienst gehalten werden, die lutherisch getauften Kinder wurden unter Schreien und Weinen in die Kirche geschleppt, um noch einmal nach römischem Ritus getauft zu werden. Die bischöfliche Aufsicht machte sich in erster Linie durch Drängen auf strenges Halten der vorgeschriebenen Zeremonien und Fasten und durch Einforderung von Steuern bemerkbar, aber von bischöflicher Zucht gegen liederliche Geistliche und von der Sorge um die Pastoration der Gemeinden war wenig zu spüren. Die katholische Kirche versagte vollständig, und das Interim erwies sich auch nach katholischen Urteilen als eine Totgeburt. Trug es doch den Keim des Todes schon dadurch in sich, daß es neben den römischen Zeremonien die lutherischen Predigt bestehen ließ, welche auch da, wo sie das Interim nicht ausdrücklich bekämpfte, doch dem Volke immer wieder den grellen Widerspruch zwischen dem Evangelium und der aufgezwungenen „Zwischenreligion" vorhielt. Es half nichts, daß die Stadtknechte in der Kirche aufpaßten, wer die Zeremonien verspotte, und das Schmähen auf das Interim bei harter Strafe verboten wurde, das Land hallte doch wieder von „schimpflichen, spöttischen und verächtlichen" Reden.

Um den Widerstand vollends zu brechen, kam der Kaiser selbst in das Land. Mit einem großen Heere zog er in Ulm ein. Er führte eine ganze Schar Gefangener mit sich, darunter den durch nichts gebeugten Märtyrer Johann Friedrich von Sachsen. Dem Zuge voran schritt der Henker. Im Münster wurden die Altäre neu geweiht und Messe gelesen. Die lutherischen Pastoren widerstanden mutig und ließen sich bis auf einen weder durch die Drohungen Granvellas einschüchtern, noch durch sein gütliches Zureden gewinnen. Paarweise gefesselt wurden sie ins Gefängnis geführt. Das Schicksal Augsburgs, wo der Kaiser die altbewährte städtische Verfassung aufgehoben hatte, traf auch Ulm. Der Rat, der fast zu zwei Dritteln den Zünften ange-

hörte, wurde abgesetzt, und das Stadtregiment in die Hände der Patrizier gelegt, von denen man mehr Entgegenkommen erwartete. Zuletzt wurden die Zünfte überhaupt aufgelöst, ihre Häuser verkauft und ihr Besitz verschleudert. Auf die Nachrichten aus Ulm flohen auch aus dem Landgebiete die Geistlichen. Karl führte die gefangenen Pastoren mit sich und warf sie zu Kirchheim ins Gefängnis. Eine harte Haft in Ketten und die Quälereien der spanischen Kerkermeister brachen ihren Mut, daß sie sich unterwarfen. Wohin der Kaiser kam, wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Als er abzog, blieben die Spanier im Lande, überfielen die Pfarreien, wo sie die Bücher raubten, zerrissen und verbrannten, die Pfarrer mißhandelten und verjagten, ihre Frauen und Töchter schändeten.

Noch schärfer wurde 1548 durchgegriffen. Im Spätherbste dieses Jahres wurden 300—400 lutherische Pfarrer entlassen, ein einziger Amtmann jagte an einem Tage 52 fort. Der Winter stand vor der Tür, das Eigentum hatte man ihnen genommen. Viele, die schon im reiferen Alter übergetreten waren, waren bereits ergraute Männer, die nun mit ihrer gewöhnlich großen Kinderschar ohne Obdach dem Elend preisgegeben waren. Mit Weib und Kindern durchzogen viele ganz Deutschland, oft hungernd und bettelnd, sich eine neue Pfarrstelle zu suchen, die auch einzelne in den benachbarten Gebieten bis nach Norddeutschland hinauf fanden, andere wieder ergriffen ein bürgerliches Gewerbe, um ihre Familien notdürftig zu ernähren. Manche deutsche Fürsten haben sich der Vertriebenen angenommen. Graf Wolrad von Waldeck versprach ihnen Schutz. Die Gräfin Katharina von Rudolstadt barg Aquila und manchen schwäbischen Pfarrer in dem Turm ihres Schlosses.

Nach allen Seiten hin suchte man jetzt die römische Kirche wieder herzustellen. Herzog Ulrich mußte alle eingezogenen Klöster wieder herausgeben, und auch in den Städten streckte man die Hände nach den alten kirchlichen Stiftungen aus. Die Klöster und Kollegiatstifter wurden wieder aufgerichtet, aber der Zuzug aus dem Lande war gering. Hier gewann man wohl einmal einen armen Jüngling, der keine Mittel zum Studieren hatte und nachher doch ein tüchtiger lutherischer Pastor wurde, dort eine Viehmagd, aber andere Novizen mußte man aus den

benachbarten katholischen Ländern holen. So blieb nichts übrig, als einige alte Kapläne und Interimspriester, die sich unmöglich gemacht hatten, Leute von zweifelhafter Vergangenheit, mäßiger Bildung und noch schlechterem Wandel für 2 Taler Wochenlohn zu dingen, die Horen zu singen. Auch die Kirchen blieben beim Meßgottesdienste leer, höchstens kamen drei oder vier alte Weiblein. Der Gottesdienst hörte aus Mangel an Geistlichen vielerorts auf, ebenso Taufe, Abendmahl und die christliche Beerdigung der Toten. Eine Verwilderung sondergleichen drohte einzureißen und das kirchliche Leben vollends zusammenzubrechen.

Da griff Herzog Ulrich ein, zu helfen. Waren ihm auch die Hände gebunden, weil ihm von seiten Ferdinands von Österreich ein Felonieprozeß drohte, der ihm das ganze Land rauben konnte, so daß er sich offen dem Interim nicht widersetzen durfte, so hat er sich doch in Treue der bedrängten Kirche angenommen. Jetzt, da er allen irdischen Besitz, den die Reformation ihm gebracht, verloren hatte, und ein Übertritt zur römischen Kirche ihm den reichsten Gewinn gebracht hätte, bewies er sich als einen echt evangelischen Charakter. Mit großen Opfern unterstützte er die vertriebenen Pastoren und fand jetzt auch einen Ausweg, der verwüsteten lutherischen Kirche zu helfen. Er verfügte die Anstellung von Katechisten, da das Interim den Predigtstuhl nicht aufhebe. Die Amtsvögte sollten die entlassenen Kirchendiener und etwaige Bewerber um das Katechistenamt prüfen und die tüchtigen anstellen. Die herzoglichen Beamten führten den Befehl zumeist mit großer Treue und schönem Verständnis aus. Jetzt wurden die Geistlichen gesichtet und die untüchtigen abgewiesen; man gab sich alle Mühe, einen möglichst tüchtigen Pfarrerstand zu gewinnen. Die Aufgabe der Katechisten war der Jugendunterricht im Katechismus, aber auch im Lesen und Schreiben. Daneben sollten sie die Kinder taufen, Ehen einsegnen und predigen, nur nicht von der Kanzel aus, endlich auch die Kranken besuchen und denen das Sakrament reichen, die es begehrten. Dafür erhielten sie ein kärgliches Brot, da die Pfarrgüter der römischen Kirche blieben, aber der Herzog gab ihnen nach Kräften aus dem Eigenen. Mit Freuden kam das Volk in Scharen, das Evangelium wieder

zu hören, und wie Frühlingswehen ging es wieder durch das Land. Die Reichsstädte folgten zum Teil dem Vorbild des Herzogs und führten wenigstens die „Kinderpredigt" oder „Kinderzucht" ein, zu der sich auch die Alten zahlreich einfanden. Die Altgläubigen, die während des Interims wieder hervortraten, bildeten immer nur ein kleines Häuflein. Nach Herzog Ulrichs Tode hielt der Sohn Christoph das gleiche Verfahren, wie der Vater, inne. Das Interim war und blieb tot, und zwar auch in den benachbarten Gebieten. Über die Unmöglichkeit, es in Brandenburg-Ansbach durchzuführen, ließ Markgraf Albrecht den Kaiser nicht in Zweifel.

Und doch wurde es noch einmal versucht. Auf den Rat des Dr. Has, eines Apostaten, sollte die alte Städteverfassung, die man 1548 schon in Ulm und Augsburg beseitigt hatte, in allen schwäbischen Reichsstädten umgestürzt werden. Dr. Has zog mit einer Kommission durch das ganze Land, um diesen Plan mit Gewalt durchzusetzen. Überall in den schwäbischen Städten wurde ein streng aristokratisches Regiment aufgerichtet, zu dem nur altgläubige oder doch der römischen Kirche geneigte Männer gehören durften. Die Zünfte wurden aufgehoben und damit der Kleinbürger mundtot gemacht und vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Der offene weite Blick, den die Beteiligung an dem Stadtregiment ihm gegeben, ging verloren; jetzt kommt in diesen Städten der kleinliche Spießbürgergeist auf, der später für sie so bezeichnend ist. Das Stadtregiment blieb in den Händen einzelner Familien, die „Vetterleswirtschaft" riß ein, und damit wurden tüchtige Kräfte von außen, wie man sie bisher zuweilen grundsätzlich gesucht hatte, ferngehalten. Der Verfall der Städte, die schon vor der Reformation ihren Höhepunkt überschritten hatten, vollzog sich mit beschleunigter Geschwindigkeit, den Reichsstädten wurde der Todesstoß gegeben. Um sein Werk zu sichern, wandte Has seine Sorge den Stadtschreiberstellen zu, die die wichtigsten Posten waren, da ihre Inhaber die unentbehrlichen Berater, ja die eigentlichen stillen Leiter der Städte waren. Wo es nur ging, wurden die evangelisch gesinnten Stadtschreiber durch Drohungen gezwungen, für das Interim einzutreten oder auch abgesetzt und willigere Kreaturen an ihre Stellen geschoben. Selbst um die gut katholische Ge-

sinnung der Meßner und Hebammen trug er Sorge, strafte aber auch die Nachlässigkeiten der katholischen Geistlichen. Vor allem richtete er sein Augenmerk auf die Prädikanten, die samt ihren Familien oft grausam behandelt wurden. Nicht nur, daß er viele aus den Städten verjagte, er ließ auch unter andern der Witwe eines Pastoren mit neun Kindern und einem seit Jahren kranken Prädikanten jede Unterstützung entziehen, um die anderen Pastoren mürbe und gefügig zu machen. Dumpfe Trauer legte sich über das schwäbische Volk, das nur noch in der Stille am Evangelium festhalten konnte. Der Haß gegen das Interim und auch den Kaiser wurde immer größer, aber fast schwand schon die Hoffnung, daß ein Umschwung eintreten würde, das Werk der Reformation schien wieder zu Grabe getragen werden zu sollen.

Das Schicksal Schwabens drohte auch das Herzogtum Kalenberg-Göttingen zu treffen. Herzog Erich war einer der ersten protestantischen Fürsten gewesen, die das Interim angenommen hatten, ja, er kehrte zum alten Glauben zurück. Während er sich noch am kaiserlichen Hofe umhertrieb und nach seinem Lande nur fragte, wenn er Geld brauchte, suchte die Herzogin Elisabeth im Verein mit Corvin die lutherische Kirche zum Widerstand gegen das Interim zu stärken. Hatten die Seestädte und mit ihnen Braunschweig, Göttingen und Hannover in Mölln eine mannhafte Erklärung gegen das Interim erlassen, die in ganz Deutschland verbreitet wurde, so blieb auch Elisabeth fest. Vergebens forderte der Bischof von Münster und von Minden die Einführung, vergebens suchte Agricola sie von dessen Vortrefflichkeit zu überzeugen, sie wollte von dem „Schandinterim", dem „teuflischen Buche" nichts wissen. Am 19. Juni 1549 berief sie die Geistlichen des Fürstentums zu einer Synode nach Münden. Über 140 erschienen, Elisabeth selbst war in ihrer Mitte. Corvin hatte eine Erklärung gegen das Interim verfaßt und mitgebracht, die einmütig angenommen und unterschrieben wurde. Das Gelübde, bei dieser Erklärung zu bleiben, versiegelten sie durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier.

Bald sollten sie Gelegenheit haben, ihre Glaubenstreue zu bewähren. Auf Befehl des Kaisers kehrte Herzog Erich im

Herbste 1549 in sein Land zurück, innerlich zerrissen und verbittert, Groll gegen die Mutter und seine standhafte lutherische Gemahlin im Herzen. Er war dem Lande entfremdet, den Deutschen mißtraute er, Spanier bildeten seine Leibwache und von Spaniern ließ er sich beraten. Nicht lange nach seiner Rückkehr ließ er Corvin von spanischen Soldaten gefangen nehmen und zusammen mit Walter Hocker, dem Pastor in Pattensen, in das Gefängnis auf dem Kalenberge werfen. Damit hatte er die Geistlichen des Landes ihres Führers beraubt. Rücksichtslos ging er jetzt mit der Gegenreformation vor. Den Stiften und Klöstern wurde befohlen, die alte abgetane geistliche Kleidung wieder anzulegen, den Geistlichen, das Interim anzunehmen und der Abt von Marienrode beauftragt, durch eine Visitation in allen Parochien die Interimsordnung durchzuführen. Und „darnach der Wind ging, bewegten sich die Bäume." Manche Pastoren hielten wieder Messe, andere fügten sich öffentlich, reichten aber im geheimen ihren Gemeindegliedern das lutherische Abendmahl, andere, wie der Abt von Bursfelde, predigten lutherisch und lasen römisch Messe. Viele aber blieben auch fest und wurden darum abgesetzt. Die Räte der kleinen Städte suchte Erich mit Erfolg persönlich zum Interim zu bringen. Seinen Befehlen gaben die spanischen Soldaten Nachdruck. Sie hausten wie Feinde im Lande; wo sie deutsche Bibeln, Katechismen und Erbauungsbücher fanden, nahmen sie dieselben weg, zerrissen und verbrannten sie. In Göttingen hatte der Rat schon im Herbst 1548 das Interim öffentlich anschlagen lassen, aber die Geistlichen unter Führung des Stadtsuperintendenten Mörlin widerstanden. Da die Gilden auf ihrer Seite waren, konnte der Rat nicht hindern, daß besonders Mörlin scharf gegen die kaiserliche Religion predigte und weder Karl V. noch Erich, „den andern Julian" schonte. Um Weihnachten 1549 forderte der Herzog persönlich die Ausweisung „des Lästerers und höhnischen, unnützen Pfaffen" Mörlin. Der Rat hätte gern gehorcht, aber mit Rücksicht auf die Gilden wagte er es nicht. Zudem mahnte Elisabeth mit ernsten und dringenden Briefen den Rat, dem Herzog nicht zu gehorchen. Zuletzt mußte aber die Stadt aus Furcht vor der Rache Erichs nachgeben und Mörlin aus Göttingen entlassen. Erich

wollte ihn überfallen und gefangen setzen lassen, aber Elisabeth schickte ihm Reiter zur Hilfe, die ihn glücklich in das Nachbarland geleiteten.

Trotz aller flehentlichen Briefe seiner tief bekümmerten Mutter hielt Erich Corvin in strenger Haft. Auf ihre Bitten verwandten sich von allen Seiten Fürsten und Städte um seine Freilassung, auch die Landschaft bemühte sich um die beiden Märtyrer, aber alles war vergeblich. Drei Jahre mußten sie im Gefängnis schmachten, Corvin wurde krank und drohte in der Haft zu sterben. Und doch blieb er „beständig, wohl getrost und fröhlich in seinen Banden". Auch das Land hielt fest am Luthertum. Von den Räten Erichs willigte keiner in seinen Handel, mit der Landschaft lag er in Hader, weil er immer wieder Geld forderte. In den großen Städten hatte Erich zu wenig Macht. Hier ging das Interim fast spurlos vorüber. Um Geld zu erlangen, mußte er bald schon Göttingen und Hannover freie Religionsübung zugestehen. In den Klöstern war der alte Gottesdienst wohl so ziemlich überall wieder aufgerichtet, aber zum Leben kam er nicht. In den Landgemeinden fehlte es an Ersatz für die verjagten Prediger, wenn man auch nahm, was man finden konnte. Die Gemeinden blieben ohne Seelensorger und verwilderten, aber katholisch wurden sie nicht wieder. Erich konnte wohl das Bestehende zerstören, aber nichts Dauerndes an seine Stelle setzten. In der zweiten Hälfte des Jahres 1550 verließ er sein Land aufs neue und ging wieder in die Fremde, zuletzt nach Spanien.

Ebensowenig ließ sich das Interim in den andern deutschen Ländern durchsetzen. In der Pfalz, in Sachsen und in Weimar, in Hessen, Mecklenburg, Pommern usw. erhob sich der heftigste Widerspruch. In Sachsen hatte Moritz unter Melanchthons Beirat das sog. Leipziger Interim erlassen, das die dogmatischen Gegensätze klug umging, aber die römischen Zeremonien als gleichgültige Mitteldinge wieder einführte. Die Stände standen fester als die Theologen, die nachgiebig waren. Wittenberg führte die letzte Ölung wieder ein und die Fasten. Aber es erfolgte auch scharfer Widerspruch. Der Superintendent Pfentner in Annaberg schalt auf das „Narrenwerk" und wollte sich lieber den Kopf abschlagen lassen als das Interim

annehmen. In Brandenburg versuchte der religiös charakterlose, religiöse und politische Fragen verquickende Joachim II. es mit Agricolas Hilfe durchzuführen. Agricola war schon 1527 mit den Reformatoren in Streit geraten. Er nahm Anstoß daran, daß Melanchthon bei den Visitationsartikeln die fleißige Predigt des Gesetzes gefordert hatte, weil ohne das Gesetz keine Erkenntnis der Sünde und Buße möglich sei. Dagegen wandte sich Agricola, der persönlich gegen Melanchthon verstimmt war, weil er ihm eine neue Professur in Wittenberg nicht gegeben hatte. Überzeugt, ein echter Lutheraner zu sein, stellte er die Behauptung auf, daß das Gesetz nur „der Juden Sachsenspiegel" sei und den Christen nichts angehe. „An der Seligkeit hindern keine Sünden." Luther schlichtete den Streit, der aber 1537 um so heftiger entbrannte und zum Bruch führte. Luther nannte „Grickel" einen eitlen unzuverlässigen Narren, ihn damit treffend charakterisierend. Agrikola blieb dabei, daß er von Luther mit ungerechtem Argwohn schnöde behandelt sei. Er entwich nach Berlin und haßte jetzt Sachsen. Alles Unglück, das den Kurfürsten und seine Theologen traf, galt ihm nun als ein Gottesgericht für die erfahrene Unbill. Als Hofprediger Joachims gewann er großen Einfluß auf den charakterschwachen Fürsten und ging seinerseits mit Eifer auf dessen kirchliche Vereinigungsgedanken ein. In Berlin wurde wieder eine Frohnleichnamsprozession gehalten, und Agricola versuchte seinen Amtsbrüdern die letzte Ölung wieder annehmbar zu machen. Die schmalkaldener Fürsten griff er als Empörer gegen den Kaiser an und hielt nach der Schlacht bei Mühlberg eine Dankespredigt im Berliner Dom. Fort und fort gab er sich der Täuschung hin, daß ein friedlicher Vergleich zwischen den Konfessionen möglich sei, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß er bei der Abfassung des Interims zugezogen wurde. Sein Bemühen, die Evangelischen für dasselbe zu gewinnen, trug ihm nur Hohn und Haß ein. In der Mark fand er nur Widerstand. Der alte Leßlinger in Alt-Landsberg warf in Agricolas Gegenwart das Interim, das er unterschreiben sollte, ins Feuer. Joachim, der gleichzeitig seinem Lande und dem Kaiser willfahren wollte, begnügte sich mit dem äußeren Schein der Einführung des Interims, bei der tatsächlich so gut wie nichts geändert wurde.

Auf den Rat der Wittenberger fügte sich die Mehrzahl der Pastoren, nur einzelne verließen das Land.

Die Hauptburg des Widerstandes gegen das Interim wurde Magdeburg, „unsers Herrgotts Kanzlei". Rat und Bürgerschaft waren einig und die Mädchen sangen: „Kein Schmuck an meinem Leibe sei, bis Deutschland wieder werde frei." Die Pastoren standen fest zusammen und ließen eine Erklärung ausgehen: Der hl. Moritz habe dem Kaiser getrotzt und sich geweigert dem Götzen zu opfern — sie würden der Abgötterei des sächsischen Moritz trotzen. In der von dem Kaiser geächteten Stadt fanden sich die entschiedensten lutherischen Theologen zusammen, wie Flacius, Amsdorf u. a. Schrift auf Schrift wurde in das Land hinausgesandt, einen Sturm gegen das Interim zu entfachen, mit unverblümter Grobheit wurde Agricola vor ganz Deutschland gebrandmarkt, Melanchthon wegen seiner Nachgiebigkeit heftig angegriffen und auch die geringste Nachgiebigkeit gegen den Kaiser als Verbrechen am Evangelium bezeichnet. Moritz von Sachsen ließ sich mit der Exekution der Acht über die Feste des Luthertums beauftragen und zog gegen Magdeburg zu Felde. Unter dem Donner der Feldschlangen begann Flacius seine „Magdeburger Centurien" zu schreiben, das erste große Geschichtswerk der lutherischen Kirche.

So unbeugsam auch der Widerstand der Lutheraner gegen das Interim war, ihre Lage war doch bedenklich. Der Kaiser stand auf dem Höhepunkte seiner Macht. Das allgemeine Konzil, welches nach der Meinung Karls den Hader schlichten und die notwendige Reform der Kirche durchführen sollte, war nach mehrfacher Unterbrechung auf Andringen des Kaisers 1551 in Trient wieder fortgesetzt. Kraft seiner höchsten Reichsgewalt gebot der Kaiser den evangelischen Fürsten, ihre Theologen nach Trient zu schicken, um von ihrer Lehre Rechenschaft zu geben und die Gründe ihrer Absonderung von der römischen Kirche darzulegen, und die Evangelischen versuchten wirklich ihr dem Kaiser gegebenes Versprechen einzulösen. Die sächsischen und württemberger Theologen verfaßten jede für sich eine Konfession, die sie in Trient überreichen und verteidigen wollten. Aber das Konzil war nicht geneigt, sie anzuhören. Nur in einer Kon-

gregation konnten sie ihre Beschwerden vortragen und gegen die Gültigkeit des Konzils protestieren, das kein freies sei. Sie empfingen die kühle Antwort, die Synode habe sie gehört und werde zu seiner Zeit antworten. Jetzt lag klar vor Augen, daß ein Konzil wie das Tridentiner den kirchlichen Zwiespalt nicht beseitigen könne, und damit war im Grunde dem Interim der Boden entzogen. Bis zu einem allgemeinen freien Konzil sollte es gelten, und dieses hatte sich als ein unerfüllbarer Traum erwiesen. Es war keine Möglichkeit mehr, sich mit der römischen Kirche zu einigen.

In banger Sorge erwarteten die Evangelischen nun, was der Kaiser tun würde. Jetzt, wo sein Lieblingsplan zertrümmert war, mußte man fürchten, daß er mit seiner Übermacht den Protestantismus erdrücken werde. Da wurde Herzog Moritz der Retter der evangelischen Sache. Moritz von Sachsen ist die merkwürdigste Persönlichkeit in der an interessanten Charakteren so reichen Reformationszeit. Über die Maßen ehrgeizig war es ihm bei all seinem Handeln nur um politische Macht zu tun, den kirchlichen Dingen stand er, obwohl er stets Protestant blieb, kühl und nüchtern gegenüber. Zweideutig, verschlagen und schlau suchte er sein Ziel zu erreichen. Er war ein Nebenbuhler des Kurfürsten von Sachsen, die alte Feindschaft zwischen den Albertinern und Ernestinern lebte in ihm fort. Aus dem schmalkaldischen Bunde trat er aus, weil dessen Führung in der Hand des ihm verhaßten Kurfürsten von Sachsen lag, der ihn in seinen Rechten stets gekränkt hatte und ihm sein Land schmälern wollte. So wurde er auf die Seite des Kaisers gedrängt, der ihn mit seiner Diplomatie zu gewinnen suchte. Moritz vermied es sich zu binden, er wollte nach beiden Seiten hin frei bleiben, um möglichst viel für sich zu gewinnen. Wiederholt versuchte ihn Philipp dem schmalkaldischen Bunde wieder zuzuführen. Er hätte zugestimmt, wenn ihm die Führung der Protestanten übertragen wäre, aber das verweigerte der Kurfürst von Sachsen in politischer Kurzsichtigkeit. In kirchlichen Dingen wollte er eine Versöhnung der Religionsparteien durch Nachgeben der Protestanten erreichen. Man solle, das war seine Meinung, einige der alten kirchlichen Zeremonien beibehalten und die „Disputier- und Zankbücher“

der Theologen mäßigen, ja, im Gegensatz zu andern wollte er selbst das Konzil zu Trient beschicken, um eine Einigung herbeizuführen. Daß eine solche unmöglich war, dafür hatte er kein Verständnis.

Durch glänzende Versprechungen wurde er zur kaiserlichen Partei hinübergezogen und schloß sich am 20. Juni 1546 dem Kaiser an, der ihm die möglichste Duldung des Protestantismus in seinem Lande zusagte. Den Gewinn, die Kurwürde und Gebietszuwachs, zog er nach dem Schmalkaldischen Kriege ein. Aber den Protestantismus wollte er retten und durch das Bündnis mit dem überlegenen Feind gerade vor diesem Feinde und vor dem Untergang bewahren, der ihm bei dem Widerstande gegen den Kaiser gewiß schien. In bezug auf das Interim zog er ein hinziehendes Verfahren vor, äußerlich sollte nachgegeben werden, um in der Stille um so mehr die protestantische Gesinnung zu pflegen, und er ließ es schweigend geschehen, wenn die vorgeschriebenen Anordnungen nicht befolgt wurden. So glaubte er durch Schlauheit beides zu erreichen, für sich eine mächtige Stellung in Deutschland und für die Protestanten die Erhaltung ihrer Kirche.

Aber er sah sich betrogen. Den Ernestinern blieb ein größerer und selbständigerer Besitz, als er wünschte, denn der Kaiser wollte Moritz nicht zu mächtig werden lassen. Das Schutzrecht über Magdeburg und Halberstadt, das er schon errungen hatte, wurde ihm wieder entzogen. Dazu war er in seiner Familienehre gekränkt, indem trotz aller Vorstellungen sein Schwiegervater, Philipp von Hessen, in Haft blieb. Der Kaiser wurde zu mächtig und dazu hatte er selbst geholfen. Er sah, wie das Regiment des Kaisers rücksichtslos gegen Städte und Fürsten vorging, um mit Gewalt den Protestantismus zu unterdrücken; der Haß gegen den Kaiser und die römische Kirche loderte auch in seinem Lande immer höher auf. Er selbst kam in Gefahr, alles zu verlieren, denn schon erhob sich der Widerstand gegen Karl. Markgraf Hans von Brandenburg, ehrlich in seiner Religion und treu in seiner Politik, sah sich vom Kaiser zu seinen Zwecken mißbraucht; er erkannte, wohin man mit dem Interim gekommen war, und schloß sich mit Herzog Albrecht von Preußen und Johann von Mecklenburg zusammen, auch

bei andern Fürsten und Städten Hilfe suchend. Jetzt drang auch bei Moritz der Entschluß durch, etwas zu tun „zur Erhaltung der christlichen Religion und der alten wohlhergebrachten Freiheit" Deutschlands. Mit großer Vorsicht suchte er Anschluß an die evangelischen Fürsten, die ihm erst mit starkem Mißtraun begegneten. Selbst mit Frankreich schloß er ein Bündnis, wobei er Lothringen preisgab, ein teurer Preis, aber unumgänglich, um die evangelische Kirche von dem Spanier zu befreien. Mit listiger Schlauheit verbarg er seine Absichten vor Karl, der ihm bis zuletzt traute und sich völlig täuschen ließ. Er übernahm sogar den Auftrag, Magdeburg, die Feste des Evangeliums, zu erobern und sammelte zu dem Zwecke ein Heer.

Und dann warf er die Maske ab. Am 28. März 1552 vereinigte er sich zu Rotenburg ob der Tauber mit Albrecht von Brandenburg, Wilhelm von Hessen und andern Fürsten. Im Sturm ging es durch Oberschwaben. Schonungslos sengte und brannte Albrecht, besonders gegen die Klöster wütend. Viele Reichsstädte kapitulierten und verpflichteten sich, die wahre christliche Religion nach dem Augsburger Bekenntnis wieder aufzurichten. Krank und mittellos saß der Kaiser in Inspruck, noch immer Hilfe von Moritz erwartend. Er kam, aber um den Kaiser zu fangen, der mit Mühe dem Rächer der protestantischen Freiheit entfloh. Die Väter zu Trient stoben im Schreck auseinander, das Konzil wurde fürs erste aufgehoben. Karl mußte im Passauer Vertrage die Aufhebung des Interims und die einstweilige Duldung der Evangelischen zugestehen, er hatte das Spiel verloren. Moritz hatte ihn mit den Mitteln, die er von ihm selbst gelernt, geschlagen. Die ganze politische Lage in Deutschland war mit einem Male umgewandelt. Für die Märtyrer des evangelischen Glaubens schlug die Stunde der Befreiung. Johann Friedrich von Sachsen, der im Kerker mutig ausgehalten und fort und fort das Interim wie das Konzil verworfen hatte, und Philipp von Hessen kehrten in ihre Lande zurück, von dem Volke mit Freudentränen empfangen. Auch Corvin wurde aus der Haft entlassen. Im Spätherbst 1552 ritt Erich auf dem Kalenberge ein und gab die Gefangenen frei, zur großen Freude Elisabeths. Corvin ging nach Hannover, wo er an den Folgen der langen Haft schon nach wenigen Monaten starb.

Der Herzog gewährte der evangelischen Kirche in seinem Lande volle Freiheit. Noch eine Zeitlang dauerte es, bis der völlige Friede kam. Der Kaiser selbst wühlte und intriguierte, den Boden des Passauer Vertrages wieder zu erschüttern. Der wilde Markgraf Albrecht setzte den Krieg auf eigene Hand fort, brandschatzte die fränkischen Bistümer und eroberte sich dort aus bischöflichen Gebieten ein Land zusammen, das der Kaiser ihm bestätigte. Aber Moritz erhob sich gegen ihn im Bunde mit Herzog Heinrich von Braunschweig. Gegen den letzteren verbündete sich Erich mit dem Brandenburger. In der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 siegte zwar Moritz, aber wurde auch tödlich verwundet; zwei Tage darauf starb er, etwas über zweiunddreißig Jahre alt.

Sein Tod war für den Protestantismus ein harter Schlag. Jetzt fehlte der geistig bedeutende Führer, als es sich in Augsburg 1555 darum handelte, das im Passauer Vertrage Erreichte zu sichern. Nach langen Kämpfen kam der Religionsfriede zu Stande. Den Landesherren sollte es freistehen, katholisch oder evangelisch zu sein, nur die geistlichen Reichsfürsten verlieren durch den Übertritt zum Protestantismus ihre Würde (der sog. geistliche Vorbehalt). Die Religion der Untertanen ist von der des Landesherrn abhängig (wessen Gebiet, dessen Religion), den widerstrebenden Untertanen soll aber nach Verkauf von Hab und Gut und gegen billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer freier Abzug gestattet werden. Die Protestanten hatten vergeblich die volle Religionsfreiheit durchzusetzen gesucht. Die Bedeutung des Friedens besteht darin, daß die evangelische Kirche vom Reiche als gleichberechtigt mit der katholischen anerkannt wurde. Zugleich aber wurde durch den geistlichen Vorbehalt ihre weitere Ausbreitung gehemmt und die kirchliche Spaltung Deutschlands für immer besiegelt. Endlich bedeute der Sieg des Territorialsystems eine empfindliche Schwächung der lutherischen Kirche. Durch die nur den Reichsständen gewährte Religionsfreiheit wurde in ihr die letzte Erinnerung an das ursprüngliche lutherische Gemeindeprinzip getilgt und die Alleinherrschaft der Geistlichkeit und des Landesherrn, der jetzt erst wirklich Summepiscopus wurde, begründet. Der breite Strom der lutherischen Bewegung wurde

zu Einzelrinnsalen, die lutherische Kirche vollständig zersplittert in eine Unzahl kleiner Kirchenkörper, der lutherische Geist verengt und in seiner Kraft gebrochen.

## Kap. 4. Der Wiederaufbau der Kirche.

Wieder stand die lutherische Kirche vor der Aufgabe des Neubaues. In manchem ihrer Gebiete hatte der Religionskrieg unendlich viel vernichtet. Das Geringste waren noch die materiellen Schäden, welche sie in den Kriegsunruhen erlitten hatte, schlimmer war die kirchliche Verwilderung vieler Gemeinden, die jahrelang ohne Pastoren waren. Aber das Verderblichste war die Verwirrung aller religiösen und sittlichen Begriffe, welche das unselige Interim verursacht hatte. Am wenigsten noch in Norddeutschland, wo das Volk mehr Festigkeit und Zähigkeit im Luthertum bewies, weit mehr in Süddeutschland, wo das Interim durch die kaiserliche Übermacht durchgesetzt war. Vielfach wußten manche Pfarrer nicht mehr, wie sie es halten sollten, die Laien waren aber oft völlig unklar über ihre Religion geworden, so daß ein Schultheiß in der Grafschaft Hohenlohe vor Gericht erklären konnte: er sei nicht lutherisch, sondern hohenlohisch. Kirche und Staat fiel ihnen zusammen, die Religion erschien als eine Polizeisache. Das sittliche Urteil und das sittliche Leben des Volkes hatte schweren Schaden gelitten. Erst ganz allmählig konnten die kirchlichen Verhältnisse wieder gebessert werden. Visitationen wurden gehalten und mit vieler Mühe das Zerstörte neu gebaut. Das konnte natürlich nur mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit geschehen, und die Folge war wieder die Stärkung des fürstlichen Einflusses auf die kirchlichen Dinge. Die lutherische Kirche wurde mehr als je eine Staatskirche in des Wortes umfassendster Bedeutung.

Wo die Landesherren evangelisch gesinnt waren, aber bis jetzt aus Furcht vor dem Kaiser nicht gewagt hatten, mit ihrem Bekenntnis offen hervorzutreten, kam es jetzt unter Zustimmung der überwiegenden Mehrheit des Volkes zur raschen Durchführung der Reformation. In Baden-Durlach, Baden-Baden, der Kurpfalz und der Pfalzgrafschaft Simmern erfolgte bald

nach 1555 die Aufrichtung des lutherischen Kirchenwesens, zumeist nach Württemberger Vorbilde. In Schwaben blieb zuletzt als einzige Frucht des Interims die Erhaltung des Simultangottesdienstes in einigen Städten, und in Württemberg wie in Sachsen der Gebrauch des Chorrockes mit der Alba. Mancherorts hielt sich auch der Gebrauch der Meßgewänder, der durch das Interim neuen Halt und neue Verbreitung gewonnen hatte, noch eine Zeitlang. So verordnet noch die Kalenberger Kirchenordnung von 1569, daß die Pastoren den kirchlichen Ornat, „als Alben, Kaseln und Meßgewand", tragen sollen. Der katholische Ornat machte dann der in mittleren und höheren Ständen üblichen „Schaube" Platz, einem faltigen, den ganzen Körper umschließenden Mantel, wie auch Luther und die anderen Reformatoren ihn beim Gottesdienst getragen haben. Im 17. Jahrhundert gewann die spanische Tracht Einfluß auf die Schaube, die zu einem schlichten, vorn zugeknöpften langen Überrock wurde. Die umfängliche Krause (der Mühlsteinkragen) fand Eingang, die sich bis heute an einzelnen Orten gehalten hat. Der breite Rockkragen (oder die Zipfel des Halstuches?) wurde in der weltlichen und geistlichen Tracht zu zwei Leinenstreifen, Beffchen genannt, die bis heute ein Bestandteil der geistlichen Amtstracht geblieben sind. Aber an manchen Orten bewahrte man noch lange die alte Kirchentracht. In Lüne trug 1668 der Pastor ein Gewand von gelber Gaze und darüber eine Kasula, auf der die Passion gestickt war. In Nürnberg fanden sich noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die katholischen Meßgewänder, und die Alba ist noch heute in Sachsen und auch anderswo in Gebrauch.

In einzelnen Ländern wurden auch neue Kirchenordnungen herausgegeben. Auch in ihnen tritt der überwiegende Einfluß des Summepiskopus hervor. Sie wurden zwar unter dem Beirat der Theologen verfaßt, wie es ja auch nicht anders möglich war, aber wie man schon früher eine mindestens stillschweigende Zustimmung der Gemeinde bloß fingiert hatte, so wurde jetzt aus dem Schweigen der Geistlichen ihre Zustimmung gefolgert, und doch wehe dem Pastoren, der eine abweichende Meinung geäußert hätte. Der Landesfürst befahl, was gepredigt werden sollte, und setzte die kirchlichen Ordnungen fest, und die Pastoren

und Gemeinden hatten zu gehorchen. Aber es ist eigen zu lesen, wie die Fürsten dieses ihr Recht, die Kirche zu regieren, mit der Berufung auf Gottes Wort zu rechtfertigen suchen. Herzog Julius zieht in der Kalenberger Kirchenordnung von 1569 5. Moses Kap. 17 und das Beispiel des „gottseligen" Königs Josaphat an, und wie er, der ein wahrer Pfleger der lutherischen Kirche geworden ist, haben auch andere Fürsten es als eine heilige Pflicht angesehen, ihren Untertanen durch ihr Kirchenregiment zur Seligkeit zu dienen.

Die Fürsorge der Regenten der Kirche richtete sich auf das ganze kirchliche, religiöse und sittliche Leben ihrer Untertanen, die wie Kinder geleitet und gegängelt wurden, und je kleiner das Kirchengebiet war, um so mehr erstreckte sich das Regiment der Herren der Kirche bis ins einzelnste und kleinste. Gegenüber den größeren Landeskirchen Norddeutschlands, bei denen mehr und mehr das Schwergewicht der lutherischen Kirche lag, fanden sich in Süddeutschland reine Zwerglandeskirchen, wie die Freiherr von Geizkoflersche Landeskirche, die aus drei Dörfern bestand. In diesen kleinen süddeutschen Herrschaften wurde streng regiert. Wiederholt wird fleißiger Kirchenbesuch geboten und die Versäumnis mit Strafen bedroht. Die Sittenpolizei wird scharf gehandhabt. Die „Gunkelstuben" (Spinnstuben) werden einigemale verboten, weil aber die Leute vorstellten, daß wegen des hohen Preises der Lichte nicht jedermann jeden Abend seine Stube erleuchten könne, erlaubte der Summepiskopus Freiherr von Geizkofler die abendlichen Zusammenkünfte in einigen ausdrücklich genannten Häusern. Eifersüchtig wahrte er seine kirchlichen Rechte und dispensierte auch von kanonischen Ehehindernissen. Überall, auch in Norddeutschland, hielten besonders die Magistrate der Städte ihre kirchlichen Gerechtsame zäh fest. Je mehr sie in politischer Beziehung durch die wachsende landesherrliche Gewalt eingeschränkt wurden, um so eifriger übten sie ihre Macht auf dem Gebiet der Kirche aus und verfuhren den städtischen Geistlichen gegenüber noch päpstlicher als der Papst. Gehorsam gegen den Magistrat wurde als Grundtugend der Pastoren gefordert.

Religiöse Duldung kannte man in diesen Landeskirchen ebensowenig wie in der römischen Kirche. Das Recht der

Landesherren, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen, wurde rücksichtslos ausgeübt. Wohl war Duldung eine notwendige Folge des Protestantismus, und der Glaubenszwang unvereinbar mit dem religiösen Prinzip des Protestantismus. Luther sagt: „Weltliche Gewalt tue und lasse, wie sie will, so geht mein Glaube zu Gott seine Straße und wirkt für sich, weil ich nicht glauben muß, wie sie glaubt." Der innere Mensch ist nach Luther der Zwangsgewalt unzugänglich, aber auch religiös selbstverantwortlich; der Staat hat für die äußeren Dinge zu sorgen, aber nicht die Gesinnung zu beherrschen. Das sind die lutherischen Grundsätze, welche die Quelle aller wahren und wirksamen Duldung sind, einer Duldung, welche die Staatsgewalt nicht lähmte, sondern vielmehr einen kraftvollen Staat verlangte. Der Grundsatz der religiösen Duldsamkeit ist auch in weiten Kreise der lutherischen Kirche durchgedrungen. Thomas Naogeorg schreibt 1541 in seinem zu Wittenberg erschienenen Drama „Incendia":

„Der wahre Glaub' will Gerechtigkeit
Und Friede, Nächstenliebe, Duldsamkeit
Und Mäßigung und Nachsicht gegen alle."

Aber damit war nur die Gewissensfreiheit, nicht die Religionsfreiheit proklamiert. Nach lutherischer Anschauung hat die Obrigkeit die Pflicht, für die Aufrechterhaltung der zehn Gebote zu sorgen, und darf darum keine unrichtige Gottesverehrung dulden. So erklärte der Kurfürst von Sachsen in der Instruktion für die Visitatoren, daß er zwar keinen Glaubenszwang ausüben wolle, aber um des Friedens willen solle nur eine Lehre im Lande sein. Nicht nur sollten, wie auch Luther gewünscht hatte, die Geistlichen, welche der evangelischen Lehre nicht beitraten, entlassen werden, sondern der Kurfürst gebot auch — über Luther hinausgehend —, daß alle Laien, welche die reine Lehre nicht annehmen wollten, das Land räumten. Das war eine naturgemäße Folge des Staatskirchentums. Aber auch Luther selbst hat den Grundsatz der Duldung wieder preisgegeben. Er rief die Zwangsgewalt des Staates an und rechtfertigte den Glaubenszwang: Der Staat muß um der politischen Einheit willen auch die Glaubenseinheit erzwingen. Der Staat hat die Pflicht, Gotteslästerung zu unterdrücken,

und für Gotteslästerung wurde jede Abweichung vom Luthertum, der römische wie der reformierte Gottesdienst erklärt. Nicht anders haben auch die anderen Reformatoren geurteilt. Nach Regius hat die Obrigkeit schon das Recht, die Untertanen zu zwingen, das Wort Gottes zu hören. „Wiewohl man niemand zwingen kann, daß er dies oder das glaube, denn wir können eines anderen Herz und auch das unsere nicht erleuchten und dringen, etwas anzunehmen mit Willen, es ist allein Gottes Werk, doch durch das Wort", so muß doch die Obrigkeit als christliche die Irrenden und Ungläubigen zwingen, das Wort Gottes zu hören, weil sie Vaterpflichten an dem Volke zu erfüllen hat. Dabei darf sie auch das Schwert gebrauchen und die Hartnäckigen strafen. Solche Gedanken mußten zuletzt zum Religionszwange führen und haben dahin geführt, zumal man sonst bei den noch unbefestigten Zuständen eine Rekatholisierung zu befürchten hatte, auch sich auf andere Weise der rücksichtslosen Propaganda der Reformierten und der auch sittlich verderblichen Sekten nicht zu erwehren wußte.

In den lutherischen Ländern kam es jetzt erst durch die fürstliche Gewalt zur vollen Durchführung der Reformation. Herzog Julius von Braunschweig befahl gleich nach Anfang seiner Regierung (1568), überall den papistischen Sauerteig auszufegen, und als er 1584 nach dem Tode des katholischen Erich II. Kalenberg erbte, befahl er auch hier, das reine göttliche Wort nach der Augsburgischen Konfession zu predigen. Aber die Klöster widersetzten sich, und der Herzog mußte auf die Prälaten, vor allem den Abt von Lokkum, Rücksicht nehmen. So ging er schonend vor. Lokkum blieb bis 1591 katholisch und behielt dann noch als lutherisches Kloster seine Selbständigkeit. Doch wurde in dem Lande die Wolfenbütteler Kirchenordnung eingeführt und die Kirche visitiert, um Mißbräuche abzustellen, vor allem die Simonie. Die Patronatsrechte der Städte und des Adels wurden geschont. Das Land wurde in größere und kleinere Sprengel geteilt und Spezial- und Generalsuperintendenturen errichtet. Auch wurde in der Lehre Übereinstimmung, in den Kirchengebräuchen Gleichmäßigkeit durchgesetzt. Um das Kirchenwesen zu heben, sollten viermal im Jahre Landständische Deputierte, die sämtlichen Superintendenten

und einzelne tüchtige Pastoren in Gandersheim zu einem Generalkonsistorium, einer Art Synode, zusammentreten. Eifrig wurde auf das sittliche und kirchliche Leben geachtet. Die Bordelle wurden beseitigt und 1593 eine scharfe Verordnung gegen die Konkubinen von Geistlichen und Weltlichen erlassen. Jedes Gemeindeglied, das ein Jahr das Abendmahl versäumte, wurde mit 4 Goldgulden Strafe bedroht. Papsttum und Calvinismus sollten mit Gewalt ausgetrieben und die lutherische Kirche mit allen geistlichen und weltlichen Mitteln gefestigt werden.

Jetzt wurden die festen kirchlichen Ordnungen geschaffen, die dann Jahrhunderte lang bestanden haben und zum Teil noch heute gelten. Ein reiches gottesdienstliches Leben blühte in der lutherischen Kirche auf, und das Leben dieser Zeit trägt ein entschieden kirchliches Gepräge. In den größeren Städten wurde an jedem Werktage in der Frühe ein einstündiger Predigtgottesdienst gehalten, in den kleineren Städten wenigstens an zwei oder drei Tagen, auf den Dörfern aber einmal, am Mittwoch oder Freitag. An diesen beiden Tagen wurde überall auch die Litanei gesungen. In den Städten gingen dabei die Schüler „auf den Chor" und sangen lateinische Psalmen. Gepredigt wurde in diesen Wochengottesdiensten im Zusammenhange über ein Evangelium oder Briefe St. Pauli oder ausgewählte Psalmen. Die Prediger werden aber ermahnt, es nicht zu lang zu machen. Die hohen Feste wurden drei Tage gefeiert, von den zahllosen Festen der katholischen Kirche, die auf Wochentage fielen, wurden nur einige Marientage, der Johannistag und das Michaelisfest beibehalten, das letztere auch als Erntedankfest, andere wurden wieder auf den folgenden Sonntag gelegt. Das Streben ging dahin, zu sorgen, daß das Volk „an seiner Arbeit ungehindert bleibe" und dem Müßiggang, wie er bei den vielen katholischen Feiertagen üblich gewesen war, zu wehren.

Der Gottesdienst trug noch ganz katholisches Gepräge. Mit großer Vorsicht war nur das beseitigt, was mit der lutherischen Lehre durchaus nicht zu vereinigen war, in allem übrigen hielt man an den alten Gebräuchen und Formen fest, zuweilen bis zur Verkehrung der evangelischen Wahrheit. Der Generalsuperintendent Sarcerius schreibt 1554 vom Abendmahl: „So etwas aus dem Kelch nach der Konsekration verschüttet würde,

laß ich mir gefallen, daß man die Erde, darauf es gefallen, wo es geschehen kann, aufkratze und verbrenne. Wo aber Steine sein, daß man alsdann auf dieselbige Stelle ein kleines Feuerlein mache und hernach zusammenkehre und in ein fließendes Wasser schütte." Unschuldiger war die Sitte, die sich vereinzelt bis heute gehalten hat, daß die Diakonen Tücher unterhielten, damit von den geweihten Elementen nichts auf die Erde falle.

Bemerkenswert ist, daß Luther eine gastweise Zulassung von Nichtlutheranern zum Sakrament ein für allemal verworfen hat. Darüber herrschte in der ganzen lutherischen Kirche Einstimmigkeit bei den strengen Lutheranern wie bei den Philippisten. Aber auch die reformierten Prediger in Zürich erklärten: wer nicht einerlei Glauben habe, solle nicht äußerlich mit dem Munde bezeugen, was er inwendig, im Herzen, nicht glaube. Noch 1648 entscheidet die Leipziger Fakultät unter Zustimmung anderer Theologen: es dürfe kein Calvinist zugelassen werden, „denn die von einem geheiligten Brot essen, die sollen auch ihrem Glauben und Bekenntnis nach zu der Gemeinde gehören, in welcher sie das Abendmahl empfangen."

Großes Gewicht wurde auf die Katechismuspredigt gelegt, um jung und alt in der lutherischen Lehre fest zu machen. Es zeigt sich darin der feine pädagogische Sinn des Luthertums, das einmal dem Autoritätschristentum ein bewußtes, auf eigener Erkenntnis ruhendes Christentum entgegensetzt, dann aber nicht durch äußeren Zwang, sondern durch Einwirkung auf das Innere mittels des göttlichen Wortes die Gemeindeglieder zu rechten Christen erziehen will. Nach der Kalenberger Kirchenordnung mußten die Pastoren in Stadt und Land alle Quatember vierzehn Tage nacheinander den Katechismus vollständig auslegen, „welcher aller Predigten einige Richtschnur ist". Auf dem Lande wurde auch der Freitagsgottesdienst mit Katechismuspredigt gehalten, „damit das gemeine und junge Volk die Summa der christlichen Lehre desto besser fassen und lernen möge." Der Prediger mußte das Volk ernstlich vermahnen, daß es mit Kindern und Gesinde fleißig dazu kommen sollte. Auch hatte er jeden Sonntag vor der Früh- und Nachmittagspredigt den Katechismus und eine kurze Form der Beichte vorzusagen, damit das Volk sie auswendig lernte.

Mit liebevollem Eifer hat die lutherische Kirche den Gesang und die Kirchenmusik gepflegt und dadurch auch veredelnd auf das Volksgemüt eingewirkt. Sie folgte hierin ganz den Spuren Luthers. Am Sonnabend nachmittag und vor den anderen Feiertagen wurde regelmäßig ein Vespergottesdienst gehalten, bei dem die Schüler Psalmen und die Antiphonen sangen. Dabei wurde auch noch die lateinische Sprache gebraucht. Dann las ein Knabe ein Stück aus dem Neuen Testament oder dem Katechismus, deutsch oder lateinisch, dann folgte ein Gesang und das Magnifikat, bisweilen lateinisch, bisweilen deutsch. „Und da Orgeln sind, wurde ein Vers um den andern auf der Orgel geschlagen." Dann schloß der Pastor mit einer Kollekte und der Chor mit dem Benedicamus. Auf den Dörfern mußte die Vesper selbstverständlich einfacher gehalten werden, der Hauptteil des Gesanges fiel hier dem Pastor und Küster zu.

Der Gesang wurde natürlich vor allem in den Städten gepflegt, wo sich die geeigneteren Kräfte dazu fanden. Der polyphone Figuralgesang (motettenartig gearbeitete Sätze des gregorianischen Gesanges), der schon in den römischen Meßgottesdienst Eingang gefunden hatte, gewann dank der kunstsinnigen Bestrebungen der Reformatoren in der Form der Choralmottete einen festen Platz in der lutherischen Kirche. Ursprünglich wurden die Kirchenchöre aus den städtischen Schülern gebildet. Weil diese aber aus Mangel an Männerstimmen den Anforderungen des mehrstimmigen Kunstgesanges nicht gewachsen waren, kam man auf eine mittelalterliche Sitte zurück. Schon früh waren vielerorts die Kalande eifrige Förderer des römischen Meßgesanges gewesen. Jetzt blühten sie, vor allem in den sächsischen Landen, unter dem Namen „Kantoreigesellschaften" wieder auf. Musikbegabte Männer aus allen Ständen gingen Sonntags mit „zu Chore", den Schülerchor zu unterstützen. Nach dem Vorbilde der Kalandsbrüderschaften waren sie feste Gesellschaften. Sie haben für die Pflege der Kunstmusik Großes geleistet. Auch bei Trauungen und Begräbnissen wirkten sie mit, bei letzteren erschienen sie in Trauermänteln und -hüten. Die Gesellschaften besaßen auch schwarze und weiße Leichentücher, Kruzifixe und alles andere, was zu feierlichen Begräbnissen nötig war; diese Sachen wurden oft auch auf die Dörfer aus-

geliehen. Neben den Werken der großen Tonmeister sang man auch die Kompositionen der einheimischen Kantoren. Manche Kantoreien besaßen eine reichhaltige musikalische Bibliothek und auch Instrumente zur Begleitung des Gesanges, wenn man nicht die Stadtpfeifer heranzog. Man vereinigte sich auch zu gemeinsamen Mahlzeiten, die erst noch einfach waren, bald aber ausarteten. Der Glanz derselben steigerte sich von Jahr zu Jahr, und die Vereinigungen wurden bald äußerst heiter, zuweilen ausgelassen, wie sie vielerorts mit einem Tänzchen beschlossen wurden. Diese Feiern fanden erst auf dem Rathaus, im 17. Jahrhundert aber schon im Wirtshause statt; während des Essens wurde stets eine geistliche Figuralmusik aufgeführt. Der Pietismus hat später die Kantoreien vernichtet, er brachte der Kirchenmusik keine Teilnahme entgegen, hatte allerdings auch Ursache, gegen die Kantoreien aufzutreten, da sie zu reinen Geselligkeitsvereinen wurden. Als solche haben sie sich in Sachsen bis in das 19. Jahrhundert gehalten.

Reich war die Zeit auch an Erbauungsbüchern mancherlei Art. Schon Luther hatte Trostschriften und Anweisungen zum Beten verfaßt, und ebenso Bugenhagen. Die Bücher von Tauler, Suso und Thomas von Kempten blieben im fleißigen Gebrauch, und damit wurden allerdings auch echt katholische Gedanken fortgepflanzt, die dann im Pietismus eine starke Bedeutung gewonnen haben. Andererseits nahm man die Form der mittelalterlichen „geistlichen Würz- und Seelengärtlein" herüber, aber mit evangelischem Inhalt. Das Haus wurde reich mit religiösen Schriften versorgt. Ehestandsbüchlein waren weit verbreitet, aber fast noch mehr Schriften zur rechten Vorbereitung auf das Sterben und Trostbüchlein gegen den Tod. Gegen Ende des Jahrhunderts kamen dazu noch die Bet- und Trostbücher gegen die Türken. Die religiöse Literatur Deutschlands fand ihren Weg bis tief in den Süden und nach Osten und hat stark dazu beigetragen, das Luthertum auszubreiten. Der Katechismus und biblische Bücher wurden auch in fremde Sprachen, z. B. das Slowenische, übersetzt und vertrieben.

Die größte Aufgabe, welche die Reformation gestellt hatte, war die, an die Stelle der Parochie, welche durch den Geistlichen regiert wird, die Gemeinde zu setzen und ein wirkliches

Gemeindeleben zu schaffen. Immer aufs neue schärfen die Kirchenordnungen ein, daß die Gemeinde bei allen Kasualien (Taufe, Trennung, Beerdigung usw.) zugegen sei und sie mit ihrem Gebete vollziehe. Aber die beständige Erneuerung dieser Vorschriften zeigt auch, wie schwer das Gemeindebewußtsein zu wecken war. Es blieb bei Ansätzen, die unter der Ungunst der Zeitverhältnisse verkümmerten.

Nicht anders ist es mit der Gemeindearmenpflege gegangen. Ein Grundgedanke Luthers war, daß eine jede Gemeinde ihre Armen selbst versorge und alle fremden Bettler abweise, aber auch unter ihren Armen die von Unterstützungen ausschließe, die wohl mit Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen können, aber nicht wollen. An die Stelle des unterschiedslosen Gebens, wie es in der mittelalterlichen Kirche üblich war, wo jedes Geben überhaupt schon verdienstlich galt, solle eine geregelte und geordnete Versorgung der wirklich Armen treten. „So müßte da sein ein Verweser oder Vormund, der alle die Armen kennet, und was ihre Not wäre, dem Rat oder Pfarrer ansagte oder wie das aufs beste möchte geordnet werden." Die Unterstützung hat sich auf das Notwendigste zu beschränken. Die christliche Liebe soll nicht dazu dienen, Müßiggängern ein Wohlleben zu schaffen, denn sie soll die Gottesordnung für keinen Menschen außer Kraft setzen, daß nur die Arbeit ein Anrecht gibt an den irdischen Gütern, aber jedem wirklich Bedürftigen, jedem, der nicht arbeiten kann, soll sie auch helfen. Zum Zwecke dieser Versorgung sollte der „gemeine Kasten" dienen, in welchen alle Armeneinkünfte aus Stiftungen bzw. deren Überschüssen flossen. Dann wurden auch Sammlungen in der Gemeinde für den Kasten gehalten an Geld und Naturalien, sowohl von Haus zu Haus als auch regelmäßig beim Gottesdienst durch den Klingelbeutel, die dann angesichts der Gemeinde in den Kasten gelegt wurden. Ebenso fanden bei Taufen, Hochzeiten und besonders bei Begräbnissen Sammlungen statt, und wurde die Gemeinde öfters ermahnt, bei besonderen Gelegenheiten und bei Vermächtnissen des gemeinen Kastens zu gedenken. Bei allen Gaben sollte die vollste Freiwilligkeit herrschen, wie man selbst wohl Meßstiftungen, die im Mittelalter für bestimmte Familien gemacht waren, den Nachkommen auf ihr Verlangen zurückgab.

Die Verwaltung des gemeinen Kastens hatten die Kastenherren, und sie mußte mit peinlichster Sorgfalt geschehen. Vor der ganzen Gemeinde mußte Rechnung abgelegt werden. Die Diakonen hatten die Armen persönlich aufzusuchen, und die persönliche Verbindung wurde überall gepflegt. Die Namen der Armen durften nicht genannt werden, und den verschämten Armen wurde besondere und zarte Sorgfalt zugewendet. Auf die vorbeugende und erziehliche Armenpflege wurde besonderes Gewicht gelegt. Arme Handwerker erhalten Vorschüsse, arbeitsfähige Arme Arbeit, der Kinder wird sich treulich angenommen und an Begabtere Stipendien zur Ausbildung gegeben. Auch die Hospitäler, Siechenhäuser usw., an denen das Mittelalter so reich war, werden meistens von den Kastenherren und Diakonen verwaltet und kommen weiter den Armen zugute, wie auch manche Klostergüter zu Armenzwecken verwendet wurden. Eine derartige kirchliche Armenpflege und Diakoniearbeit wird nicht nur in der von Luther als Vorbild empfohlenen, aber nicht durchgeführten Leisniger Kastenordnung von 1523 gefordert, sondern Luther hat sie in Wittenberg schon seit 1521 ins Leben gerufen, und dort ist sie bis mehrere Jahre nach Luthers Tode auch mit freiwilligen Gaben von ansehnlicher Höhe und Menge wirklich betrieben. Sicher hat es auch anderswo an gleichen Erfolgen nicht gefehlt.

Aber im ganzen sind die großen Gedanken einer neuen Armenpflege nur kümmerlich durchgeführt. Schon das war ein schwerer Übelstand, daß der gemeine Kasten nie recht zu Kräften kam. Nur ein Teil der eingezogenen Kloster-, Kirchen- und Armengüter kam ihm zugute. Vieles davon war schon im Mittelalter wirtschaftlich verkommen und verschleudert, vieles war in den ersten unruhigen Zeiten der Reformationsbewegung verloren gegangen. Dazu kam das ungeheure Elend des Bauernaufstandes und der großen Kriege, Mißwachs und Seuchen. Fürsten, Adlige und Städte hatten auch viel an sich gerissen und der Kirche entfremdet. Die freiwilligen Gaben aber litten stark, teils unter den wirtschaftlichen Notständen der Zeit, teils unter der Gleichgültigkeit der großen Masse, die jetzt auf einmal aus idealen Beweggründen geben sollte, der keine geistliche Gnaden mehr als Entgelt für ihre Opfer geschenkt wurden,

und die durch die mittelalterliche Aussaugung durch Kirche und Bettler des Gebens müde geworden und froh war, sich jetzt dem Geben entziehen zu können. Gewiß hat auch die Meinung von den unermeßlichen Schätzen, welche die aufgehobenen Klöster gebracht, der Opferfreudigkeit starken Abbruch getan. Die Schriften der Reformatoren sind voll Klagen über den Geiz und die Gebeunlust der Gemeinden. Erst langsam wurden die Gemeinden wieder zu Opfern erzogen; in Frankfurt nehmen sie erst in den sechziger Jahren wieder zu, nachdem auf einen schönen Anfang eine rasche Abnahme erfolgt war, und ähnlich wird es an den meisten Orten gewesen sein. Das machte sich um so mehr fühlbar, als man die übergroße Menge des Bettelvolkes, das die mittelalterliche Kirche gezüchtet hatte, nicht los wurde. Diese Leute ließen sich nicht mit einemmale zu arbeitsamen Bürgern umwandeln, und ob man sie verjagte, sie kamen wieder, weil keine Gemeinde sie aufnahm, und fielen doch zuletzt der Armenpflege zur Last. Ein schwerer Übelstand war auch, daß trotz Bugenhagens Bemühungen, das Kirchenvermögen von dem Armenkasten zu trennen, beide in eins zusammenflossen, wobei dann noch die Spitäler, Bruderschaften und Kalande ihr Vermögen zu eigener Verwaltung behielten. So blieb für die kirchliche Armenpflege nicht viel übrig, weil aus dem gemeinen Kasten in erster Linie die Pfarren und vor allem die Schulen unterhalten wurden. Wenn aber der Pastor zum Geben in den gemeinen Kasten aufforderte, so bekam er wohl zu hören, was Bugenhagen schon gefürchtet hatte: „er predige in seinen Beutel".

Noch schlimmer war, daß die persönlichen Kräfte fehlten. An eine neue Organisation freiwilliger Kräfte für die Liebestätigkeit auf evangelischer Grundlage wurde nicht gedacht. Dazu war die Abneigung gegen alle Möncherei viel zu groß. Was sich von der Heranziehung persönlicher Kräfte findet, ist nur dieses, daß Almosenempfängerinnen auf Erfordern Krankenpflege übernehmen mußten, und besonders in Pestzeiten Pfleger und und Pflegerinnen für Geld gedungen wurden. Aber auch die Kastenherren und Diakonen versagten. Ihr Amt sollte ein freiwilliges sein, aber es erforderte sehr viel Zeit und Arbeit, zumal die Gemeinden viel zu groß waren, an eine Teilung in

Bezirke aber nicht gedacht wurde. Ungünstig war es auch, daß sie Jahr um Jahr wechselten, von einem Einarbeiten also keine Rede sein konnte. So ging die Armenversorgung zuletzt auf die Unterbeamten, die Kastendiener, die Küster und Bettelvögte über. Wer nur konnte, suchte sich dem Ehrenamte der Diakonen usw. zu entziehen. Die Kirchenordnungen am Ende des Jahrhunderts setzen bereits Strafen für die sich dem Amt entziehenden und die säumigen Diakonen fest, und im Anfang des 17. Jahrhunderts konnte man sich von dem Amte loskaufen. Wenn es so schon in den Städten war, wie mag es da erst auf dem Lande ausgesehen haben! Der norddeutsche Bauer war noch völlig passiv und stand wirtschaftlich auf niedriger Stufe. Die Kraft der süddeutschen Bauern war in dem Blutjahr 1525 für lange gebrochen, und die hohen Strafgelder und der Schadenersatz an Fürsten, Adel und Geistlichkeit hatten sie wirtschaftlich an den Bettelstab gebracht. Dazu waren dann noch schwere Kriegsjahre gekommen. Fast noch verderblicher war, daß der harte Druck, der nach dem verfehlten Aufstande noch härter auf ihnen lastete und ihnen alle Freiheit nahm, auch ihre Persönlichkeit brach. Sie waren ebensowenig imstande, für die Kirche und die Armen noch etwas zu opfern, als selbsttätig mitzuarbeiten. Das lutherische Gemeindeideal durfte auf dem Lande am wenigsten auf Verwirklichung hoffen.

Wohl geschah in den Städten viel für einheimische und fremde Arme, auch fehlte es nicht an reichen Stiftungen. Waisenhäuser, Seefahrtshäuser (in Lübeck), Kranken- und Armenhäuser, auch Heimstätten für Witwen und unverheiratet gebliebene Mädchen werden in der Zeit des Überganges vom 16. zum 17. Jahrhundert zahlreich gegründet, und auch die Almosenstiftungen mehren sich wieder, aber zu einer wirklichen Gemeindearmenpflege kam es nicht. Der Grund liegt auch mit darin, daß es nicht zu Kirchenvorständen kam, wie sie dem lutherischen Gedanken entsprachen. Die „Schatzherren" sind nur ein schwacher Ersatz dafür, zumal sie nicht der Gemeinde, sondern dem Rate verantwortlich waren. Es machen sich hier die übeln Folgen der damaligen Vermischung von bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde geltend, die auch noch das Ergebnis gehabt hat, daß die altkirchlichen Stiftungen der Kirche zum größten

Teil verloren gegangen sind. Viel von dem, was heute der Kirchengemeinde gehören müßte, ist Besitz der bürgerlichen Gemeinde geworden, und bei der Trennung zwischen beiden hat die Kirche es so gut wie ganz eingebüßt.

Viel günstiger entwickelten sich in dieser Beziehung die reformierten Gemeinden. Die reformierte Frömmigkeit ist von vornherein schon mehr auf das Handeln angelegt als die lutherische. Sie ist herber und gesetzlicher, aber auch kräftiger und tätiger. In ihr findet sich ein angriffslustiger Kampfeseifer gegen die römische Kirche und ein unermüdliches Streben, für ihre Anschauungen Propaganda zu machen, während die lutherische Kirche sich zumeist in der Verteidigungsstellung hält und nur das festzuhalten sucht, was ihr zugefallen ist. Die reformierte Kirche hat von Anfang an mehr als die lutherische an der Schaffung eines rechten Gemeindelebens gearbeitet. Calvin faßte die kirchliche Gemeinde als selbständige Größe neben der bürgerlichen und erstrebte grundsätzlich die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Durchgeführt sind diese Gedanken aber nur außerhalb der Schweiz und Deutschlands. In Frankreich entstand eine unabhängige reformierte Kirche, weil der Staat die Reformation ablehnte. Die Gemeinden der flüchtigen Niederländer und Franzosen in London mußten als Ausländer auf die Unterstützung durch die territoriale Staatsgewalt verzichten. Ihr Führer wurde a Lasko und von ihm übernahm Knox in Schottland die Idee der unabhängigen und selbständigen Kirche. Die schweren Verfolgungen, welche die Reformierten zu erdulden hatten, dienten zur Sichtung, diesen Gemeinden unter dem Kreuz schlossen sich nur bewußte und überzeugungstreue Glieder an, und die gemeinsamen Leidenserfahrungen schlossen sie um so enger zusammen. Sie waren auf sich selbst angewiesen und trugen die Verantwortung für die Kirche allein, das trieb um so mehr zur Selbstbetätigung. So findet sich bei diesen Gemeinden wirklich kirchliches Leben und eine rege Liebestätigkeit, und das blieb nicht ohne Einfluß auf die reformierte Kirche in Deutschland. Wieviel hätten die Lutheraner davon lernen und welch ein Wetteifer hätte entstehen können, wenn nicht die Scheidung beider Kirchen immer schroffer, ihre Stellung zueinander immer feindseliger geworden

wäre. Die Schuld hiervon ist aber vornehmlich der reformierten Kirche zuzuschreiben. Es war die Folge des Kryptocalvinismus, daß ein Kampf zwischen beiden evangelischen Kirchen entstand, der dem Protestantismus in Deutschland tiefe Wunden geschlagen hat.

## Kap. 5. Der Kampf mit der reformierten Kirche.

Bei dem Religionsgespräch in Marburg 1529 war der Gegensatz zwischen Luther und Zwingli klar zur Erscheinung gekommen. Hatte der Landgraf Philipp von Hessen von diesem Gespräche eine Verständigung der beiden evangelischen Konfessionen erhofft, so war die Folge eine nur noch entschiedenere Trennung gewesen. Mit Unrecht hat man die Schuld in Luthers Hartnäckigkeit und Mangel an Friedensliebe gesucht. In Wahrheit war der Gegensatz zwischen den beiden Reformatoren so groß, daß nur die mangelnde Einsicht eine Verständigung erwarten konnte.

Luther und Zwingli sind zwei in ihren religiösen Anschauungen und reformatorischen Gedanken grundverschiedene Persönlichkeiten. Zwingli geht von Erasmus aus. Während für Luther der wesentliche Inhalt des Christentums in der Versöhnung des Sünders mit Gott und der aus ihr fließenden Gewißheit der Sündenvergebung besteht, ist für Erasmus Christus vor allem das Vorbild der rechten Gott wohlgefälligen Gesinnung und Tugend, der Begründer der wahren sittlich-religiösen Lebensordnung. Zwingli ist Humanist und teilt die heitere sonnige Weltanschauung der Renaissance, die von Luthers Paulinismus himmelweit entfernt ist. Hat der Schweizer Reformator, der niemals ernste Seelenkämpfe und Gewissensnöte durchgemacht hat, eine oberflächliche Anschauung von der natürlichen Güte des Menschen und seiner sittlichen Tüchtigkeit, erscheint ihm die Sünde nur als eine fast natürliche Krankheit, so hat Luther, der durch gewaltige innere Kämpfe hindurchgegangen ist, ein tiefes Empfinden von der Verderbtheit der menschlichen Natur. Für Zwingli versteht es sich von selbst, daß Gott den Menschen freundlich ist. Luther dürstet nach einer Bürgschaft für das Unglaubliche, daß der heilige Gott den verlorenen Sündern wirklich gnädig ist, und findet diese in dem im Abendmahl gegenwärtigen

Christus. Wenn Zwingli neben den Heiligen des Alten und Neuen Testaments auch einen Herkules, Sokrates, Seneca und die Katonen im Himmel zu finden hofft, so erklärt Luther: wenn das wahr wäre, so wäre das ganze Evangelium falsch. Zwingli ist Rationalist, sein Gottesbegriff ist nicht der biblische, sondern der platonische. Er ist im Herzen Platoniker und ein Christ im Stil der Renaissance. Er ist wunderscheu und hat für tiefe Spekulationen und Mystik keinen Sinn. In ihm und Luther standen sich zwei Weltanschauungen einander gegenüber, Rationalismus und Mystik, und das trat besonders deutlich zutage in der Abendmahlsfrage, die unmöglich zugleich rationalistisch und mystisch zu lösen war.

Auch in der reformatorischen Frage gingen beide Männer völlig auseinander. Luther ist konservativ, voll Pietät für das geschichtlich Gewordene. Nur mit Schmerzen reißt er sich von der alte Kirche los, nur gezwungen ändert er das Überkommene und läßt alles stehen, was nicht gegen das Wort Gottes ist. Zwingli dagegen ist radikal, wirft alles Bestehende über den Haufen und will einen Neubau nach dem Worte Gottes errichten. Die Bibel ist ihm die gesetzliche Norm nicht nur für das moralische Leben, sondern auch für die äußere Gestaltung des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung. Luther dagegen will von Gesetzlichkeit nichts wissen. Wie für den Christen das Gesetz aufgehoben ist und er aus dem Glauben heraus in Freiheit das Gottwohlgefällige tut, so kennt er auch kein Gesetz für solche äußere Dinge, sondern überläßt alles der freien geschichtlichen Entwickelung. Überall treten Zwinglis Gesetzlichkeit und Luthers evangelische Freiheit als unversöhnbare Gegensätze einander gegenüber. Luther fragt vor allem nach persönlicher Heilsgewißheit, die nur im Glauben zu finden ist. Hat er die erlangt, so wird alles andere schon von selbst kommen. Zwingli dagegen ist das erste die Pflicht des Bürgers, eine rechtschaffene Gemeinde und einen wohlgeordneten Staat zu schaffen. Dem einem liegt die persönliche, dem andern die soziale Aufgabe der Religion am Herzen.

Das Große an Luther ist, daß er sich rein auf das religiöse Gebiet beschränkt hat und sich von der Aufgabe einer religiösen Reform nicht abziehen ließ. Zwinglis Lebenselement

war die Politik. Mit einem politischen Kampfe hat er seine reformatorische Tätigkeit begonnene und in einem solchen Kampfe auch sein Leben verloren. Auch in Marburg verfolgte er in erster Linie politische Zwecke, die er allerdings vor Luther vorsichtig verbarg. Das Religionsgespräch war ihm nur ein Vorwand. Nachdem der Bund mit den fünf katholischen Kantonen in die Brüche gegangen war, suchte Zwingli Ersatz durch ein Bündnis mit den süddeutschen Reichsstädten. Landgraf Philipp plante durch einen allgemeinen deutschen Bund die kaiserliche Übermacht im südlichen Deutschland zu brechen und dachte die deutsche Schweiz als Stützpunkt gegen Italien zu gebrauchen. Die Voraussetzung für solch ein politisches Bündnis schien beiden die religiöse Einigung der Deutschen und Schweizer zu sein, und darum suchten sie Luther für eine Gemeinschaft mit den Schweizern zu gewinnen. Aber Luther „roch die Hosen des Teufels." Ihm war das politisches Treiben Zwinglis verhaßt; er konnte darin nur eine Gefahr für das Evangelium sehen. Nach seiner ganzen Grundanschauung, die er auch Rom gegenüber immer festgehalten hatte, sollten die religiösen Dinge nicht mit den politischen verquickt werden.

Dazu hatte ihn die rücksichtslose Propaganda der Zwinglianer in den lutherischen Gebieten Deutschlands verstimmt. Wir hörten schon oben, mit welch unlauteren Mitteln sie in Norddeutschland einzudringen suchten, und ebenso wühlten sie in Süddeutland, ihre Kirche dort auszubreiten. Die Folgen dieses Einbrechen Zwinglis war, daß ganz Süddeutschland sich über die Abendmahlslehre entzweite und überall zwischen den Städten Hader entstand. Mit großer Mühe waren eben erst die von den Schwarmgeistern und Bauernführen verursachten Unruhen beschwichtigt, und nun loderte ein neues Feuer auf, das die Zwinglianer durch heftige und gehässige Schriften gegen die lutherische Abendmahlslehre schürten. Zwingli selbst schrieb scharf gegen Luthers Lehre, die er einen gottlosen und törichten Irrwahn nennt. Er ist der Meinung, daß dieser „Trug" überhaupt nicht geglaubt werde, sondern das werde nur geheuchelt. Luthers Meinung ist ihm eine abgeschmackte Überlieferung der Papisten, eine Gottlosigkeit, und Luthers Anhänger sind ihm nur Heuchler oder Toren, und roher als die Scythen. Solche Äußerungen

mußten Luther tief kränken; was ihn aber vor allem erbitterte, war, daß Zwingli zuerst als Bundesgenosse Karlstadts auftrat, der mit seinem Radikalismus und seiner Bilderstürmerei ihm soviel Not gemacht hatte. Er mußte daraus den Schluß ziehen, daß auch Zwingli ein Schwärmer wie Karlstadt, Münzer und die himmlischen Propheten war. Karlstadt hat mehr noch als durch sein Hetzen zum Bauernaufstand durch die Erfindung einer neuen Abendmahlslehre Unheil angerichtet. Er behauptete, die Worte: nehmet, esset bezögen sich auf das Brot, dagegen habe Christus bei den Worten: „das ist mein Leib" auf seinen Körper gezeigt. Wenn Zwingli auch diese abenteuerliche Auslegung nicht billigte, stimmte er doch der Leugnung der Gegenwart Christi im Abendmahl lebhaft zu. Er nahm Karlstadt auch in Schutz, als Zürich, wie schon Straßburg und Basel, dessen Schriften, die ganz im Stil der Bilderstürmerei gehalten waren, verbot.

Luther hat lange geschwiegen und alles über sich ergehen lassen. Als aber Oecolampad hämisch über den Götzen in Sachsen spottete, der seine Getreuen lange auf Antwort warten ließe, brach sein Zorn über die „stinkenden Wanzen" auf das heftigste los. Seine eigene Gemeinde in Wittenberg fühlte sich durch die reformierten Angriffe beunruhigt, er selbst war gerade schwer leidend. So schrieb er gereizt und maßlos grob, ja geradezu roh. Je leidenschaftlicher er wurde, um so kälter und besonnener antwortete Zwingli, aber ebenfalls beleidigend, schulmeisternd und drohend. Luther empfände Heimweh „nach dem Knoblauch und den Zwiebeln Ägyptens," er denke papistisch und „übertreffe Faber an Torheit, Eck an Unreinheit, Cochläus an Frechheit und, um es kurz zu sagen, alle Lasterhaften an Lasterhaftigkeit." Es ist tief zu bedauern, daß die beiden Reformatoren sich zum Gespött der katholischen Welt gegenseitig beschimpften. Luther nennt Zwingli Sau, Hund, Schwärmer, unvernünftiger Esel, vom Teufel besessen. Die Abendmahlsfeier der Schweizer ist ihm ein Bauchdienst, ein Gefreß wie in den Wirtshäusern. Zwingli dagegen verglich seinerseits Luther mit einem Jahrmarktsmusikanten, der seine Stücke nicht recht könne und darum Possen einschalte.

Diese beiden Männer zu vereinen, mußte von vornherein

ganz aussichtslos erscheinen. Luther ging ungern nach Marburg, denn er war der Meinung, daß der Riß nur um so ärger werde würden. In der Tat kam die tiefe Verschiedenheit beider bei den Verhandlungen nur noch deutlicher zu Tage. Luther wies die Friedenshand Zwinglis hartnäckig zurück: „Ihr habt einen andern Geist als wir!"

Luther konnte nicht anders handeln, wenn er sich selbst treu bleiben wollte. Er durfte die politischen Wege Zwinglis nicht gehen, wenn er nicht von dem Grundsatz weichen wollte, den er stets vertreten hat und der sich in dem weiteren Verlauf der Geschichte auch als richtig erwies, daß Religion und Politik zwei getrennte Gebiete sind. Es handelte sich für ihn ferner um die höchsten religiösen Interessen. Er verteidigte mit seiner Abendmahlslehre zuletzt seine gesamte religiöse Überzeugung, die er um des äußeren Friedens willen nicht aufgeben konnte. Luther war frei von persönlicher Feindschaft gegen Andersdenkende. Hat er doch die der Zwinglischen ähnliche Abendmahlsauffassung der Böhmen mit ruhiger Milde ertragen, weil er an ihrer Frömmigkeit nicht zweifelte. Auch Karlstadt, der ihm soviel Unruhe und Leid gemacht hatte, hat er großmütig behandelt und ihn in seinem eignen Hause vor dem Henker geschützt. Aber hier in Marburg handelte es sich um den Kern seiner Überzeugung, von der er nichts aufgeben konnte, ohne sich selbst aufzugeben. Luther gründete seine Heilsgewißheit auf die in den Gnadenmitteln wirklich dargereichte Gnade, Zwingli kennt keine Gnadenmittel; Wort und Sakrament sind ihm bloß äußerliche Zeichen, die nicht darbieten, was sie abbilden, die darum auch keinen Menschen der Gnade gewiß machen können. Luthers Trost war der in der unzertrennten Einheit beider Naturen gegenwärtige Christus, Zwingli hat dagegen einen weltfernen Christus, der im Himmel ist und darum nicht auf Erden sein kann. Luther hält die Möglichkeit einer wahrhaftigen Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen fest, das ist ein Lebensgedanke der lutherischen Kirche, der im Leben des Einzelnen, wie in der ganzen Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Gottesdienst und Lied seine Ausprägung findet und der lutherischen Kirche ihr von der reformierten Kirche ganz verschiedenes Gepräge gibt. Zwingli sieht das Menschliche, das Kreatürliche,

als ein dem Göttlichen verschlossenes Gebiet an und findet eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden. In der lutherischen Abendmahlslehre wurzelt das reiche Gemütsleben, das der lutherischen Kirche eigen ist und sie dem deutschen Volkscharakter so entsprechend macht, in ihr kommt die Alleinursächlichkeit der Gnade Gottes am deutlichsten zum Ausdruck, auf der alles lutherische gesetzesfreie Glaubensleben ruht, während die reformierte Kirche gesetzlich und nüchtern verständig ist. Wenn Luther Zwingli nachgab, so gab er alles auf, was den größten Schatz der lutherischen Kirche ausmacht.

Gewiß hat Luther den Kampf gegen Zwingli oft mit leidenschaftlicher Schärfe geführt und dadurch verbittert, aber es war nicht nur Parteileidenschaft, die ihn in dem Tode Zwinglis bei Kappel ein Gottesgericht sehen und von den für ihren Glauben gestorbenen Reformierten als „Märtyrer des Teufels" reden ließ, sondern die tiefe Überzeugung, daß Zwingli, wie er durch seine Abendmahlslehre den Herzpunkt des christlichen Glaubens zerstöre, so durch sein politisches Treiben die Sache des Evangeliums gefährde. Luther wollte die Religion mit jeder Politik unverworren bleiben lassen. Fortdauernd blieb das durch die Umtriebe der Reformierten erregte Mißtrauen gegen die Zwinglianer. In der Kirchenordnung der Stadt Hannover wird dem Superintendenten anbefohlen, darüber zu wachen, daß der Zwinglianismus sich nicht einschleiche. Der leiseste Verdacht dieser Art mußte durch einen Reinigungseid gehoben werden. So mußten 1531 die Prediger von St. Albani in Göttingen vor dem Magistrat und den Gilden den Zwinglianismus abschwören.

Freundlicher hatte Luther sich zu Calvin gestellt, dem eigentlichen Begründer der reformierten Kirche, der ihm an Tiefe des Geistes verwandter war. Calvin erklärte die Zwinglische Abendmahlsauffassung für profan und gefährlich; während die Christen nach Zwingli im Abendmahl nur eitel Brot und Wein empfangen, lehrte er eine wahrhafte Mitteilung Christi und des durch sein Fleisch uns zufließenden göttlichen Lebens, ohne allerdings dabei über einen durch den Glauben bedingten geistlichen Genuß hinauszugehen. Nur die Erwählten, die Prädestinierten, empfangen die geistliche Nahrung, für alle Nicht-

erwählten bleibt das Abendmahl eine leere Zeremonie, während Luther die wahrhaftige Gegenwart Christi auf das Wort des Herrn gründet und als unabhängig von dem Glauben des Empfangenden festhielt, und gerade darin den Trost für den schwachen Glauben fand. Nichtsdestoweniger urteilte er freundlich über Calvin, dessen Hauptschrift Institutio Christianae religionis er „mit ausnehmendem Vergnügen" gelesen hat, und ist Calvin gegenüber überwiegend milde gestimmt geblieben.

Mit großer Geduld trug Luther auch die abweichenden Ansichten Melanchthons, der durch Butzer Calvin genähert wurde. Butzer, der allzeit bereite und geschmeidige Unionsmann, suchte mit diplomatischer Kunst die Evangelischen zu vereinen. In der Lehre vom Abendmahl vertritt er eine Auffassung, die der Calvinschen nahe verwandt ist, aber schließt sich in der Ausdrucksweise der Augsburgschen Konfession möglichst nahe an. Nachdem es ihm mißlungen war, die Schweizer für die Vereinigung, die er auch aus politischen Gründen erstrebte, zu gewinnen, versuchte er zunächst, die Oberdeutschen und Sachsen einander zu nähern. Er gewann in Konstanz zahlreiche Vertreter Oberdeutschlands für seine Vermittelungsformel und verhandelte darauf in Kassel mit Melanchthon, der dann Luther für das Einigungswerk gewinnen sollte. Luther hatte Melanchthon auf dessen eigenen Wunsch ein Gutachten mitgegeben, worin er jeden Versuch, eine Mittelmeinung aufzustellen, verwarf und als seine Meinung hinstellte: „daß wahrhaftig in und mit dem Brod der Leib Christi gegessen wird, also daß alles, was das Brod wirket und leidet, der Leib Christi wirke und leide, daß er ausgeteilt, gegessen und mit den Zähnen zerbissen werde." Wie Luthers großes Bekenntnis vom Abendmahl zeigt, denkt er trotz des Ausdrucks nicht an einen grobsinnlichen Genuß des Leibes Christi, sondern will nur mit vollster Entschiedenheit die leibliche Gegenwart Christi betonen. Als gerader, ehrlicher Mann, dem Wahrhaftigkeit und Offenheit die Vorbedingung brüderlicher Einigung war, lehnte er schroff die zweideutigen Vorschläge Butzers ab, die auch die Schweizer aus dem Grunde nicht hatten annehmen mögen, weil sie nicht „aus dem Hellen ins Dunkele gehen wollten". Melanchthon dagegen blieb schwankend; er war an der Richtigkeit

der Abendmahlslehre Luthers irre geworden und nannte in Kassel dessen Gutachten eine ihm fremde Meinung. Er wurde allmählich auf die calvinische Seite herübergezogen, wie er auch 1540 in der Augsburgschen Konfession den Artikel über das Abendmahl änderte und der calvinischen Fassung näherte; ebenso suchte er in seinem Eifer nach Versöhnung und Einigkeit auch eine Annäherung an die Römischen herbeizuführen, indem er sich in der Darstellung der Lehre vom Glauben und den Werken Änderungen der lutherischen Lehre nach der katholischen Seite hin erlaubte. Luther war in beiden Stücken wenig mit ihm zufrieden, er erinnerte den Urheber der Augsburgschen Konfession ernst daran, daß das Buch nicht sein, sondern der Kirche Bekenntnis sei, aber er trug ihn fort und fort in Geduld, zumal er nicht vergaß, welche großen Verdienste sich Melanchthon um die Reformation erworben hatte.

Um so schroffer wurde Melanchthon von den strengen Lutheranern angegriffen, die er selbst herangezogen hatte. Er war es gewesen, der den Begriff der reinen Lehre schulmäßig und doktrinär als die Summe korrekt gebildeter Glaubensartikel gefaßt, die Autorität Luthers dogmatisiert und die Lehre Luthers kanonisiert hatte, so daß jede Abweichung von Luthers Lehre als Abfall von der Wahrheit des Evangeliums galt. Und nun wich er selbst davon ab, das mußte Erbitterung gegen ihn erregen, um so mehr, als seine schwankende Haltung in dem Interimsstreite tiefes Mißtrauen gegen ihn erregt hatte. Jetzt wurde in den streng lutherischen Kreisen die Losung: Luther gegen Melanchthon. Man eiferte Luthers Unbeugsamkeit, Schroffheit und Grobheit nach und überbot Melanchthon in der abstrakten Schulmäßigkeit der heilsnotwendigen Lehre. So vor allen Amsdorf und Flacius. Amsdorf war ein eiserner Charakter, ein glühender Verehrer Luthers, den er bis auf die Sprache zu kopieren suchte, ein eifriger Beter, aber auch ein Freund der Jagd und des Naumburger Bieres, ein Hierarch und Mann des Buchstabens, der mit dem gleichen Hasse Rom und alles, was in Lehre, Kultus und Verfassung an Katholizismus streifte, und ebenso jede Abweichung von der reinen lutherischen Lehre verfolgte. Flacius, der heißblütige unruhige Südländer, war von Istrien nach Wittenberg gekommen und hatte

nach schweren inneren Kämpfen, durch Luther geleitet, in der Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben allein Friede gefunden. An die Verteidigung dieser Lehre in ihrer Reinheit und Unverletzlichkeit hat er seine Lebenskraft gesetzt. Zugleich war er ein Eiferer für die Kirchenzucht und die fast päpstliche Machtvollkommenheit der Pastoren. Als Professor in Wittenberg angestellt trat er 1548 scharf gegen Melanchthons Stellung zum Interim auf. Dadurch wurde seine Stellung an der Universität unhaltbar, er verließ 1549 Wittenberg und siedelte nach Magdeburg über, wo er im Verein mit andern Lutheranern eine Flut von Schriften gegen das Interim erscheinen ließ. Melanchthon sah in ihm nur den undankbaren Schüler, den er verächtlich den „slavischen Ausreißer" nannte und die Schlange, die er an seinem Busen genährt habe. Er erkannte nicht den Gewissenszwang, der jenen in den Kampf trieb. Flacius dagegen setzte mehr und mehr alle Pietät gegen den Lehrer beiseite und stritt gegen ihn mit maßlosem Zorne, aber die Frucht seiner vernichtenden Kritik des Interims war, daß das Volk sich dagegen erhob und Luthers Werk, das durch die Nachgiebigkeit der Politiker und Vermittelungsformen schwachmütiger Theologen gefährdet war, gerettet wurde. In Magdeburg hat er auch den Grund zu dem ersten großen lutherischen Geschichtswerke gelegt, den Zenturien, die den Römischen als ein „überaus verderbliches" Werk erschienen. Flacius ist das Urbild des Eiferers für die reine Lehre, jeder Opportunismus und jedes Diplomatisieren ist ihm in tiefster Seele zuwider, schonungslos greift er auch die Personen seiner Gegner an, und Streit und Rechthaberei sind ihm Lebenselement. Auch er faßt die religiöse Gemeinschaft als die theologische Lehreinheit und hat in diesem Sinne der lutherischen Kirche gedient. Um gerecht zu urteilen, darf man nicht übersehen, daß von der Gegenseite mit den gleichen Mitteln des Schimpfens und Verleumdens gefochten wurde, und daß diese Männer mit allem Ernste Gott und der Kirche zu dienen glaubten und in der Tat die lutherische Kirche gerettet haben.

Denn dieser drohte Gefahr, nicht nur durch den osiandrischen, majoristischen und synergistischen Streit, sondern weit mehr noch durch das Vordringen des Calvinismus in Deutsch-

land. Bei den ersteren Streitigkeiten handelte es sich um die Grundlage der lutherischen Kirche, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Aus Sorge, daß diese Lehre zur sittlichen Schlaffheit führte, bog man wieder in katholische Gedanken ein und schrieb den guten Werken und dem christlichen Leben einen wesentlichen Anteil an der Erlangung der Gnade Gottes und des ewigen Lebens zu. In gleiche Bahnen schien Melanchthon zu kommen, wenn er eine Mittätigkeit des menschlichen Willens bei der Bekehrung behauptete (Synergismus). Mit großer Leidenschaft zogen die strengen Lutheraner gegen diese Abweichungen von Luther zu Felde. Als Osiander in Königsberg seine Ansicht vortrug, entstand eine Aufregung, welche selbst Tumulte im Rathause und Zwistigkeiten in den Familien erregte. Mit Osiander standen zusammen der Leibarzt des Herzogs Albrecht, Aurifaber und Funck, von den Gegnern als eine Art höllische Dreieinigkeit betrachtet. Gegen sie kämpfte vor allem Mörlin, der auf den Vorwurf Funcks, vom Lügengeiste besessen zu sein, in einem hochfahrenden Tone antwortete. Der Herzog stand auf der Seite der Osiandristen und schrieb 1552 den Pfarrern ein Gebet vor, das er selbst unter dem Einfluß von Osianders Anschauungen aufgesetzt hatte. Das machte böses Blut, noch mehr aber die Entlassung einer großen Anzahl widerstrebender Geistlicher. Eine unter Aurifabers Mitwirkung verfaßte neue Kirchenordnung schürte das Feuer, in der darin vorgenommenen Beseitigung des Exorzismus sah man eine Hinneigung zum Calvinismus. Verhängnisvoll für Funck wurde aber, daß man, nicht mit Unrecht, ihm die Schuld an dem Mißregiment des alternden Herzogs zuschrieb. Der Adel sah sich durch Fremde verdrängt, die Landstände wurden in ihren Rechten gekränkt. So brach der Sturm gegen Funck los, den selbst ein Widerruf seiner theologischen Ansichten nicht mehr retten konnte. Mit Hilfe der Krone Polen wurde ihm der Prozeß gemacht und er 1566 mit dem Schwerte gerichtet.

Ganz Deutschland hallte wider von dem Kampfgeschrei der Theologen, die sich gegenseitig mit Schimpfworten überschütteten, zu denen auch die Namen der Gegner herhalten mußten. Stänkerer (von Stancarus, dem Gegner Osianders, der 1552 Königsberg verließ und wohin er kam, Unruhe erregte, abge-

leitet) und Flätz (von Flacius gebildet) wurden beliebte Namen für die Gegner. Die orthodoxen Eiferer ließen sich durch ihre Kampfeswut oft so weit fortreißen, daß sie aus Widerspruchsgeist selber heterodox wurden. Hatten Melanchthon und Major gelehrt, daß gute Werke zur Seligkeit nötig seien, so führte Amsdorf den Satz aus, daß gute Werke zur Seligkeit schädlich seien. Die Hauptburg der lutherischen Opposition gegen jede Abweichung von Luther wurde die Universität Jena, die 1557 gegründet wurde, um der Wittenberger Universität, wo Melanchthons Ansehen regierte, Abbruch zu tun. Hier wurde auf Anregung von Flacius durch Strigel und Schnepf eine Widerlegungsschrift aller Irrlehren der Zeit verfaßt. Aber da diese beiden in die von Flacius geforderten Änderungen, die gegen den Synergismus gerichtet waren, nicht willigten, wurden sie als Staatsgefangene festgesetzt, und Jena, von allen synergistischen Geistern gereinigt, wieder der Hort des reinen Luthertums. Zuletzt ereilte auch den unermüdlichen Kämpfer für Luthers Lehre das Verhängnis. Im Eifer der Polemik kam er zu der Behauptung, daß das ursprüngliche Gottesbild im Menschen durch die Sünde nicht nur entstellt, sondern in ein Teufelsbild umgewandelt, der Mensch also absolut böse geworden sei. Vergebens warnten ihn seine Freunde vor solchen manichäischen Lehren, auf die er sich durch allen Widerspruch nur noch immer hartnäckiger versteifte. Seine Anhänger wurden abgesetzt, er selbst irrte heimatlos im größten Elend in Deutschland umher, der Ausweisung aus Frankfurt überhob ihn der Tod, der ihn in dem städtischen Spital ereilte. Er ist nicht der einzige, aber wohl der größte Geist, dessen Leben durch den theologischen Fanatismus zerstört wurde.

Aber diese Kämpfe waren geringfügig gegen den großen Kampf, den die lutherische Kirche mit dem Calvinismus zu führen hatte, ein Kampf, in dem es sich zuletzt um ihr Dasein handelte. Im Unterschiede von der lutherischen Kirche ist die calvinische von Eifer für die Propaganda erfüllt. Die lutherische begnügt sich mit den Gebieten, die ihr zugefallen sind, die calvinische greift nicht nur die römische Kirche an, sondern versucht auch rücksichtslos in lutherische Länder einzubrechen. Sind die Lutheraner offen und grob, so sind die Reformierten äußer-

lich feiner und vornehmer, aber auch verschlagen und unehrliche Mittel der Propaganda nicht scheuend. Der Kampf der Lutheraner gegen Melanchthon wurde oft genug auch ein Kampf gegen die humanistische Bildung, zuweilen scheint es, als ob die Orthodoxen ihre Glaubenstreue durch Barbarei und Verachtung aller Wissenschaft und Bildung bezeugen zu müssen meinten. Das entfremdete ihnen vielfach die gebildeten Stände und auch die Fürsten. Auf diese machte zugleich der Gottesstaat in Genf und die strenge Gemeindeordnung in der reformierten Kirche großen Eindruck. Diese Kirche schien ihnen für die Erziehung des Volkes weit mehr zu leisten als die lutherische, und darum wandten sie sich auch im Staatsinteresse ihr zu. In einer Zeit, wo die französische Bildung an den Höfen herrschend wurde, hatte man ganz von selbst auch mehr Sympathie für die calvinische Kirche, die ein durchaus französisches Gepräge trug. Endlich waren auch politische Gründe von Einfluß. Um das Übergewicht der spanischen Weltherrschaft und die Macht des deutschen Kaisers zu brechen, suchte man den Beistand außerdeutscher Länder, der Schweiz, der Niederlande, Englands und auch Frankreichs. Da die drei ersten Lande aber reformiert waren und die calvinistischen Hugenotten in Frankreich eine politische Macht waren, konnte der Übergang zum Calvinismus ein Bündnis mit ihnen erleichtern und fördern. Alle diese Ursachen sind bei der Hinneigung und dem Übergang der Fürsten zum Calvinismus weit wichtiger gewesen als die innere religiöse Überzeugung, die ja gewiß bei manchen unter ihnen nicht gefehlt hat.

Das erste deutsche Land, das die reformierte Kirche eroberte, war die Kurpfalz, wo Otto Heinrich, der letzte Pfalzgraf aus der Heidelberger Linie, die Reformation nach durchaus lutherischer Art durchgeführt hatte. Aber schon zu seinen Lebzeiten gab es in der Pfalz neben melanchthonisch Gesinnten auch Reformierte, die sich gegen die Lutheraner verbündeten. Sie arbeiteten, von den Schweizern unterstützt, daran, reformierte Anschauungen im Lande zu verbreiten, und suchten auch Männer ihrer Partei an die Universität in Heidelberg zu bringen. Es war ein Unglück für die lutherische Kirche, daß ihr Wortführer in Heidelberg der streitbarste der lutherischen

Theologen Tilemann Heßhusen war, 1557 nach Heidelberg berufen. Sein Eifer gegen die kirchlichen Übergriffe der Bürgermeister und gegen das verbrecherische Benehmen des Sohnes des ersten Bürgermeisters hatte den Magistrat in Goslar gegen ihn aufgebracht, so daß er die Stadt verließ. In Rostock wurde sein Eifer gegen die Unsitte der Trauungen am Sonntag und die damit verbundenen Hochzeitsschmäuse zum Fanatismus. Er exkommunizierte den einen Bürgermeister, weil er in seiner eigenen Familie eine Hochzeit am Sonntag gefeiert hatte, und wurde trotz des großen Anhangs, den er in der Bürgerschaft hatte, gewaltsam vertrieben. Melanchthon verschaffte ihm die Anstellung in Heidelberg, wo er sich aber durch seine Herrschsucht und fanatischen Eifer für ein schroffes Luthertum wenig Freunde erwarb. Dieser Mann war es nun, der den Kampf gegen die Calvinisten bald nach dem Tode Otto Heinrichs aufnahm. Als sein Diakon Klebitz calvinisierende Thesen aufstellte, verbot er ihm, bei der Abendmahlsfeier zu assistieren, drohte, falls er es doch versuchte, er würde ihm den Kelch aus der Hand reißen, und tat ihn zuletzt in den Bann. Der Kurfürst Friedrich III. suchte zu vermitteln, aber umsonst. Heßhusen griff Klebitz immer schärfer an, und dieser rächte sich dadurch, daß er auf offenem Markte über seinen Gegnern herfiel. Nun wurden beide abgesetzt, aber der Kurfürst ließ sich durch Melanchthon, der eine unbestimmte, zweideutige Abendmahlsformel vorschlug, in seiner Hinneigung zum Calvinismus bestärken, zu dem er dann offen übertrat. Der reformierte Kultus wurde in seiner ganzen Strenge eingeführt, aus den Kirchen die Altäre, Taufsteine, Bilder, ja selbst die Orgeln entfernt und die theologischen Lehrstühle mit Reformierten besetzt; einem Kirchenrat, in welchem die weltlichen Mitglieder überwogen, aus denen auch der Präsident genommen wurde, wurde die Leitung der Kirche befohlen. Die Einführung des Heidelberger Katechismus, von Ursinus und Olevianus verfaßt, vollendete den Sieg der reformierten Kirche in der Pfalz.

Daran konnte auch die lutherische Reaktion unter dem Nachfolger Friedrichs, Kurfürst Ludwig, nichts ändern. Er nahm den Reformierten ihre Kirchen und entsetzte an 600 reformierte Prediger und Lehrer, aber nach seinem frühen Tode wurde der

Calvinismus durch den Pfalzgrafen Casimir wieder hergestellt, und jetzt traf die lutherischen Prediger das Schicksal der Absetzung. Mit maßloser Erbitterung kämpften beide Konfessionen gegeneinander, und anstatt der von Casimir erstrebten Versöhnung entstand eine feindselige Entfremdung zwischen den Reformierten, welche die Unterpfalz, und den Lutheranern, welche die Oberpfalz behaupteten.

Auch in Norddeutschland entbrannte der offene Kampf. Der Sieg in der Pfalz hatte den Reformierten Mut gemacht, auch an andern Orten vorzudringen. In Ostfriesland suchten sie mehr und mehr Boden zu gewinnen, und in den lutherischen Hansestädten Hamburg und Bremen wurden die Gemüter schon früh durch den Widerstreit der Ansichten über das Abendmahl bewegt. Der Hamburger Pastor Westphal geriet darüber mit Calvin in Streit und wurde von dem Pastor Timann in Bremen kräftig unterstützt. In Bremen wurde Pastor Hardenberg des Calvinismus verdächtigt, er beruhigte den Rat durch ein Bekenntnis, das auch von Melanchthon gebilligt war, der damals noch bei den Lutheranern großes Vertrauen besaß. Heimlich aber breitete er die calvinische Ansicht aus und wurde von Melanchthon in seinem Vorgehen bestärkt. Melanchthon mahnte ihn nur zur Vorsicht und riet ihm, nicht zu offen hervorzutreten. Die Lutheraner waren durch den Westphalschen Streit und die Propaganda der Reformierten in Emden mißtrauisch geworden. Timann forderte durch eine Streitschrift Hardenberg heraus, ein vom Domkapitel eingeholtes Gutachten der Wittenberger entschied gegen Timann. Da dieser bald darauf starb, berief die Bremer Geistlichkeit zu ihrer Stütze Heßhusen, der vor Begierde brannte, „mit dem Teufelsbuben Hardenberg und seinem Gelichter“ den Kampf aufzunehmen. Nach leidenschaftlichen Verhandlungen wurde Hardenberg zuletzt aus seinem Amt entlassen, aber zwischen den Parteien seiner Freunde und Gegner dauerten ärgerliche Streitigkeiten fort, nicht nur religiöser, sondern auch politischer Art; die ersteren setzten unter der Führung des Bürgermeisters Daniel von Büren die Absetzung von dreizehn lutherischen Geistlichen durch, die sämtlichen Kirchen Bremens, mit Ausnahme des Domes, der geschlossen und erst 1638 den Lutheranern überwiesen wurde, fielen der reformierten Kirche zu.

Die größte Erbitterung der Lutheraner gegen die Reformierten wurde durch den Versuch erregt, die kalvinistische Ansichten auf unehrlichen Wegen auch in dem Ursprungslande der lutherischen Reformation einzuführen. Der Kryptokalvinismus in Sachsen hat für lange Zeit jedes Friedensverhältnis zwischen Lutheranern und Reformierten vernichtet. 1560 war Melanchthon gestorben, froh von der „Wut der Theologen" befreit zu werden. Er hat sich unvergängliche Verdienste um die lutherische Kirche erworben, aber sie durch sein Schwanken und seine allzu friedliebenden Vermittlungsversuche auch wieder schwer geschädigt. Seine Schüler in Sachsen schlossen sich zu einer Partei zusammen, die mit allen Mitteln nach der Herrschaft strebten. An ihrer Spitze stand der Schwiegersohn Melanchthons, Peucer, Leibarzt des Kurfürsten und Professor der Medizin in Wittenberg, der am Hofe von dem Geheimen Rate Cracau und dem Kirchenrat Stössel unterstützt wurde. Der Kurfürst August wollte nichts anders als ein guter Lutheraner sein und Land und Leute bei Luthers Lehre erhalten. Er erklärte, wenn er wüßte, daß er eine kalvinische Ader an sich habe, so wolle er sich dieselbe bei lebendigem Leibe vom Teufel ausreißen lassen. Von einem Unterschied zwischen Luther und Melanchthon hatte er keine Ahnung, unbedingt traute er seinen Räten, Hofpredigern und Professoren. Und diese Männer hintergingen ihn auf die schändlichste Weise. „Der Fürst versteht nichts von der Sache" schrieb spottend Ursinus in Heidelberg, mit dem einige der Wittenberger in vertraulichem Briefwechsel standen. Planmäßig suchten sie die kalvinistischen Anschauungen in Kirchen und Schulen zu verbreiten. Als sie deshalb von den strengen Lutheranern angegriffen wurden und der Kurfürst Verdacht schöpfte, verstanden sie es geschickt, ihn zu beruhigen. Die Angriffe der Jenaer Theologen stellten sie ihm als eitel Lug und Trug und Mißgunst hin, was der Kurfürst um so eher glaubte, als er von der Feindschaft des herzoglich sächsischen Hauses, das den Verlust der Kurwürde nicht verschmerzen konnte, überzeugt und dem Zelotismus der Flacianer abgeneigt war. Endlich wurden dem Kurfürsten die Augen geöffnet, er sah sich vor ganz Deutschland bloßgestellt und brach in maßlosen Zorn gegen die Männer los, die ihn betrogen hatten. Hart, ja zu hart mußten diese

ihre Unehrlichkeit büßen, Stössel und Cracau starben im Kerker, Peucer schmachtete zwölf Jahre lang im Gefängnis. Mit ausgesuchter Grausamkeit wurden diese Männer von ihren Gegnern behandelt, die sich wie spanische Inquisitoren geberdeten, selbst die Folter anwandten und die „Ketzer" noch im Tode verunehrten. Stössel und sein Weib, die beide in Schwermut starben, wurden an unehrlicher Stelle eingescharrt, ihr Grab mit einem Stein bedeckt, „und zwar, nach Art der Ketzer, die quere gelegt." Vor allem hatte Peucer schwer zu leiden. Man schleppte ihn von Kerker zu Kerker; als seine Frau, Melanchthons Tochter, dem Gram über das Elend, in das sie mit Mann und Kindern so plötzlich geraten war, erlegen war, teilte der Bürgermeister Rauscher ihm das auf herzlose Weise mit. Matt und schwach an Leib und Seele, den Tod erwartend, begehrte er das Sakrament. Seine erbittertsten Feinde, die Theologen Jakob Andreae und Selneccer, wurden beauftragt, ihm in Beisein Rauschers zuvor zur Buße zu ermahnen. Das darüber aufgenommene Protokoll zeigt, wie fanatisch sie dem unglücklichen Manne einen Widerruf zu erpressen suchte, aber nur mit dem Erfolge, daß auch er immer leidenschaftlicher und fanatischer wurde. Da er ihren Quälereien standhielt und seine Überzeugung nicht verleugnen wollte, wurde ihm das Abendmahl verweigert. Auf eine erneute Bitte darum riet das Oberkonsistorium in Dresden, ihm das Sakarment nur zu reichen, wenn er seinen „kalvinischen Irrtum" verwerfe, zugleich äußerte sich die Kirchenbehörde über sein eventuelles Begräbnis, daß es wohl angebracht wäre „andern zum Abscheu an ihm ein sonderliches Exempel zu statuieren" und ihn nicht neben anderen Christen zu begraben. Jedenfalls solle man ihn bei diesem Gedanken lassen, nach dem Tode aber ohne christliche Gebräuche begraben. Aber Peucer erlebte noch seine Befreiung, um die seine Kinder immer wieder vergeblich gebeten hatten. Nach dem Tode der Kurfürstin Anna, seiner entschiedensten Feindin, wurde er auf Bitten der dreizehnjährigen Fürstin Agnes Hedwig, mit der Kurfürst August sich in einem Alter von 60 Jahren von neuem verheiratete, freigelassen. Das erregte den Verdruß der strengen Lutheraner, die eine Spottmünze prägen ließen, die Adam und Eva unter dem Apfelbaum darstellte mit der Umschrift: „Adam auf der Eva Rat Gottes Gebote über-

trat." Peucer hat dann noch sechzehn Jahr lang in Anhalt für den Calvinismus gearbeitet.

Mit durchgreifender Strenge wurde Kursachen von den Philippisten gereinigt. Die melanchthonisch gesinnten Professoren in Wittenberg wurden des Landes verwiesen, an ihrer Stelle wurden württemberger Theologen ernannt, deren Rechtgläubigkeit unzweifelhaft war. Alle Pastoren und Professoren, und nicht nur die theologischen, ebenso die Stipendiaten der Theologie wurden eingehend verhört und mußten sich durch Unterschrift eines neuen Bekenntnisses auf die reine lutherische Lehre verpflichten. Ein Dankgebet in allen Kirchen des Landes und eine Denkmünze feierten den Sieg des Luthertums. Noch 1591 wurde der Pastor Gundermann von der Thomaskirche in Leipzig wegen calvinischer Umtriebe auf der Pleißenburg gefangen gesetzt, ebenso der Pastor aus Markkleeberg, der die Bilder aus der Kirche gerissen und verbrannt und aus dem Kruzifix ein Fischholz gemacht hatte.

Schon lange vor diesen Ereignissen war auch die Partei der strengen Lutheraner im Herzogtum Sachsen gestürzt. Herzog Johann Friedrich hatte mit den radikalen Flacianern, die durch Kirchenzucht und Bann ihre Herrschaft zu befestigen suchten, gebrochen und 1561 ihre Häupter vertrieben. Die Flacianische Partei verfiel, aber die lutherischen Orthodoxie wurde in weiten Kreisen Deutschlands herrschend, nur unter Ausscheidung flacianischer Extreme, besonders der Behauptung der Machtvollkommenheit der Pastoren in Lehre und Kirchenzucht. Es waren vor allem die niedersächsischen Städte, welche die lutherische Orthodoxie hochhielten. Immer stärker wurde unter den Kämpfen um die Lehre, welche die Kirche zerrütteten, der Wunsch den Frieden herzustellen, und zwar durch feste Lehrnormen für die ganze lutherische Kirche Deutschlands. Dabei lag aber der Gedanke völlig fern, durch allgemeine, unbestimmte, mehrdeutige Formeln die Streitenden zu vereinen oder wenigstens eine äußere Eintracht herstellen zu wollen. Das wäre der damaligen Zeit nicht bloß unehrlich und unsittlich erschienen, sondern auch ein aussichtsloses Unternehmen gewesen. Ebenso konnte nach der Lage der Dinge die Lösung der Wirren nur durch theologische Formeln und durch die Machtmittel des landeskirchlichen Regiments erreicht werden.

Fürsten und Theologen bemühten sich um das Werk der Einigung, unter den letzteren besonders der Tübinger Propst und Kanzler Jakob Andreä. Nach den größten Schwierigkeiten und endlosen Verhandlungen, unter fortwährenden Versuchen der Reformierten, das Einigungswerk der Lutheraner zu hintertreiben, kam dieses mit der Konkordienformel zustande. Die überwiegende Mehrzahl der lutherischen Fürsten, Städte und Geistlichen nahm das neue Bekenntnis an, das ein melanchthonisches Luthertum vertritt, wie es sich allmählig unter den lutherischen Theologen herausgebildet hatte. Nach beiden Seiten hin sucht es die Extreme zu vermeiden. Nicht nur die calvinisch-melanchthonische Abendmahlslehre, der Synergismus und Majorismus wird verworfen, sondern auch die Extreme einzelner strenger Lutheraner, wie Flacius, Amsdorfs und Osianders. Ein Volksbekenntnis ist es freilich nicht, sondern ein theologisches und damit auch das theologische Gepräge der lutherische Kirche vertiefend. Die Konkordienformel wurde fast von der gesammten lutherischen Kirche angenommen. Sie bedeutet die endgültige Trennung der evangelischen Kirche und die vollständige Scheidung der lutherischen Konfession von der reformierten. Erst seit 1580 kann man in Wirklichkeit von einer lutherischen Kirche reden. Man darf dabei aber nicht übersehen, daß auch in der reformierten Kirche schon seit langem eine zunehmende Verschärfung der dogmatischen und kirchlichen Eigentümlichkeit und eine immer schroffere Abschließung von der lutherischen Kirche stattgefunden hatte. Unter französischen, englischem und schweizerischem Einfluß hatte in den Niederlanden der Calvinismus sich ausgebreitet und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunders siegreich durchgesetzt, im schroffen Gegensatz gegen die Lutheraner. Die endgültige Trennung wurde besiegelt durch die auch von deutschen Reformierten beschickte Dordrechter Synode 1618, welche nicht nur die streitenden Reformierten (die Arminianer, die gleich den Lutheranern heftig verfolgt wurden) ausschied, sondern auch die reformierte Kirche von der lutherischen schied.

Noch einmal erhob die philippistische Partei ihr Haupt und suchte unter dem Nachfolger Augusts, Christian I., ihr Ziel zu erreichen. Der Kanzler Krell war, vornehmlich aus

politischen Gründen, für die Annäherung an die Reformierten. Diese politische Seite des Kryptokalvinismus darf nicht übersehen werden. Heinrich IV. von Frankreich, verfolgte das Ziel die spanische und kaiserliche Macht zu zertrümmern, um auf solche Weise einen allgemeinen Weltfrieden herzustellen. Zu dem Zwecke suchte er sich auf die Reformierten in Deutschland zu stützen. Auch nach seinem Übertritt zur römischen Kirche erhielt er sich seine reformierten Freunde in Hessen, Anhalt und der Pfalz und wurde ein Hauptförderer der calvinistischen Unionsbestrebungen. Unter Mitwissen der reformierten und reformiert gesinnten Fürsten und Staatsmänner plante er eine Art von polnischer Teilung Deutschlands und Ausschließung desselben aus der Reihe der Erbmonarchien. Bei den Lutheranern aber war noch immer die deutsche Pietät Luthers gegen Kaiser und Reich herrschend, und sie kämpften mit ihrem zähen Streite gegen den Calvinismus zugleich für die Selbständigkeit Deutschlands. Auch Krell wurde von diesen französischen Plänen beherrscht. Als Staatsmann erstrebte er die Vereinigung aller Protestanten zu einer starken politischen Partei in Deutschland und unterstützte auch die französischen Hugenotten gegen die katholische Ligue mit Hilfsgeldern und Truppen, für seine kirchlichen Pläne fand er Beistand bei einigen Geistlichen des Landes. Man wollte die Konkordienformel abschaffen. Der Exorzismus[1]) wurde beseitigt, ein neuer kryptokalvinistischer Katechismus und eine calvinisierende Bibelausgabe eingeführt und verboten, auf den Kanzeln gegen die Reformierten zu polemisieren, widerstrebende Pastoren wurden abgesetzt und wichtige Stellen calvinistisch Gesinnten gegeben. Der Kurfürst, der weder Calvinist noch Flacianer, sondern gut christlich sein wollte, scheint über die wahre Bedeutung dieses Vorgehens

[1]) Der Exorzismus, die aus dem Katholizismns stammende Beschwörung des Teufels bei der Taufe, war von Luther beibehalten. Selbst die orthodoxen lutherischen Theologen hielten ihn für ein nebensächliches Stück und achteten seine Abschaffung für sehr wohl möglich. Aber weil darin der schärfste Widerspruch gegen Calvins Lehre von der Taufe zum Ausdruck kam, behielt man ihn bei, und je schroffer die Reformierten ihn „papistisches Zauberwerk" schalten, um so zäher verteidigten die Orthodoxen dieses Stück, an dem ihnen eigentlich selber nicht viel gelegen war. Das Volk aber sah darin oft genug geradezu die Hauptsache der Taufe.

getäuscht zu sein, jedenfalls war er gänzlich in den Händen seines Kanzlers, dem ohne Zweifel der Vorwurf der Unehrlichkeit nicht zu ersparen ist.

Die kirchlichen Maßnahmen erregten das Volk, das in der Abschaffung des Exorzismus geradezu eine Beseitigung der lutherischen Kirche sah. In der Kreuzkirche zu Dresden erzwang ein Bürger und Fleischer bei der Taufe seines Kindes den Exorzismus mit dem Beil in der Hand, in Leipzig und andern Orten kam es zu stürmischen Auftritten, in Pirna bat die Geistlichkeit den Kurfürsten kniefällig, sie mit der Unterschrift wegen Weglassung des Exorzismus zu verschonen. Dem Adel war der Emporkömmling Krell wegen seiner Herrschsucht und Überhebung verhaßt, und die Kurfürstin war ihm persönlich feind. Als Christian I. plötzlich starb, brach der Sturm gegen Krell los. Noch an dem Tage vor dem Begräbnis des Kurfürsten wurde er verhaftet und auf den Königstein gebracht. Ebenso wurden auch die durch ihn berufenen Hofprediger und Geistlichen gefangen gesetzt. Eine 1592 abgehaltene Kirchenvisitation reinigte das Land von dem Calvinismus. Viele Geistliche, Professoren und andere Beamte, die den Philippismus nicht abschwören wollten, wurden aus ihren Ämtern entlassen, die unter der vorigen Herrschaft vertriebenen Theologen kehrten zurück.

Das härteste Los traf den unglücklichen Krell. Nach zehnjähriger harter Gefangenschaft und endlos hingeschleppten gerichtlichen Verhandlungen wurde ihm das Todesurteil gesprochen, weil er den Kurfürsten zum Calvinismus verführt, zum französischen Kriegswesen verleitet, dem Kaiser entfremdet und mit der Landschaft entzweit habe. Der Haß gegen den Calvinismus war der Hauptbeweggrund zu dieser Verurteilung. Um den Schein der Unparteilichkeit zu behaupten sandte man das Urteil an die böhmische (katholische) Appellationskammer in Prag, welche, ohne der Religionspunkte zu gedenken, dasselbe bestätigte. Krell wurde auf dem Neumarkte zu Dresden öffentlich mit einem Schwerte, das die Inschrift trug: Hüte dich, Calvinist! enthauptet, in Gegenwart der Kurfürsten Sophia, die mit Genugtuung der von ihr persönlich eifrigst betriebenen Hinrichtung des verhaßten Mannes zusah. Als sein Haupt gefallen war,

rief der Scharfrichter: „Das war ein calviniſcher Streich! Seine Teufelsgeſellen mögen ſich wohl fürſehen, denn man ſchont allhier keinen.“

Mit dem Blutgericht über Krell war jeder Widerſtand gegen die Konkordienformel in Sachſen vernichtet. Seit 1602 wurden nicht nur die Geiſtlichen, ſondern auch alle Beamten in Kurſachſen auf dieſes letzte Bekenntnis verpflichtet. Der Melanchthonismus wurde ausgerottet und hinfort herrſchte hier die lutheriſche Orthodoxie.

---

# II. Das Zeitalter der Orthodoxie.

## Kap. 6. Neue Verluſte bis zum dreißigjährigen Kriege.

Die Folge aller dieſer Kämpfe war, daß die lutheriſche Kirche ſich um ſo ſchroffer gegen die Reformierten abſchloß. Ein Herzog Julius von Braunſchweig gab ſeiner Abneigung gegen den Calvinismus kräftigen Ausdruck: „wenn er einen Sohn hätte, der Calviniſt wäre, ſo wollte er ſagen, er wäre ſein Kind nicht, ſondern der Teufel hätte ihn gezeugt.“ Er wollte keinen Rat, Profeſſor oder Diener leiden, der nicht rechtgläubig war: „es ſei beſſer, dieſelben fahren hin zum Teufel, als daß ſie ſeine Kirchen und Schulen verunreinen und beflecken.“ Mann oder Weib, Knecht oder Magd, die ſich des Calvinismus verdächtig machten, ſollten einer Strafe von vier Goldgulden verfallen. Selbſt ein ſo milder Mann, wie der Hofprediger Polycarp Leyſer in Dresden erklärte, es wäre eher mit den Papiſten, ausgenommen die Jeſuiten, eine Vereinigung möglich als mit den Calviniſten. Höe wies ſogar nach, „daß die Calviniſten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinſtimmen,“ Philipp Nicolai ſchrieb, daß ſie anſtatt des lebendigen Gottes, „den leidigen Teufel lehren und anrufen“ und in den Augen Hutters, deſſen dogmatiſches Compendium das Hauptlehrbuch für die Theologen wurde, war der Märtyrertod der Hugenotten nur ein gerechtes Gericht der Obrigkeit über eine vom Religionsfrieden ausgeſchloſſene Sekte. Ebenſo fanatiſch geberdete ſich das Volk. Der Hofprediger Schütz, der

wegen seines Kryptocalvinismus in Haft und später unter Polizeiaufsicht gehalten wurde und erst nach Kurfürst Augusts Tode größere Freiheit erlangte, mußte einsam, von dem Volke gehaßt und gelästert leben. Als er gestorben war, wollten ehrliche Leute seinen Sarg nicht tragen, gegen die Sitte jener Zeit mußte er hinausgefahren werden. Unterwegs ließ jemand eine schwarze Henne plötzlich über den Wagen fliegen und das Volk schrie: „Siehe da, der calvinische Teufel."

Doch nicht alle Lutheraner teilten den Haß gegen die Calvinisten. Wir finden Männer genug, die bei aller lutherischen Entschiedenheit doch persönlich milde sind, und das vor allem an der gut lutherischen, von allem Calvinismus gereinigten Universität Wittenberg. Meißner führte nicht bloß den Wahlspruch: „Selig sind die Sanftmütigen", sondern bewies auch solche Milde. Leyser verfuhr, trotz seiner scharfen Äußerungen gegen den Calvinismus, persönlich maßvoll gegen Calvinisten. Als sein Kollege, der Jurist Wesenbeck, ein Calvinist, auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl verlangte, forderte er ihn zwar auf, sich zu der lutherischen Abendmahlslehre zu bekennen, aber als dieser ablehnte und nur erklärte, „daß er noch schwach sei, der Herr aber werde den glimmenden Docht nicht auslöschen", reichte es ihm Leyser, allerdings in dem Bewußtsein, daß manche sich damit nicht würden zufrieden gegeben haben. Auch sonst kommen Fälle von Toleranz vor. Der lutherische Prediger Garaeus ließ in der Lausitz auch Reformierte zum Abendmahl zu, ein Pfarrer bei Görlitz hielt einem Calvinisten eine rühmende Leichenrede, in Danzig reichten in einer gemischten Gemeinde lutherische und reformierte Geistliche an demselben Altar das Sakrament, worin auch mehrfache Gutachten von orthodoxen Fakultäten nichts Bedenkliches fanden. Lutherische und reformierte Fürsten und Gelehrte verkehrten freundschaftlich miteinander und selbst lutherische Theologen finden nichts darin, auf reformierten Akademien zu studieren und Vorlesungen zu halten. Ein so strenger Lutheraner wie Hutter in Wittenberg sieht es als einen Mangel evangelischer Freiheit an, jede Gemeinschaft mit Andersgläubigen überhaupt zu verwerfen. Man nahm sich auch von lutherischer Seite der bedrängten Hugenotten in Frankreich an und unterstützte refor-

mierte Prediger, wenn man auch stets den konfessionellen Unterschied sorgfältig wahrte.

Allmählich aber wurde die Stimmung der Lutheraner gegen die Reformierten schärfer und mit der Zeit immer leidenschaftlicher. Das hängt vor allem mit den neuen Verlusten zusammen, welche die lutherische Kirche erlitt. Nassau trat 1582 zum reformierten Bekenntnis über, ebenso die benachbarten Grafschaften. Die neugegründete Akademie Herborn wurde die Hauptstütze der reformierten Kirche in diesen Gebieten. In Anhalt wirkte der aus Dresden entlassene Peucer als Hofmedikus in Dessau für den Calvinismus unter der Regierung Johann Georgs, der eine reformierte Prinzessin geheiratet hatte. Die Kruzifixe und Lichte wurden aus den Kirchen entfernt, und anstatt der Altäre Tische aufgestellt. Die Pastoren mußten in bürgerlicher Tracht erscheinen. Die Psalmen Lobwassers traten an Stelle des lutherischen Gesangbuchs. Wohl widersetzte sich das Volk und die Landstände protestierten, aber Kirche auf Kirche verfiel der Neuerung. Lutherisch blieb allein Worbzig. Als man mit Soldaten die Kirche „reinigen" wollte, legten die Frauen unter Führung der Edelfrau ein Faß Pulver unter den Altar und drohten die Kirche in die Luft zu sprengen. Da gab der Fürst nach. Aber das übrige Land ging von der melanchthonischen Richtung zum Calvinismus über, während dieser sich in Baden, wo Markgraf Ernst Friedrich ihn eingeführt hatte, nicht halten konnte. Dagegen fiel Hessen-Kassel unter dem durch französische Erziehung beeinflußten Landgraf Moritz der reformierten Kirche zu. Mit den sogenannten vier Verbesserungspunkten, die der Landgraf den Lutheranern anbefahl, wurde im letzten Grunde die reformierte Kirche aufgedrängt. Als die Marburger Theologen protestierten, kam Moritz mit Soldaten nach Marburg und setzte sie und den Superintendenten Leuchter ab. Die Bürgerschaft trat auf die Seite der Abgesetzten, drang in die Kirche und mißhandelte auf das roheste die reformierten Prediger. Zugleich rüstete man sich zum Widerstand, der aber von Moritz mit Waffengewalt niedergeworfen wurde. Der Landgraf führte jetzt die weitere Reform durch. Die „Götzen", das große Kruzifix über dem Professorensitz in der Kirche, und das steinerne vor der Kirche wurden zerschlagen,

das Vortragen von Kreuzen bei Beerdigungen verboten. Das Abendmahl wurde nach reformiertem Ritus gefeiert. Eine Synode erklärte den Anschluß an die reformierte Kirche, verfaßte ein reformiertes Glaubensbekenntnis, Katechismus und Gesangbuch, und ordnete den reformierten Kultus an. Aber im Lande stieß der Landgraf überall auf heftigen Widerspruch des Volkes unter der Führung der Pastoren und des Adels. Moritz setzte eine Anzahl von Pfarrern ab, warf einige ins Gefängnis und hielt sie darin fest, bis sich der Adel unterwarf, den er zugleich unter seine absolute Gewalt beugte. In Schmalkalden kam es zum Aufruhr, mit 2000 Mann und sechs Kanonen wurden die Verbesserungspunkte eingeführt, und acht Wagen mit „Götzen" (Bildern und Kruzifixen) auf das Schloß gefahren. Immer aufs neue erhob sich der Widerstand und immer neue Maßregeln wurden ersonnen, um die Lutheraner reformiert zu machen. Man buk sogar eigens schwere runde in vier Stücke zu zerbrechende Eisenküchlein aus sogenanntem Aftermehl, die schwer im Magen lagen, um den Leuten zu beweisen, daß sie im Abendmahl nur Brot empfingen. Viele kommunizierten überhaupt nicht mehr oder außerhalb des Landes. Die Verwirrung der Gemüter war groß und das kirchliche Leben für lange Zeit schwer geschädigt. Viele lutherische Pastoren verließen das Land. Die in Marburg entlassenen Professoren fanden in Hessen-Darmstadt Aufnahme, wo die Universität Gießen 1607 als lutherische neu gegründet wurde. In Lippe-Detmold wurde 1600 durch Simon VI. der Calvinismus gewaltsam durchgeführt. Der lutherische Katechismus wurde beseitigt, die lutherische Abendmahlsfeier verboten und überall der nüchterne reformierte Kultus eingerichtet. Den Pastoren wurde befohlen, „die Götzenteufel" vom Altar zu nehmen, die Nottaufe, Altäre, Hostien, Kerzen und das Kreuzschlagen wurde als Unfug und Aberglaube abgeschafft. Die widerstrebenden Geistlichen wurden abgesetzt, die Gemeinden durch Zwangsmaßregeln allmählich mürbe gemacht. Noch 1607 fanden sich in Salzufln nur 14 Abendmahlsgäste an dem reformierten Tisch des Herrn ein, aber allmählich hörte der Widerstand auf. Das Land wurde calvinistisch, nur Lemgo verteidigte in elfjährigem Kampfe unter schweren Opfern seine Glaubensfreiheit, zugleich auch seine

politische Selbständigkeit gegen den Landesherrn und erzwang zuletzt wenigstens die freie Religionsübung.

Am härtesten traf die lutherische Kirche der Abfall Johann Sigismunds von Brandenburg. Gewiß bewog ihn innere Überzeugung zu diesem Schritte, ihn, der seinem Vater hatte feierlich geloben müssen, für immer bei der Konkordienformel und bei den lutherischen Einrichtungen in Schule und Kirche bleiben zu wollen, aber es waren auch politische Gründe dabei maßgebend, vor allem der Wunsch, sich den Beistand der Holländer bei seinen Erbansprüchen auf Jülich-Cleve-Berg zu sichern. Er versuchte nun zwischen den Konfessionen seiner Lande Frieden zu stiften, indem er den Geistlichen, lutherischen und reformierten, das Schimpfen auf der Kanzel verbot. Zugleich sprach er sich selbst scharf gegen die strengen Lutheraner, vor allem Andreä, aus, denen er bei ihrem Eifer um die Konkordienformel selbstsüchtige Beweggründe unterschob. Andreä, der „ehrgeizige Pfaffe", und die anderen Urheber dieser Formel hätten über diesem „lieben Buhlen" sich gute feiste Präbenden, vergüldete Trinkgeschirre, sammetne Pantoffeln und Ehre und Reichtum der Welt erworben. Auch schaffte er die Verpflichtung auf die Konkordienformel, diese „Zwietrachtsformel" ab, deren Festsetzungen er als „etlicher müßiger, vorwitziger und hoffährtiger Theologen selbst erdichtete Glossen und neue Lehrformeln" bezeichnete. Die veränderte Augsburger Konfession und die Apologie Melanchthons wurden für die symbolischen Bücher der märkischen Kirche erklärt, und dazu kam die neue reformierte Konfession Sigismunds. In dieser sprach der Fürst als seine Absicht aus, alles, was noch „von papistischem Aberglauben" in Kirche und Schule vorhanden sei, abzutun. Obwohl der Kurfürst sich den Ständen gegenüber verpflichtete, lutherischen Gemeinden keine reformierten Geistlichen zu setzen, sahen die Lutheraner in seinem Vorgehen doch die Beseitigung der lutherischen Kirche, und in der Tat war dieselbe mindestens stark gefährdet. Die Lutheraner sträubten sich auf das entschiedenste gegen den Plan des Fürsten, sie durch eine Unterredung mit den Reformierten zu unieren, doch versprachen sie, diese nicht zu lästern. Da aber der Kurfürst fortfuhr, gegen die lutherischen Lehren, in denen der Gegensatz gegen die refor-

mierte Kirche festgelegt war, zu kämpfen, wurde das Mißtrauen der Lutheraner gegen seine Unionspläne immer größer und entlud sich in harten Worten und Schmähungen gegen die Calviniſten, die der Kurfürſt mit Abſetzungen beantwortete. Die Univerſität Frankfurt a. O. wurde in eine reformierte Anſtalt umgewandelt und von jetzt an von den lutheriſchen Theologen gemieden, die dafür in Wittenberg ſtudierten.

Der Übertritt des Kurfürſten erregte bei den Lutheranern die größte Erbitterung. Als er in Dresden Beſuch machte, wurde ihm ſelbſt die Abhaltung des Privatgottesdienſtes abgeſchlagen, und als er in Königsberg in ſeinem eigenen Gemache das Abendmahl feierte, hielt der Paſtor Behm eine Predigt über den Text: „Ich will eure Feiertage zu Trauertagen machen", die er mit dem Worte begann: „Solche Drohung betrifft uns jetzt, indem die calviniſche Rotte am vorigen Tage ihr calviniſches Brotbrechen gehalten." Auf beiden Seiten zeigte ſich eine ſteigende Unduldſamkeit. Die lutheriſchen Untertanen unter reformierten Regierungen konnten, ſelbſt in Bremen nicht, die völlige bürgerliche Gleichſtellung erhalten, die öffentliche Religionsübung blieb ihnen in den meiſten reformierten Ländern verſagt. Die Genfer geſtatteten dem zu ihnen geflüchteten Markgrafen von Durlach auch nicht einmal den Gottesdienſt bei verſchloſſenen Türen, die Lutheraner in Kaſſel durften nur in einem benachbarten Dorfe und nicht öffentlich das Abendmahl feiern. Ebenſo verfuhren ihrerſeits natürlich auch die Lutheraner. Mit den ſchärfſten Waffen befehdeten ſich beide Parteien, die Lutheraner grob und ausfallend, die Reformierten höhniſch, ſpitz und ſarkaſtiſch. Geſchimpft wurde von jeher auf beiden Seiten. Calvin hatte Weſtphal einen „tollen Hund" genannt und Rennacher Nicolai einen „läſternden Hund". Dieſe quittierten dafür mit: „Erzheuchler, Rottenbruder, Geſchmeiß, Heuſchrecken, Raupen, Eſel". Man nahm im Geiſte der Zeit ſolche Kraftausdrücke nicht allzu ſchwer. Die Lutheraner wurden Dickköpfe genannt und ſchimpften dagegen die Reformierten Spitzköpfe. Mit frivolem Spott bekämpften dieſe beſonders die lutheriſche Abendmahlslehre. Der Rektor Fabricius in Danzig fragt höhniſch: „wie das ſein könne, daß in einem ſolch kleinen Brötlein, das weder Geruch noch Geſchmack eines Brotes hat,

Christus, so eine Person von $6^1/_2$ Schuh, in die Länge, stecken könnte?" Frivol und unehrlich zugleich ist der Vorschlag des Calvinisten Frank für die Kirchenvisitation in Kurbrandenburg: „Die Hostien werden an etlichen Orten allbereit ziemlich dick gebacken, daß, wer sie herunterbringen will, dieselben mit den Zähnen zermalmen muß." Nun solle man sie noch größer machen, damit die Pfarrer sie bei der Austeilung zerteilen müßten, auf die Weise werde dann die Zeremonie des Brotbrechens (auf welche die Reformierten so großes Gewicht legten) nach und nach aufgebracht. Wenn der Kurfürst Johann Sigismund, als der erste unter den Fürsten, den Grundsatz der Religionsfreiheit aufstellte, so geschah das auch in Rücksicht auf sein fast völlig lutherisches Volk, das er nicht erbittern wollte, obwohl es, echt lutherisch!, nicht daran dachte, sich dem „abtrünnigen" Fürsten zu widersetzen. Aber im Kirchenregiment drängte er die Lutheraner völlig zurück. Nach Errichtung des reformierten Kirchenrates wurden dem lutherischen Konsistorium fast alle Rechte entzogen, auch besetzte er einige Stellen in der lutherischen Kirchenbehörde mit Reformierten, was von den Lutheranern natürlich als eine neue Unterdrückung ihrer Kirche angesehen wurde. So sahen sie sich an vielen Punkten Deutschlands von den Calvinisten zurückgedrängt und fühlten sich, nicht mit Unrecht, als unterdrückte Kirche. War es da ein Wunder, daß ihre Stimmung gegen die Reformierten immer mißtrauischer und gereizter wurde?

Unaufhaltsam hatte sich seit dem vom Papst verworfenen Augsburger Religionsfrieden die lutherische Kirche weiter ausgedehnt. Auch die Stimmung des Kaisers und andere katholische Fürsten wurde antirömischer, ja selbst dem Protestantismus geneigter. Ohne den Papst zu fragen, übertrug Karl V. die Kaiserwürde auf seinen Sohn Ferdinand. Als der römische Pontifex protestierte, erklärte der katholische Vizekanzler des Reiches Seld: „vormals habe man den römischen Stuhl beinahe angebetet und für Gott gehalten, den päpstlichen Bann mehr als den Tod gefürchtet; jetzt verlache man ihn und speie auf alles, was von Rom komme." In Österreich und Bayern neigte der größte Teil der Bevölkerung zum Evangelium. Wenn „der geistliche Vorbehalt" nicht gewesen wäre, so würden selbst viele

Bischöfe lutherisch geworden sein. Und ohne sich um diesen Vorbehalt zu kümmern, suchten die Fürsten den Protestantismus auszubreiten. Das Erzbistum Magdeburg wurde 1566 völlig lutherisch. Die Bistümer Halberstadt, Bremen, Verden, Osnabrück, Minden vor Lübeck erhielten nach und nach evangelische Bischöfe; andere protestantisch gewordene Stifte wurden mit geistlichen evangelischen Administratoren besetzt, und man drängte auf Aufhebung des geistlichen Vorbehalts. Kaiser Ferdinand verhielt sich den kirchlichen Parteien gegenüber neutral, und Maximilian II. war dem Luthertum zugeneigt. Nur politische Gründe, daneben auch das Mißfallen an den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, hielten ihn selbst bei der alten Kirche. Aber er unterstützte die Reformation und hinderte alle Religionsverfolgung. Dem österreichischen Adel gab er trotz päpstlicher Drohungen in den Patronatskirchen freie Religionsübung.

Zur Förderung der evangelischen Bewegung trug wesentlich bei, daß die Zustände in der katholischen Kirche immer trostloser wurden. Die besten Kräfte wandten sich fast ausschließlich dem Luthertum zu, während Rom fast ausnahmslos den schlechten Teil behielt. Die gebildeten Schichten der Bevölkerung, der Adel und das Bürgertum, standen zunehmend unter dem Einfluß des neuen Glaubens, dem alten hingen fast nur ungebildete und minderwertige Leute an. Die Priester, deren Zahl immer kleiner wurde, waren zum größten Teil roh und unsittlich, die sich leerenden Klöster Stätten der Zuchtlosigkeit. Die Gottesdienste waren ohne Weihe, die kirchlichen Ordnungen verfielen. Die Bischöfe verweltlichten, sie waren einer Reform, auch im katholischen Sinne, durchaus abgeneigt, ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, oder wagten nicht einzuschreiten aus Sorge noch mehr Anhänger der alten Kirche zu verlieren. Sehr schlecht war auch der Zustand der kirchlichen Güter, und der Verfall der kirchlichen Gebäude wurde aus Mangel an Mitteln immer ärger. Infolge der geistigen und sittlichen Verwahrlosung der Geistlichkeit verwilderte das Volk in kirchlicher Beziehung und wurde immer unbotmäßiger. Die römische Kirche geriet immer mehr in Verachtung.

Unter diesen Umständen blühte die evangelische Kirche auf.

Während man für Deutschland ohne Österreich in dieser Zeit mit Einschluß der Sekten $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung für evangelisch rechnet, sollen hier die Protestanten $^{29}/_{30}$ der Volkszahl betragen haben. In Oberösterreich waren von den 110 adligen Grundherrschaften nur noch 9 katholisch, und in Alpenstädten, wie Steier, gehörten katholische Bürger zu den Seltenheiten. Man sah sie nicht gern und versagte ihnen sogar, unduldsam genug, das Bürgerrecht. Der deutsche Bauernstand war fast ganz lutherisch geworden. Die meisten Feldherren Maximilians gehörten dem neuen Glauben an, Lazarus von Schwendi führte den Vorsitz auf der Synode zu Kaschau. Er war ein Freund des Kaisers, dem er Briefe über Toleranz schrieb, und er ermahnte ihn den Spaniern und Italienern nicht soviel Raum am Hofe zu lassen. Auch Zrinyi, der Verteidiger Szizeths gegen die Türken, war lutherisch.

Über die Grenze Deutschlands hinaus breitete sich die lutherische Kirche auch nach Ungarn und Siebenbürgen aus. In Ungarn erweiterte Maximilian die religiösen Rechte, welche schon Ferdinand I. einigen Magnaten und Städten bewilligt hatte, aber dem Calvinismus gelang es, Boden zu fassen, und 1557 wurde in der Confessio Czengeriana die lutherische und die zwinglische Abendmahlslehre verworfen. Die meisten Magyaren wendeten sich, vor allem aus Nationalitätshaß gegen die Deutschen, der reformierten Kirche zu, während diese bei der lutherischen verharrten. Auch in Siebenbürgen trennten sich beide Konfessionen nach den Nationen. Auf dem Landtage zu Clausenburg wurde 1556 die allgemeine Religionsduldung eingeführt, aber alle Stiftungen und Kirchengüter eingezogen. 1564 wurde ein lutherischer Superintendent für die Sachsen und ein reformierter für die Ungarn ernannt. Überall brachte das Eindringen der Calvinisten Hader und schwächte die Kraft der Evangelischen zum Nutzen der römischen Kirche, die jetzt mit neuen Truppen, den Jesuiten, den Kampf gegen die Reformation aufnahm.

Schon Ignatius von Loyola hatte die Rekatholisierung Deutschlands in Auge gefaßt und 1552 in Rom das Kollegium Germanicum gegründet, um Jünglinge aus Friesland, Norddeutschland und der Schweiz auszubilden „zur Hilfeleistung für

Deutschland und die nordischen Gegenden, welche vor den schwersten Krankheiten der Häresien bedroht sind." Bereits 1550 kam der erste Jesuit Le Jay nach Deutschland und gewann den Kaiser für sich. Im folgenden Jahre wurde das erste Jesuitenkollegium in Wien gegründet, mit 15 Mitgliedern. Bald wurden die Jesuiten mit der Universität vereinigt und sogar zu ihren Visitatoren bestellt. 1556 folgten die Kollegien in Köln und 1557 Ingolstadt und damit hatten sie in Deutschland festen Fuß gefaßt. In München, Dillingen, Prag, Tyrnau, Olmütz und Brünn, auch in Tirol ließen sie sich nieder. Unter der Gunst der geistlichen Fürsten blühten Jesuitenanstalten am Rhein und Main, in Trier, Mainz, Speier, Aschaffenburg, Würzburg und Straßburg auf. Immer dichter zogen sie ihr Netz über Deutschland und gewannen rasch auf den Universitäten bei den Bischöfen und Fürsten, deren beliebte Beichtväter sie wurden, einen entscheidenden Einfluß.

Das Konzil zu Trient schuf unter harten Kämpfen und mit ernster Arbeit die Grundlagen für den Wiederaufbau der durch Reformation stark erschütterten römischen Kirche und bahnte ihre Reform, allerdings im jesuitischem Sinne, an. Über dem Konzil schwebte der Geist Loyolas. Das römische Dogma wurde als unabänderlich festgelegt, die Gewalt des Papstes über die Kirche gestärkt, der kirchliche Organismus neu befestigt, die ganze katholische Kirche einheitlicher zusammengeschlossen. Daneben erkannte man aber die Reformbedürftigkeit der inneren Zustände der Kirche an und gab manche heilsame Verordnung, offenbare Schäden zu heilen und das kirchliche Leben zu fördern. Nur daß man das Messer nicht an die Wurzel legte, sondern bloß einzelne Auswüchse abschnitt und lediglich eine Restauration des Alten schuf. Das Konzil bedeutet die entschiedene Erklärung: „die römische Kirche selbst ist irreformabel" und die schroffe Ablehnung des Protestantismus. Als es geschlossen wurde, rief der Kardinal von Lothringen mit lauter Stimme: „Verflucht seien alle Ketzer!" und die Kirche hallte wider von dem Geschrei der Väter: „Verflucht! Verflucht!" Es war die offizielle Kriegserklärung der jesuitisch erneuerten römischen Kirche an den Protestantismus, und mit neuem Mute rückte die jesuitische Leibgarde des Papstes aus, die Welt Rom wieder zu unterwerfen.

Die Evangelischen sollten bald die harte Hand dieser ihrer ärgsten Feinde spüren. Loyola hat verstanden durch die raffinierteste Dressur seine Schüler mit fanatischem Eifer und glühender Begeisterung für die Aufgabe zu erfüllen, Deutschland „zur Reinheit des geistlichen Glaubens und der Religion" zurückzubringen. Die Jesuiten haben mit einer Treue und Opferfreudigkeit, mit einer Begeisterung für die Größe und Macht der Kirche gearbeitet, der die Evangelischen dieser Zeit nichts Gleiches entgegenzusetzen hatten. Aber sie hielten auch jedes Mittel für erlaubt, um ihr Ziel zu erreichen. Und die römische Kurie unterstützte sie auf jede Weise. Überall bearbeiten ihre Gesandten die katholischen Fürsten, beseitigen den Widerstand der Bischöfe, welche zum großen Teil den Jesuiten und der Reform durchaus nicht geneigt waren, und machen der jesuitischen Reaktion Bahn. Diesem einheitlichen Vorgehen gegenüber waren die Deutschen Protestanten zersplittert, durch den Hader zwischen Lutheranern und Reformierten gegen einander aufgebracht. Es fehlte ihnen die einheitliche Führung. Der Kurfürst von Sachsen, August, ihr geborener Führer war völlig unfähig. Aus politischen Gründen, aus angestammter Treue, aber auch aus Haß gegen die Calvinisten hielt er zum Kaiser und suchte durch Lavieren und schlechtes Diplomatisieren zu retten, was nur durch eine entschieden protestantische Politik zu retten war. Schon unter ihm hat Sachsen seine Stellung als Vormacht des deutschen Protestantismus verloren. Aber auch andere evangelische Fürsten, Joachim II. von Brandenburg und Christoph von Württemberg, waren nicht besser.

Kurze Zeit nach dem Auftreten der Jesuiten erwacht die römische Partei zu neuem Leben. In Österreich finden sich wieder Geistliche und Adlige voll Eifers für die Kirche und den Kampf gegen den Protestantismus. Die wenigen katholischen Adligen schließen sich mit den Prälaten auf den Landtagen zu einer Partei zusammen und beginnen in Böhmen auf ihren Besitzungen schon mit der Rekatholisierung ihrer Hintersassen. In Unterösterreich wird der Konvertit und Jesuitenschüler Klesl die Seele der Gegenreformation und übt dreißig Jahre lang den größten Einfluß auf die Entschlüsse der Kaiser aus.

Zunächst hatte freilich der römische Eroberungsversuch

wenig Erfolg. Wohl vertrieb Rudolf II. alle evangelischen Prediger aus Wien, aber der scharfe Widerstand in Oberösterreich zwang ihn, vorsichtiger zu verfahren. Jetzt nahm man mit Hülfe der Gerichte den Adligen ihre Kirchen und brachte einzelne Städte zum katholischen Glauben zurück. In Unterösterreich beugten sich die Stände, aber in Oberösterreich brach, mit veranlaßt durch wirtschaftliche Not, 1595—97 ein Bauernaufstand aus. Er wurde mit Waffengewalt niedergeschlagen und nun zwang eine „Reformationskommission" Bürger und Bauern wieder unter das Joch Roms. Freilich nur äußerlich, im Herzen blieb ein großer Teil lutherisch, und die Regierung verfuhr nachsichtig. Kaiser Mathias mußte aus politischen Gründen Ungarn und Siebenbürgen, wie auch den österreichischen Ständen sogar völlige Religionsfreiheit gewähren, und diese ordneten wieder das evangelische Kirchenwesen und richteten überall lutherischen Gottesdienst und Schulen ein. Verhängnisvoll wurde aber, daß die Stände mit ihren religiösen Forderungen die politischer neuer Rechte verbanden. Dadurch wurde der religiöse Kampf zugleich zum politischen. Auf der einen Seite standen Protestantismus und Ständewesen, auf der andern Seite Katholizismus und Landesfürstentum. Und je mehr dieses dem Absolutismus zustrebte, um so mehr hoffte es mit der evangelischen Kirche auch zugleich die Macht der Stände zu vernichten.

Das sollte Ferdinand II. gelingen. Er war in streng jesuitischem Sinne erzogen; trotz alles Widerspruches der Stände und selbst des Kaisers setzte seine Mutter, die leidenschaftlich katholische Maria, durch, daß er in den Händen der Jesuiten in Ingolstadt blieb. Und diese verstanden den mäßig begabten, willensschwachen Fürsten zu einem gefügigen Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Volljährig geworden, soll er auf einer Reise nach Loretto und Rom als ein jesuitischer Hannibal der heiligen Jungfrau sein Leben für die Ausrottung der Ketzerei gelobt haben. Jedenfalls begann er seit 1598 in seinem eigenen Lande, in Kärnthen, Krain und der Steiermark still, aber mit furchtbarer Energie die lutherische Kirche durch Soldaten zu unterdrücken. Die evangelischen Prediger und Lehrer wurden verjagt, die Kirchen geschlossen, die Untertanen zur Bekehrung

oder zur Auswanderung gezwungen, dem Adel der protestantische Gottesdienst verboten, nur das Bekenntnis wurde ihm freigestellt. Alle lutherischen Bücher wurden gesammelt und verbrannt. 20000 warf man vor dem Rathause in Laibach ins Feuer. Die reiche Bibliothek der Landschaft in Graz wurde verbrannt, der Besuch auswärtiger Schulen untersagt und damit die Jugend auf die Schulen der Jesuiten angewiesen, im ganzen Lande durch sog. „Reformationskommissionen" die römische Kirche wieder aufgerichtet. In Laibach hielt man wieder Fronleichnamsprozessionen. Lichter brannten in den Fenstern, die Zünfte zogen mit neuen Fahnen daher, Musik erschallte und der Donner der Geschütze begleitete den gespendeten Segen. Bei der Einweihung des Kapuzinerklosters zählte man 20000 Menschen mit 500 Kirchenfahnen. Aller Widerstand war vergeblich. Tausende der tüchtigsten und vermögendsten Einwohner verließen das Land. Als Ferdinand 1596 in Graz Ostern feierte, war er der Einzige, der noch nach römischen Ritus kommunizierte, 1602 war die katholische Kirche in Innerösterreich völlig wiederhergestellt. Dagegen bestätigte Ferdinand, um die Kaiserkrone zu erlangen, auf Rat der Jesuiten in Böhmen und Ungarn die von Mathias gemachten Zugeständnisse. Hier wurde die Rekatholisierung auf günstigere Zeit verschoben.

In Bayern gewannen die Jesuiten den reformeifrigen Herzog Albrecht ganz für ihre Pläne. 1559 wurde ihnen ein Kolleg in München errichtet, und als Beichtväter erlangten sie am Hofe entscheidenden Einfluß. Gegenüber den lässigen und untüchtigen Bischöfen drängte eine Anzahl einflußreicher Männer immer entschiedener auf Hebung des Priesterstandes und Reform der katholischen Kirche, aber auch auf einen Kampf mit dem Protestantismus hin. Der Herzog fürchtete oder ließ sich zu der Furcht überreden, daß der lutherische Adel und die Städte mit der Einführung der Reformation auch die Beschränkung oder Vernichtung seiner landesherrlichen Gewalt erstrebten — in der Tat spielte ja auch in den kirchlichen Kampf der Streit der Stände gegen den wachsenden fürstlichen Absolutismus hinein — und griff zu den schärfsten Maßregeln. 1564 war der Widerstand des Adels für immer gebrochen, die Rechte der

Stände beseitigt und das Volk mit Gewalt bekehrt. Anfang der siebziger Jahre war Bayern von der Ketzerei befreit. Freilich trotz alles ernsten Eifers war es bis zum Ende des Jahrhunderts nicht gelungen, auch nur den äußeren Anstand beim Klerus und geordnete Zustände im Volk herzustellen. Die sittliche Verwahrlosung in Bayern war grauenhaft. Als Vormund des zehnjährigen Markgrafen Philipp von Baden ließ Albrecht sein Mündel von Jesuiten erziehen und drang auch dem badischen Lande den katholischen Glauben auf. Seinen jüngsten Sohn Ernst zwang er zum geistlichen Stande, um ihn mit Bistümern und Abteien zu versorgen und zugleich Rom und Wittelsbach empor zu bringen.

Die Ohnmacht der Lutheraner gegen diese fürstlichen Bekehrungen hat nicht in dem Mangel an religiöser Überzeugung ihren Grund, sondern in ihrer kirchlichen Unselbständigkeit, die in der Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit wurzelte. Daß die Widerstandskraft der Reformierten im allgemeinen größer gewesen ist, als die der Lutheraner, hängt auch damit zusammen, daß die reformierte Kirche auf republikanischem Boden entstanden ist. Die Reformierten haben nie in einer solchen unbegrenzten Ehrfurcht vor der Obrigkeit gelebt, wie die Lutheraner und haben auch das Recht der Empörung gegen eine ungerechte Obrigkeit vertreten.

Gründlich ausgerottet wurde mit Hilfe der Jesuiten das Luthertum in den geistlichen Gebieten, Salzburg und Trier, Osnabrück, Eichstädt, Augsburg und Passau. Die Bischöfe kümmerten sich nicht um die kaiserliche Deklaration zum Augsburger Religionsfrieden, wonach den unter geistlichen Obrigkeiten lebenden Protestanten der Fortbestand der evangelischen Religion verbürgt war, sondern gingen rücksichtslos gegen die Lutheraner vor. Wie stark sie sich jetzt fühlten, zeigt Fulda, wo eine römische Minderheit unter ungünstigen Verhältnissen den Kampf aufnahm. Hier war 1570 der zwanzigjährige Balthasar von Dernbach, aus evangelischer Familie stammend, aber schon als Knabe zur katholischen Kirche herübergezogen, Abt geworden. Mit seinen Reformgedanken stand er allein gegen ein Kapitel, das mitregieren und weltlich leben wollte, gegen Adel und Bürgerschaft. Mit Hülfe der Jesuiten reformierte er die katho-

lische Geistlichkeit und die Klöster. Die Kapitulare zwang er zur Entlassung ihrer Konkubinen und stellte den vernachlässigten römischen Gottesdienst wieder her, freilich unter dem heftigsten Widerstand seiner Untergebenen. Die benachbarten protestantischen Fürsten, vor allem der Landgraf von Hessen, der das Stift für sich begehrte, forderten die Entlassung der Jesuiten und die Einstellung der Reform. Der Abt wußte sich klug zu wehren und fand Beistand bei der Kurie, die den Kaiser und die katholischen Fürsten bearbeitete. Nur noch schroffer betrieb er die Bekämpfung der Protestanten. Sämtlichen Bewohnern des Landes wurde unter Androhung der Landesverweisung befohlen, wieder katholisch zu werden, und mit kirchlichen und weltlichen Mitteln die Untertanen römisch gemacht. Aus päpstlichen Mitteln gründete er 1584 in Fulda ein Seminar mit 40 Freiplätzen für Adlige und 60 für Bürgersöhne. 1606 war der Katholizismus im Lande fast durchweg wieder hergestellt; nur der Adel rettete die Freiheit seines Glaubens.

Am Rhein wurde der Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel, der Hauptförderer der römischen Reaktion. 1561 gründete er in Mainz ein Jesuitenkolleg, begünstigte die „spanischen Mönche" auf jede Weise und bestimmte auch andere Fürsten zur Begründung von jesuitischen Niederlassungen. Aber aus Furcht vor der Pfalz wagte er es nicht, im Mainzischen selbst die Rekatholisierung durchzusetzen, dagegen führte er sie, angestachelt von der Kurie, auf dem Eichsfelde durch. 1574 erschien er hier mit zwei Jesuiten, vertrieb trotz des Widerstandes der Bevölkerung die lutherischen Pastoren aus Duderstadt und Heiligenstadt und weihte die Kirche für den römischen Kultus. Mochte zuerst auch kaum ein Mensch zur Messe kommen, die Jesuiten hielten aus und suchten mit List und allen Mitteln Gläubige zu gewinnen. Um die Protestanten zu trennen, wurde den Rittern Glaubensfreiheit zugesagt, dagegen die Städte um so härter bedrückt. Ein eifriger Konvertit, Lippold von Strahlendorf, wurde als Oberamtmann über das Land gesetzt. Er vertrieb die lutherischen Geistlichen und verweigerte den Evangelischen selbst das kirchliche Begräbnis. Dann nahm man dem Adel das Patronatrecht und setzte überall katholische Priester ein. Alle Proteste der Ritter und

Duderstadts, alle Verwendungen der protestantischen Fürsten halfen nichts. Kurfürst August von Sachsen gab den Glaubensgenossen zwar Zusicherungen, ließ sie dann aber in Rücksicht auf den Kaiser im Stiche. Ungehindert konnten die Jesuiten ihr Werk vollenden.

In der Maingegend hat Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg, die römische Kirche wieder aufgerichtet, die bei seinem Regierungsantritt hoffnungslos verfallen schien. Einzelne Städte, wie Karlstadt und Münnerstadt, waren fast ganz lutherisch. Der Würzburger Rat zählte mehr evangelische als katholische Mitglieder. Die Klöster lösten sich auf. Die besseren Geistlichen zog es zur lutherischen Kirche herüber, die noch streng katholischen waren ungebildet und sittenlos. Bischof Friedrich hatte mit der Berufung von Jesuiten eine Reform eingeleitet, aber sie war an dem Widerstande des verweltlichen Kapitels, das auch die Gründung eines Jesuitenkollegs und Gymnasiums in Würzburg zu hindern versucht hatte, gescheitert. 1573 wurde Julius zum Bischof gewählt, eine sittenreine und tatkräftige Persönlichkeit, streng katholisch und von Reformeifer erfüllt. Er hat für seine Diözese Großes geleistet, den wirtschaftlich zerrütteten Zustand des Bistums geordnet, die Schuldenlast vermindert, die Verwaltung und Rechtspflege verbessert, das Unterrichtswesen gefördert, Volksschulen auch auf dem Lande angelegt. Die von ihm neugegründete Universität blühte auf. Das Juliushospital wurde ein bleibendes Denkmal des großen Bischofs. Etwa 300 Kirchen wurden wieder hergestellt oder neu gebaut, der Würzburger Dom erneuert.

Was die Protestanten von ihm zu erwarten hatten, haben sie schon 1576 ausgesprochen: „Julius ist ein großer Jesuiter und mit diesem Teufelsgeschmeiß ganz umgeben.“ Trotz des Unwillens des evangelischen Adels verjagte er schon 1577 vierzehn lutherische Pastoren. Dann aber bereitete er planmäßig die katholische Reaktion vor. Er organisierte das Predigerseminar, auf der neuen Universität regierten die Jesuiten und auf ihr mußte alles katholisch sein, Lehrer, Schüler und Wissenschaft. Hier wurden die Geistlichen und Beamten für die Restauration gebildet. Durch eine neue Kirchenordnung mahnte er die Geistlichen an ihre Pflicht und brachte sie zur strengsten

Unterordnung. Untüchtige Priester wurden abgesetzt, die Klöster visitiert und reformiert, im Hof- und Staatsdienst nur noch strenge Katholiken angestellt. Alle er so zum Kampf gerüstet war, fing er an rücksichtslos und ohne Schonung die lutherische Kirche auszurotten. Alle ihre Pastoren (es sollen an 170 gewesen sein) verjagte er aus dem Lande. Er selbst zog mit einigen Jesuiten durch sein Gebiet. Erst wurden die Lutheraner gütlich zur Bekehrung ermahnt, als das nichts half, folgte Belehrung und Zwang zum Messebesuch und zuletzt Vertreibung der Hartnäckigen. Schon nach drei Jahren konnte er sich rühmen, 100000 Protestanten „bekehrt" zu haben. Einige Hundert wanderten aus, um ihren Glauben zu retten, obwohl sie dabei ein Drittel ihres Vermögens dem Bischof lassen mußten. Alle Magistrate, alle Lehrer mußten katholisch sein, der Messebesuch wurde scharf überwacht. Um die Proteste des Adels und um die Einsprache evangelischer Fürsten, die ihn beim Kaiser wegen Verletzung des Religionsfriedens verklagten, kümmerte sich der Bischof nicht. Das Luthertum wurde fast völlig vernichtet und die katholische Kirche überall wieder hergestellt. Prozessionen und Marienandachten wurden fleißig gepflegt, Reliquien erworben und pomphaft verehrt, geistliche Bruderschaften gegründet und begünstigt. Schon in der nächsten Generation war die Bevölkerung der römischen Kirche und den Jesuiten treu ergeben.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Hoffnung der Evangelischen, am Niederrhein eine mächtige Stellung zu gewinnen, zu Grabe getragen. Wenn hier auch die Katholischen in der Übermacht waren, so gab es doch in den jülich-klevischen Gebieten, im kurkölnischen Herzogtum Westfalen und in Köln und Aachen zahlreiche, meist reformierte, Gemeinden. Die Jesuiten blieben lange ohne Einfluß, da die Kurfürsten keine Teilnahme für sie hatten, der Rat Kölns, die Geistlichkeit und Universität ihnen entgegen waren. Gegen den Kandidaten der streng katholischen Partei, Herzog Ernst, den Sohn Albrechts V. von Bayern, wurde von den Protestanten und den lauen Katholiken des Kölner Domkapitels Gebhard Truchseß zum Erzbischof gewählt. Gebhard war nach Charakter und Anlagen nicht geeignet, seine schwierige Stellung auszufüllen. Er war

leichtfertig und genußsüchtig, verschwenderisch, jähzornig und allzu optimistisch. Als Erzbischof fing er eine Liebschaft mit einer Stiftsdame an, die nicht ohne Folgen blieb. Auf Andrängen seine Freunde, die ihn gewählt hatten, entschloß er sich 1582, öffentlich bekannt zu geben, daß er die Ausübung des katholischen wie des evangelischen Bekenntnisses im Erzstift freigebe und daß er selbst zur lutherischen Kirche übertreten und heiraten aber Erzbischof bleiben wolle.

Das Kölner Domkapitel, die Stadt Köln und die Landstände des Stiftes widersetzten sich dem Kurfürsten, der von Rom exkommuniziert und abgesetzt wurde. Nun griff Herzog Albrecht von Bayern ein, der seinem Sohne Ernst das Erzbistum verschaffen wollte. Ernst war ebenso unsittlich wie Gebhard, aber er war der Mann der Kurie, Bayerns und Spaniens. In einem langjährigen, mit wechselndem Erfolge geführten Kriege wurde Gebhard zuletzt völlig besiegt. Er stand in dem Kampfe allein. Auch hier versagte Kurfürst August von Sachsen. Ohne Verständnis für die Bedeutung des Kampfes um Köln vertrat er auch diesmal die Politik friedfertiger Zurückhaltung und nachgiebiger Verständigung. Ernst wurde Erzbischof und Kurfürst von Köln. In seiner Hand waren jetzt die Bistümer Freising, Hildesheim, Lüttich, Münster und das Erzbistum Köln vereinigt. Alle diese Gebiete wurden durch die Jesuiten rekatholisiert, 1598 auch Aachen. Theodor von Fürstenberg unterwarf das Paderbornische, 1604 ließ er den lutherischen Bürgermeister von Paderborn, Liborius Wichard, hinrichten, das Bistum Minden kehrte gezwungen zum katholischen Glauben zurück, und damit hatte die römische Kirche am Niederrhein und in Westfalen wieder festen Fuß gefaßt. Nur in Kleve und in der Mark hielten sich die Evangelischen, ja gewannen die Oberhand, und als 1609 Brandenburg und Pfalz-Neuburg die jülich-klevesche Erbschaft gewannen, wurde ihre Stellung hier für immer gesichert. Wie eine Flutwelle brach die Gegenreformation über Deutschland herein und seine Hauptförderer waren überall die Jesuiten. Staunenswert ist die zähe Entschlossenheit, die unbeugsame Folgerichtigkeit, mit der sie ihr Ziel zu erreichen suchten. Durch unablässiges Predigen, sorgsamste Verwaltung des Beichtstuhls, durch den

raffiniert erdachten sinnlichen Zauber ihrer Gottesdienste suchten sie das Volk wieder mit katholischem Geiste zu durchtränken. Wo sie die Fürsten beherrschten, wurde der weltliche Arm ein willkommenes Mittel zur gewaltsamen Vernichtung der evangelischen Kirche, aber auch wo diese treu zur Reformation hielten, fanden die Jesuiten Mittel und Wege, ihren Einfluß auszubreiten. Vor allem wurde die Schule das Einfallstor.

Der Aufschwung der Schulen in der Zeit der Reformation war bald erlahmt. Die vielen neuen wertvollen Gedanken, welche die großen evangelischen Pädagogen, neben Luther, Melanchthon und Bugenhagen ein Valentin Friedland von Trotzendorf, Johann Sturm, Michael Neander u. a. ausgesprochen hatten und die in den evangelischen Schulordnungen niedergelegt sind, waren so gut wie gar nicht zur Ausführung gebracht. Fast überall herrschte in dem evangelischen Schulwesen Zerfahrenheit und ein träger Schlendrian. Die Stoffauswahl war ebenso mangelhaft wie die Lehrart, die mechanisch und geistlos war, die Zucht vielfach hart und roh. Die Ausbildung der Lehrer ließ viel zu wünschen übrig und die Klagen über ihren Hochmut und Gelehrtenstolz, ihre Unbeholfenheit und Rücksichtslosigkeit waren allgemein. Wie ganz anders waren dagegen die jesuitischen Schulen! In allen Unterrichtsanstalten wurde der gleiche Studiengang eingehalten und nach gleicher Methode unterrichtet, die geradezu raffiniert erdacht ist und alle Schüler in gleichmäßiger Weise beeinflußt. Hier fand sich eine kluge Auswahl und Sichtung des Stoffes, eine sorgfältig fundamentierte pädagogische Methode, eine strenge, aber väterliche Zucht und eine durchaus individuelle Behandlung der Schüler. Auf das sorgfältigste wurden die Lehrkräfte ausgebildet, und während in den evangelischen Ländern die Dürftigkeit der Besoldung die Berufsfreudigkeit der Lehrer minderte und ihr Stand überhaupt nicht sehr geachtet wurde, standen den Jesuiten geradezu unerschöpfliche Mittel zu Gebote. Von keiner Nahrungssorge bedrückt, von allen Familienbanden befreit, bei ihren Glaubensgenossen hochgeehrt, konnten sie mit voller Kraft ihres Lehramtes walten, Nicht eine wahrhafte Geistes- und Herzensbildung ist das Ziel der jesuitischen Dressur — nicht anders kann ihre pädagogische Tätigkeit genannt werden —, sondern

die Unterwerfung des Geistes unter die Macht des römischen und jesuitischen Geistes zu dem einen Endzweck, den evangelischen Geist im deutschen Volke auszurotten.

Um das zu erreichen, sahen sie es immer auf die höheren Stände ab. Um den Volksschulunterricht war es ihnen nicht zu tun, aber um das höhere Unterrichts- und Erziehungswesen. Die Sicherheit ihrer Lehrerfolge, die ihre Schulen vor den evangelischen auszeichneten, bewogen auch viele protestantische Eltern, ihnen ihre Kinder anzuvertrauen. Dazu kam, daß sie grundsätzlich kein Schulgeld erhoben, auch von den reichsten nicht, daß in ihren Pensionaten die Zöglinge für geringes Geld eine vortreffliche körperliche Verpflegung und sorgsame Überwachung erhielten, die sorgfältig das Verhältnis zwischen Arbeit und Erholung regelte. Die Liebenswürdigkeit der Patres, die auch die Zügel einmal locker hängen ließen, um die Seelen dann um so sicherer zu leiten, bestrickte die jugendlichen Gemüter, und die glatte Gefälligkeit der Formen entzückte die Eltern. So strömten ihnen auch evangelische Schüler in Haufen zu. Entweder achtete man aus Mangel an evangelischer Überzeugungstreue die Gefahren dieser Schulen für die eigenen Kinder nicht, oder wollte die Fußangeln nicht sehen, die unter den Blumen verborgen lagen. Still, aber um so entschiedener suchten die Jesuiten Proselyten zu gewinnen. Wenn sich bei diesen ein williges Eingehen auf die Zwecke des Ordens bemerkbar machte, so entwickelten sie eine lebhafte Fürsorge für ihre Zukunft. Der Ehrgeiz der Fähigen wurde durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn gestachelt, den minder Begabten eine angenehme und passende Lebensstellung in Aussicht gestellt, die jüngeren Söhne des Adels durch die Hoffnung auf eine fette Domherrnpfründe geködert.

Im Laufe weniger Jahrzehnte schossen überall die jesuitischen Gymnasien empor, in denen evangelische Bürgersöhne und Adlige freundlichste Aufnahme fanden. Ganz Deutschland wurde mit einem förmlichen Netz von Jesuitenschulen überzogen, die vor allem in konfessionell gemischten Gegenden gegründet wurden oder rein protestantische Länder wie ein Gürtel umspannten. Nur zu bald wurde ihre Wirkung offenbar. Schon vor Beginn des 17. Jahrhunderts ist der Protestantismus nicht nur zum

Stillstand gebracht, sondern wird schon wieder stark zurückgedrängt. Mit geheimem Grauen sahen die Evangelischen die Erfolge der Jesuiten, und Lutheraner waren geneigt, sie auf Zauberei und Beihülfe des Teufels zurückzuführen. Aber vergeblich warnten einsichtige Fürsten, wie z. B. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und sein Nachfolger Friedrich Ulrich mit ernsten Worten vor den Jesuitenschulen und bedrohten die Eltern, die ihre Kinder dahin schickten, mit ihrer fürstlichen Ungnade; es blieb beim Alten. Durch die Schulen drang die katholische Gesinnung wieder ein, Übertritte im Adel und den anderen höheren Ständen waren überall die Folgen. Dann schlichen die Jesuiten unter falschen Namen und in weltlicher Kleidung auch an den Fürstenhöfen ein. Und wenn Kipe, der Kanzler des Braunschweigischen Friedrich Ulrichs 1634 energisch forderte: „Die an allen Höfen schleichende Rotte der Jesuiten müßte aus dem Römischen Reiche gänzlich vertilgt und banniſiert werden", so mußte er gleich hinzusetzen: „aber diese Aufgabe ist zu hoch, weil sämtliche katholische Fürsten und Räte in Deutschland ihre Schüler sind."

Immer größer wurde durch die Wühlerei der Jesuiten die Spannung zwischen den Konfessionen. Selbst die orthodoxen Lutheraner, die aus Reformiertenhaß und Kaisertreue eine oft mehr als naive freundliche Stellung zur katholischen Kirche einnahmen, machten keinen Hehl daraus, daß zwischen den Evangelischen und Jesuiten kein Friede möglich sei. Die gereizte Stimmung der verschiedenen Konfessionen wurde vermehrt durch eine Fülle von Flugschriften, bald feinerer, bald gröberer Art. Eine unglaubliche Menge von ernsten Streitschriften, aber auch von Satiren und Pasquillen überschwemmten ganz Deutschland. Immer leidenschaftlicher wurden die religiösen Fragen besprochen, immer spitzer und roher die Gegner bekämpft, lächerlich gemacht oder niedergeschrieen. Meisterhaft verstanden es vor allem die Jesuiten durch ihre Schriften die Katholiken gegen die Protestanten aufzustacheln und zwischen den Lutheranern und Reformierten immer neue Zwietracht zu säen. Sie hatten nur ein Ziel im Auge, die evangelische Kirche zu vernichten, und um dieses Ziel zu erreichen, war ihnen jedes Mittel recht. Sie konnten über ihre Tätigkeit das Wort des päpstlichen Legaten

Aleander (1521) schreiben: „Wir haben in Deutschland eine große Schlachtbank aufgerichtet, auf welcher die Deutschen sich selbst, gegen ihre Eingeweide wütend, in ihrem eigenen Blute ersticken werden." Die Wühlarbeit der Jesuiten rief den furchtbaren dreißigjährigen Krieg hervor, der die lutherische Kirche an den Rand des Unterganges brachte.

## Kap. 7. Innere Zustände vor dem dreißigjährigen Kriege.

Nach der siegreichen Überwindung des Kryptocalvinismus sind die Universitäten Wittenberg, Jena und Leipzig Pflegestätten der lutherischen Orthodoxie geworden. Unter ihnen nahm Wittenberg, wo jetzt nicht bloß die Theologen, sondern sämtliche Professoren, ja sogar die Fecht- und Tanzlehrer auf die Konkordienformel verpflichtet wurden, als cathedra Lutheri die erste Stelle ein. Nach dieser Universität kam alles, was echte lutherische Theologie studieren wollte; sie zählte trotz ihrer ungesunden Lage in manchen Jahren an 3000 Studenten. Ihre theologische Fakultät galt überall in lutherischen Landen als Hort der Rechtgläubigkeit, als Schiedsrichter in Glaubensstreitigkeiten, als Ratgeber in allen kirchlichen Dingen. Hier hatte man ein wachsames Auge auf jede Abweichung vom Bekenntnis in den lutherischen Ländern und führte den Verteidigungs- und Angriffskrieg gegen Calvinisten und Katholiken, wie gegen jeden Versuch der Union der protestantischen Konfessionen. Hutters dogmatisches Kompendium ist der vollendete Ausdruck dieser lutherischen Orthodoxie; es enthält den lutherischen Lehrbegriff in kurzer Fassung, möglichst mit den Worten der Augsburgischen Konfession und der Konkordienformel und im Anschluß an Luther, Melanchthon (soweit er orthodox ist) und Chemnitz. Durch kurfürstliches Edikt wurde es an Stelle von Melanchthons Loci als vorschriftsmäßiges Lehrbuch in den Schulen und Universitäten Sachsens eingeführt, fand aber auch weit über Sachsen hinaus Verbreitung. Der Fürst befahl den „Glauben" so, wie er in diesem Buche enthalten sei, zu „lernen". Soweit war man bei aller sklavischen Verehrung Luthers doch von ihm abgewichen, daß man sich jetzt den rechten Glauben verstandesmäßig aneignen wollte.

Weit bedeutender als Hutter ist Johann Gerhard in Jena, der gelehrteste und berühmteste Dogmatiker seiner Zeit, mit Recht „der große Theologe" genannt. In einem kurzen Leben — er wurde nur 55 Jahre alt — hat er Gewaltiges geleistet. Er war überhäuft mit Geschäften, die Fürsorge für die Universität und die Studenten nahmen ihn neben seinen eigenen Angelegenheiten stark in Anspruch. Dazu war er vielen Fürsten Ratgeber in Kirchen- und Schulsachen, und auch bei Heiraten und Geldgeschäften, ebenso Vermittler in Streitigkeiten. Und bei alle dem hat er noch die umfangreichsten theologischen Werke geschrieben, die sich durch außerordentliche Gelehrsamkeit und zugleich gründliche wissenschaftliche Forschung auszeichnen. Sein Hauptwerk, durch welches er den größten Einfluß ausgeübt hat, sind die neunbändigen Loci theologici. In diesem Werke empfängt die orthodoxe Theologie ihren klassischen Ausdruck. Mit dem Sturze der Philippisten ist auch der Humanismus beseitigt, und die von Luther so entschieden verworfene Scholastik zieht siegreich in die lutherische Theologie ein. Die als unbedingt wahr vorausgesetzte Kirchenlehre soll vor dem denkenden Bewußtsein als notwendig oder doch als vernünftig gerechtfertigt und in die Einheit eines Systems gebracht werden. Wohl findet sich bei Gerhard ein Reichtum des Schriftgebrauches und der exegetischen Erörterungen und eine kraftvolle Verteidigung der lutherischen Lehre gegen sozinianische und sonstige Einwürfe, eine Fundgrube der Polemik gegen Rom und die Jesuiten, aber die Aufnahme der scholastischen Metaphysik in die Gotteslehre und die wenn auch gemäßigte scholastische Behandlung des Stoffes hat dazu beigetragen, die lutherische Lehre in verstandesmäßigen Formeln erstarren zu lassen. Die spitzfindigsten theologischen Fragen werden mit einer Gründlichkeit und einem Eifer verhandelt, als ob von der richtigen dogmatischen Erkenntnis auch in den nebensächlichsten Punkten das Heil der Seelen abhinge. Dagegen tritt die Schriftauslegung zurück und die Bibel erscheint vor allem als Sammlung von Beweisstellen für die schon fertigen Sätze der Dogmatik.

Man darf über diese dogmatische Entwicklung nicht zu hart urteilen. Gewiß, die lebendige Glaubenslehre erstarrte in toten Formeln, die Kirche wurde zur Schule und die reine Lehre

weit stärker betont als das wahre Leben. Wenn auch in der Theorie nicht verleugnet wurde, daß aus dem Glauben gute Werke hervorwachsen müßten, so wurde doch aus Furcht vor Papismus, Osiandrismus und Synergismus dieser Satz so vorsichtig gefaßt und mit soviel Warnungen vor Werkerei und Lohnsucht umgeben, daß er dadurch unwirksam wurde. Und doch haben diese Theologen, so gut sie es verstanden, den Kern der lutherischen Lehre vor Vermischung mit unlutherischen Gedanken bewahrt und damit der lutherischen Kirche den großen Dienst erwiesen, daß sie eine lutherische Kirche blieb. Und bei diesen Männern war die Orthodoxie durchaus nicht tot, sondern unter dem harten Panzer der stacheligen Schulformeln schlug ein wahrhaft gläubiges Herz. Gerhards Christentum ist innerlich und hat sich in den schwersten Prüfungen als echt bewährt. Mit großem Ernste drang er auf praktische Frömmigkeit, wenn er auch den schweren Schäden der Zeit gegenüber nur zaghaft und ängstlich auftrat und fast mit Bitterkeit über die Männer urteilte, die mit Freimut und Schärfe die kirchlichen Gebrechen ihrer Zeit geißelten.

In dem ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts trat eine Anzahl von orthodoxen Männern auf als Bußprediger ihrer Zeitgenossen, und zahlreich sind ihre Vorschläge zur Besserung der kirchlichen Zustände. Diese Orthodoxen waren durchaus nicht blind gegen die Mängel in der lutherischen Kirche und bewiesen sich durch ihren Reformeifer als echte Kinder der Reformation. Der Wittenberger Professor Meisner beklagt in seinen „frommen Wünschen“ die fanatische Streitsucht über nebensächliche theologische Fragen, die Unfrömmigkeit und das anstößige Leben der meisten Geistlichen, das Ungeschick vieler Prediger und die Unsittlichkeit des Volkes. Er wünscht unter anderem regelmäßige Zusammenkünfte der Pastoren zu ihrer Fortbildung, Traktate für das Volk, eine strengere Kirchenzucht und auch die Pflege der Mission unter Juden, Türken und Heiden. Professor Paul Tarnov in Rostock hält 1624 eine Rektoratsrede „von dem neuen Evangelium, der Ursache all des Elendes, das gegenwärtig die christliche Welt überflutet“. Das alte Evangelium ist das, welches Erbarmung und Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum verheißt,

das neue dagegen durch Kirchengehen und äußere Teilnahme am Sakrament, dieses sei die Pandora, aus der alle Verderbnis der Christenheit komme. Über die unpraktischen Predigten klagt der Wittenberger Professor Franz und darüber, daß manche Prediger nicht genug die guten Werke treiben, sondern nur den Glauben, der als bloßer Lippenglaube gefaßt wird, und er führt das Wort von Hieronymus Weller, dem Freunde Luthers, an: „Ich wünsche, daß die Prediger mehr Eifer bewähren, die Sicheren zu erinnern und zu strafen als die Betrübten zu trösten. Denn immer gehört der größte Teil der Zuhörer zu den Sicheren und Weltlichen, derer aber, die vom Gefühl der Sünde, des Zornes Gottes, den Schrecken der Hölle und des Todes gequält werden, ist immer nur ein kleiner Haufe". Treffend wird hier ein sehr häufiger Fehler der damaligen Predigt gerügt. Es ist ein eigener, an sich wohl berechtigter Zug in der Dogmatik dieser Zeit, daß sie als ihre Aufgabe ansieht, die Menschen zu trösten. Alles in ihr ist darauf gerichtet, die Zuversicht und den Glauben zu stärken, und deshalb wird in dieser Hinsicht an jeden Satz der Dogmatik eine praktische Nutzanwendung und erbauliche Betrachtungen, selbst in Liederversen, angeknüpft. Aber die damaligen Durchschnittsprediger beuteten das sehr einseitig aus und beförderten eine tote Glaubensgerechtigkeit, die um so gefährlicher war, als die Zustimmung zur lutherischen Lehre, die in dogmatisch-subtilster Weise gepredigt wurde, vielfach schon als Glaube galt.

Eine andere üble Frucht für die Predigt brachte das Überwuchern der Polemik in der Dogmatik. Diese Polemik war ja nicht von vornherein für die Kanzel bestimmt, und die Theologen der älteren Orthodoxie führten bei aller Festigkeit konfessioneller Überzeugung den Kampf noch maßvoll. Auch fehlte es nicht an Geistlichen, die wie ein Donauer (1611) dachten: „Dazu ist der größte Hauf meiner Zuhörer aus gemeiner Bürgerschaft, Handwerksvolk, Weibspersonen, Dienstboten; denselben von der communicatio idiomatum viel zu predigen, macht sie mehr irr und wirr als gelehrt zum Himmelreich. — Ich predige wöchentlich im Spital, dahin sich Streitpredigten bequemen, wie Predigten wider das Hofleben unter den Rockenspinnerinnen." Die Predigten im Beginn des Jahrhunderts

waren im ganzen noch einfach geblieben; bei der Mehrzahl der Geistlichen hatte sich noch die kunstlose, biblisch-dogmatische Predigtweise eines Luthers, Brenz, Matheſius erhalten. Selbst bei den Wittenberger orthodoxen Professoren findet sich diese Art, wie bei Meisner, der nur ein Volksprediger sein wollte, und der große Gerhard hält seine Predigten frei von dogmatischen Spitzfindigkeiten. Nur wird alles Gewicht auf das Lehrhafte gelegt, und das überwiegt zuletzt so sehr, daß die Eindringlichkeit darunter leidet und das Leben vertrocknet. In steigendem Maße aber nahm das Dogmatisieren und das Polemisieren einen breiten Raum ein, bald wird fast bei jeder Predigt ein fröhlicher Krieg gegen Philippisten und Calvinisten geführt, wie ein Prediger es z. B. fertig bringt, den Einzug Jesu in Jerusalem glücklich so zu wenden, daß derselbe gegen die Zwinglianer und Türken Zeugnis ablegt, und ein anderer bei der Versuchung Christi alle Ketzerteufel aufzählt.

Das machte sich um so schlimmer geltend, als man in blinder Verehrung für Luther ihn getreu nachzuahmen versuchte, wobei dann bei manchem Luthers Derbheit zur Roheit, seine Entschiedenheit zum Fanatismus wurde. Dagegen lernte man von seiner frischen ungebundenen Art nichts, schnürte vielmehr die Predigt in spanische Stiefel ein.

Scholastischer Schematismus und steifer Formalismus drang in die Predigtweise ein. Jede Universität hatte ihre eigene Predigtmethode, und die Predigtarten vermehrten sich ins Ungemessene. 1608 zählte man noch vier, Balduin hatte schon 7, Förster (1638) 26 und 1675 bringt Carpzow der ältere es auf 100. Die Predigten hatten zum Teil eine maßlose Länge, eine Leichenpredigt von Joh. Meisner füllt 98 Quartseiten. Eine beliebte Sitte wurde es, die Predigten mit Zitaten der Väter und Klassiker zu schmücken, Thema und Teile lateinisch, die Textworte hebräisch oder griechisch zu geben und mit seiner Gelehrsamkeit zu prunken, so fängt Geier einmal eine Predigt mit dem zweiten karthagischen Kriege an. Der Geist der ganzen Zeit war der Predigt nicht günstig, das Überwuchern der Schulgelehrsamkeit und des Pedantischen und der Mangel an Gefühl und Phantasie. Nach dem hohen Aufschwunge des deutschen Gemütslebens in der Reformationszeit war, wenigstens

in den oberen und gebildeten Ständen, eine starke Erschlaffung eingetreten, und wo das Gefühl sich einmal regt, verbirgt es sich rasch wieder unter den steifen Formen der Höflichkeit, für welche die deutschen Fürstenhöfe tonangebend geworden waren. Auch die deutsche Literatur übte einen bösen Einfluß. Es war die Zeit der Dichterschulen, wie der „fruchtbringenden Gesellschaft" mit ihrer rhetorischen Spielerei und Künstelei, dem Prunken mit Gelehrsamkeit, dem Weichen und Empfindsamen, das an die Stelle echten warmen Gefühls trat; sind doch auch die Kirchenlieder dieser Zeit meistens steif und gefühlsarm. Neben den wenigen Liedern eines Selneccer, Helmbold und Heermann, die Perlen unserer Gesangbücher sind, sind die meisten nichts als gereimte Abschnitte der orthodoxen Dogmatik mit einem polemischen Einschlag. Konnte da die Predigt anders sein? So finden wir jetzt solche Predigten, wie die von Schopp in Wernigerode, der 1605 über Matth. 10, 30 predigte: 1. von unseres Haares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen; 2. vom rechten Gebrauche des menschlichen Haares; 3. von der Erinnerung, Ermahnung, Warnung, Trost, die von den Haaren hergenommen; 4. wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind. Selbst ein Heermann wählt sich bei dem Texte von Zachäus das Thema: Die Statur und Leibesgröße Zachäi und redet 1. über das Wörtlein „er", über personae qualitas; 2. das Wörtlein „war", über die vitae fragilitas; 3. „klein von Person", über die staturae parvitas. In der Anwendung stellt er Zachäus dar als den Lehrer über die Verschiedenheit der Werke Gottes, als den Tröster der Kleinen, als den Mahner, daß wir die leiblichen Mängel durch Tugenden wettmachen sollen. Ein Weller predigt über „die unruhige Klaff- und Klappermühle des bösen Gewissens" oder über das sächsische Wappen: „Der güldene Grund, der alle schwarzen Balken trägt, und der schöne Rautenkranz, so wider das Gift des Todes, der Sünde und der Hölle dient". Der Inhalt ist glücklicherweise öfter besser als die Form.

Dem Zeitgeschmack müssen diese Predigten zugesagt haben, sie wurden viel gehört und gelesen. Hat doch das 17. Jahrhundert mehr als 700 Postillen hervorgebracht, die zumeist derartige Predigten enthalten und zum Teil zahlreiche Auflagen

erlebten. Aber die tieferen lutherischen Christen wandten sich doch lieber besseren Schriften zu, und die weite Verbreitung solcher zeugt von dem religiösen Leben, das noch unter der Hülle der Orthodoxie zu finden war. Unzählige Auflagen haben vor allem die „heiligen Betrachtungen" Johann Gerhards erlebt. Das Buch enthält freie Betrachtungen über Buße, Glauben, Heil und Trost der Seelen im Bewußtsein der Liebe und Versöhnung Gottes. Es ruht vornehmlich auf Augustin, Anselm, Bernhard von Clairvaux, Tauler, Thomas a Kempis und hat mit dazu gedient, katholisch mystischen Gedanken wieder den Weg in die lutherische Kirche zu bahnen. Gerhard selbst will allerdings nichts als ein guter Lutheraner sein und ist stets um den Ruf seiner unbefleckten Orthodoxie sehr besorgt gewesen. Das tritt besonders in seinem anderen Erbauungsbuche, der „Schule der Frömmigkeit" hervor, die er zur Korrektur des „Wahren Christentums" von Arndt verfaßte.

Arndt ist der „geistliche Vater" Gerhards gewesen und auch unzähliger anderer in dieser Zeit. Arndt ist ein treuer Lutheraner. Weil er den calvinistischen Bestrebungen des Herzogs von Anhalt entgegentrat, wurde er 1590 abgesetzt. In Quedlinburg und Braunschweig erwies er sich in Pestzeiten und unter politischen Unruhen als ein treuer Prediger und unermüdlicher Seelsorger. Mit Kummer sah er die tote Rechtgläubigkeit vieler, die sich mit einem unchristlichen Leben vertrug. „Jedermann will zwar Christi Diener sein, aber Christi Nachfolger will Niemand sein". Diese Erfahrungen bewogen ihn zur Abfassung des „Wahren Christentums", das den Grundgedanken enthält: Die Rechtfertigung durch den Glauben darf nicht die Erneuerung des Lebens, der religiöse Trost nicht die sittliche Betätigung lähmen. Das Buch mit seiner Mahnung zur Innerlichkeit und zugleich zur praktischen Betätigung des christlichen Lebens fand eine begeisterte Aufnahme. Die Wittenberger Theologen, Johann Gerhard u. a., sprachen ihm ihren Beifall aus, dagegen wurde er von den fanatisch Orthodoxen heftig angegriffen. Seine Kollegen und andere bekämpften sein Buch auf der Kanzel und im Beichtstuhl auf das heftigste. Sie fanden darin allerhand Ketzereien, Weigelianismus, Rosenkreuzerianismus, Enthusiasmus, Schwenkfeldianismus, Papis-

mus, Osiandrismus usw. Lukas Osiander in Tübingen nannte es ein „Buch der Hölle" und Corvinus in Danzig erklärte: „Der Satan werde Arndt den Lohn seiner Werke bezahlen". Allerdings sind die lutherischen Gedanken von der Rechtfertigung in dem Buche durch fremdartige und nebenherlaufende Gedanken der Mystik verdunkelt, und es findet sich darin eine weltflüchtige Tendenz, die in katholischen Ansichten zurückbiegt. Den großen Gedanken Luthers, daß jeder das Christentum in seinem Berufe zu bewähren habe, hat Arndt aufgegeben, und erklärt, daß die Christen, wie aller weltlichen Dinge, so auch ihres Berufes als Fremdlinge sich bedienen sollten. Das ist aber ein Gedanke, der dem Mönchtum entsprungen ist. Aber das „Wahre Christentum" war das erste Erbauungsbuch in deutscher volkstümlicher Sprache, während man bisher nur Gebetbücher gehabt hatte. Der Beifall, den es gerade im Volke fand, zeigt, daß die damalige Kirche mit ihren Predigten das religiöse Bedürfnis nicht voll befriedigte und gerade die besten Lutheraner sich sehnten, aus den öden Lehrstreitigkeiten und der toten Glaubenslehre wieder zu einem innerlichen religiösen Leben und dessen praktischer Betätigung zu kommen. Neben Thomas a Kempis ist kein anderes Buch so allen Konfessionen wert geworden, es knüpfte ein geistiges Einheitsband, als die Konfessionen schroffer als je sich trennten, und ist dem lutherischen Volke in der furchtbaren Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Quelle unendlichen Segens geworden. Auf viele, z. B. auch auf einen Paul Gerhardt hat es bleibenden Einfluß geübt. Aber die Predigt seiner Zeit hat wenig oder nichts von ihm gelernt; es ist, als ob das eigentlich religiöse Leben jetzt neben der offiziellen Kirche herflutete.

Diese Nebenströmung zeigt sich auch in der Vorliebe für die Schriften Weigels und des Görlitzer Schuhmachers Böhme. Wenn auch nur einzelne für diese mystisch-theosophischen Gedanken, welche vor allem Böhme mit großartigem Tiefsinn entfaltete, Verständnis hatten, so fanden ihre Angriffe gegen die Universitätstheologie und das damalige Kirchenchristentum um so mehr Beifall. Mit aller Schärfe wurden sie darum von den Orthodoxen bekämpft. 1624 wurde in Chemnitz ein großer Haufe von Weigelschen Büchern verbrannt, und der Görlitzer

Oberpfarrer, Gregorius Richter, donnerte gegen den „Schuster" Böhme, während dieser bei den Wittenberger Theologen freundliches Entgegenkommen fand. Aber an diese Männer schlossen sich Anhänger an, die grob und fanatisch gegen die Orthodoxie zu Felde zogen. Die Kirche wurde als ungeistliches Babel, die Geistlichen als Baalspriester beschimpft, die Gnadenmittel ein Schlaftrunk der Gewissen genannt. „O, ihr verfluchten Pfaffenknecht' (singt Anna Hoyer um 1627), Fritz Hansen und Fritz Dahme, o Schlangenart, o Otterngeschlecht, des Satans eigner Same". Das alles mußte das Vertrauen zu der Kirche untergraben, und erst recht wurde verhängnisvoll, daß die offizielle Kirche durch diese Erfahrungen nicht dahin gebracht wurde, mehr für das innere kirchliche Leben und die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse der tieferen Gemüter zu leisten. Gegen die Sektierer schritt man mit den schärfsten Mitteln der weltlichen Gewalt ein, und die Gemeinden suchte man nur um so mehr in das orthodoxe Lehrschema zu zwängen und sie unter die Herrschaft der Pastoren zu stellen.

Regelmäßige Visitationen sollten dazu dienen, das lutherische Kirchenwesen in gebührender Ordnung zu halten. Die Fürsten und Landstände haben stets darauf hingearbeitet. Der fromme Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg, der Arndt zum Generalsuperintendenten in Celle berief, ließ 1615 eine Generalvisitation durch sein ganzes Land halten. Die Landstände standen fast überall auf der Seite strenger kirchlicher Zucht und Sitte, wie die sächsischen, die 1612 auch auf größeren Fleiß der Professoren und ernstere Zucht der Studenten dringen. Die Visitationen wurden durch Kommissionen vollzogen, die aus den Spitzen der geistlichen und weltlichen Behörden zusammengesetzt waren, im Straßburger Gebiet visitierte der vornehmste Geistliche mit dem Bürgermeister. Nicht immer wird es so gewesen sein, wie im Lüneburgischen, wo ein Arndt mit heiligem Ernste visitierte, leutselig und milde gegen die gewissenhafte Treue, aber rücksichtslos und strenge gegen die Trägheit. Die sächsischen Visitationen machen den Eindruck, als ob sie sich mehr auf das Äußerliche beschränkt hätten, und anders scheint es auch in den übrigen lutherischen Landen nicht gewesen zu sein. Vor allem wird die reine Lehre sorgfältig

kontrolliert und der Pfarrer auch befragt, wie es hierin mit seinen benachbarten Amtsbrüdern stehe, dann folgen Fragen über Kirchenbesuch und Teilnahme am Sakrament, auch wie die Beamten sich dazu halten, die ehelichen Zustände, das Verhalten der Kinder gegen die Eltern, ob unzüchtiges Tanzen, Wucher, Spiel u. dgl. stattfinden. Stark tritt das Polizeiliche hervor, das mehr der Kirchenzucht als der Erbauung der Gemeinde dient, in Sachsen spielt das Gericht, in Württemberg der Vogtzettel (Anweisung an den Vogt zur Bestrafung) eine große Rolle. Auf den ersten Blick scheint kein großer Unterschied zu sein zwischen der römischen Kirche des Mittelalters und der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts, hier wie dort war die Kirchenlehre strenges Lehrgesetz, hier wie dort das Volk das Erziehungsobjekt für die Geistlichen, die sich über das Volk erheben und die übrigen Christen gering achten, hier wie dort finden wir Klagen über die Tyrannei der Pastoren, bei den Lutheranern allerdings zumeist aus dem Munde von Sektierern, hier wie dort wird die Persönlichkeit unterdrückt, nur daß die lutherischen Bauern sich das nicht immer gutwillig gefallen ließen. Im ganzen trägt die lutherische Kirche noch mehr das Gepräge des Massenchristentums als der individuellen Frömmigkeit.

Und doch ist ein Fortschritt deutlich zu erkennen. Jede folgende Visitation zeigt eine zunehmende Besserung des kirchlichen Lebens, obwohl schon damals einige, wie der Superintendent Pandochäus in Sangerhausen erklärte, daß bei den Visitationen nichts herauskäme und daß sie nur große Unkosten machten. Über schlechten Kirchenbesuch wird nur selten geklagt, so in Arendsnesta und Klein-Zössen in Sachsen, wo die Richter verlangen, daß die Gemeinde Kerbhölzer anlege, die Unfleißigen zu merken und sie zur Strafe zu ziehen. In Zörbig wurde wohl Sonntags ein Fleiß zur Kirche verspürt, aber zu den Vesperpredigten, Mittwoch und Freitag, kam fast niemand. Fast überall scheint, wie es bei den Straßburger Visitationen heißt, des Kirchganges und des Gebrauchs des heiligen Sakraments kein Mangel gewesen zu sein, es ist immer eine seltene Ausnahme, daß Leute der Kirche fern bleiben, ja es gab Personen, die den ganzen Sonntag in der Kirche zubrachten, aber bei den langen Predigten muß der Kirchenschlaf auch

häufig gewesen sein. Wird doch dem großen Theologen Gerhard in der Leichenrede ausdrücklich nachgerühmt, daß er nie in der Kirche geschlafen habe, und in Arnstadt wurde 1616 beantragt, eine besondere Person zum Wecken der Kirchenschläfer anzustellen. Dagegen wurden die Wochenpredigten spärlich besucht und die Matutinen und Vespern sind wohl nie recht zum Leben gekommen. Diese liturgischen Gottesdienste waren wesentlich Chorgottesdienste, in lateinischer Sprache gehalten. In der Regel fanden sich dazu nur die Lateinschüler ein, weshalb sie nach und nach eingingen. Aber als der Senior Hardkopf in Hamburg 1635 auf Abstellung des Lateinischen antrug, wurde er des Calvinismus beschuldigt. Sonst wurde in Niederdeutschland überall die Liturgie fleißig gepflegt: die Psalmen, Antiphonien, Kollekten, auch die Lektionen wurden gesungen, ebenso das Tedeum und Benediktus, in Süddeutschland dagegen fehlte der Altargottesdienst, wahrscheinlich infolge reformierter Einflüsse.

Von Kirchenliedern wurde meist nur die in Luthers Gesangbüchlein enthaltenen gebraucht, in Sachsen wenigstens verbot 1625 ein Synodaldekret ausdrücklich jedes andere. Prediger und Kantoren sprachen und sangen sie dem Volke so lange vor, bis dieses sie auswendig konnte, denn mit dem Lesen war es noch schwach bestellt. Noch im Jahre 1697 verbot ein Pastor im Merseburgischen einem Bauer, der sich in Halle ein Gesangbuch gekauft hatte und es in der Kirche gebrauchte, „solche Neuigkeiten aufzubringen". Bemerkenswert ist übrigens, daß sich durch den Einfluß der Bibel das Plattdeutsche in der Kirche verlor. Am Ende des 17. Jahrhunderts erscheint der plattdeutsche Prediger Jobst Sackmann im Limmer schon als Merkwürdigkeit. Aber auch die allgemeine Kulturentwicklung hat den Gebrauch des Plattdeutschen im öffentlichen Leben verdrängt.

In der Bildung, sittlichen Lebenshaltung und Amtsführung der Pastoren zeigt sich ebenfalls ein entschiedener Fortschritt, der um so höher zu werten ist, je ungünstiger die äußeren Zustände waren, unter denen sie heranwuchsen, in das Amt kamen und dieses zu führen hatten. Noch waren die Universitäten Stätten zügelloser Roheit, die sich vor allem in dem Pennalis-

mus, der Behandlung der jüngeren Studenten durch die älteren, breit machte, und daneben auch Stätten der Trunksucht und Unzucht. Man muß sich wundern, daß nicht noch mehr Studenten darin Schiffbruch litten und daß der Pastorenstand fast durchweg sittlich fest dasteht. Von günstigstem Einfluß war hier die Ehe. Das lutherische Pfarrhaus mit seiner Pfarrfrau ist von unendlichem Segen nicht nur für den geistlichen Stand, sondern auch für die Gemeinden geworden. Hier hatten sie oft genug das Vorbild einer wahren christlichen Ehe, die von Frieden und Genügsamkeit predigte. Noch waren die Fälle von „Salarquerelen" selten, wie die zweite Hälfte des Jahrhunderts sie häufig zeigt, d. h. von Beschwerden über den zu geringen Gehalt. „Drei Dinge", so begann 1619 ein Pastor im Braunschweigischen seine Predigt, „müsse ein Prediger haben: ein gut Gewissen, einen guten Bissen und ein gutes Kissen" und dann zu klagen angefangen, daß ihm trotz des ersten die beiden anderen fehlten. Aber das war vereinzelt, so kümmerlich die Pastoren es auch meist hatten. Vereinzelt sind auch solche Fälle von Trägheit, wie sie 1594 dem Pastor in Wülfinghausen (Hannover) zum Vorwurf gemacht wurde: er studiere nichts, lege sich auf Gartenarbeit und gehe umherschlingeln, und der, als er auf der Kanzel merkte, daß er sein Konzept vergessen hat, ausrief: „Hol du, hol du, hat euch der Teufel nun alle weggeführt".

Im ganzen stand das geistliche Amt in hohem Ansehen und die Pastoren nahmen die erste Stelle ein. Sie waren frei von der weltlichen Gerichtsbarkeit und Abgaben und gingen in den Städten im Range allen anderen voraus. An den Höfen waren sie die Ratgeber der Fürsten auch für Kanzlei-, Polizei- und Regierungssachen. Selbst in den seltsamsten Dingen wurde ihr Rat eingeholt. So fragt der Landgraf Wilhelm von Hessen bei Strigel an, ob aus einem Hahnenei ein Basilisk entstehen könne, und Johann Friedrich der Mittlere macht mit zwei Pfarrern einen Vertrag, ihm aus Eisen Gold und Silber zu machen. In Sachsen sieht der Kurfürst, der seinen Hofprediger nur mit unbedecktem Kopfe entgegentrat, in diesem einen Hohenpriester, der in politischen Dingen „den Mund des Herren zu befragen" hat. Dagegen wollten andere Fürsten

bei aller Achtung vor dem Amte doch eine Einmischung der Hofprediger in die Politik nicht dulden, und verständige Theologen wie Gerhard stimmten dem zu. Man muß auch anerkennen, daß die Hofprediger oft die einzigen waren, welche den Fürsten die Wahrheit sagten und auch sagen durften und in dieser Hinsicht viel Gutes geschaffen haben. Schlimmer waren die Patronatspfarrer auf dem Lande daran. Sie waren zumeist abhängig von den Junkern, die ihre Dorfpfarrer nur als gehorsame Hauskapläne ansahen. Schon der Weg, auf dem die Pfarre erlangt wurde, war sehr bedenklich. Oft war es der Weg des „Dativus", d. h. der Bestechung der Bedienten oder des Handels mit dem Patron — wer ihm den größten Teil der Pfarreinkünfte überließ, bekam die Stelle, ja selbst bei den Behörden spielten Geschenke (der Konsistorialvogel!) ihre Rolle — oder der Weg des „Genitivus" d. i. des Nepotismus, zuweilen war die Heirat der Kammerzofe auf dem Gute oder der Witwe oder Tochter des Amtsvorgängers die Vorbedingung zur Erlangung der Stelle, die auf solche Weise oft genug in die Hände Unwürdiger kam. Und wie übermütig behandelten manche Junker ihre Dorfpfarrer, die es natürlich nicht wagen durften, gegen ihre Herren den Mund aufzutun und den Elenchus gegen sie zu gebrauchen. Sie hielten sich dann wohl schadlos, indem sie dafür ihre Untergebenen, die Schulmeister, und auch die Gemeindeglieder schlecht behandelten, die sich dann wieder auf alle Weise zu rächen suchten. Auch zwischen den Amtsbrüdern gab es zuweilen Kämpfe, und wer oben stand, trat nach unten. Zu Northeim predigten einmal zwei Kollegen so hartnäckig gegen einander, daß das Konsistorium unwillig schreibt: es sei ein Wunder, daß Gott nicht mit Blitz und Donner dreinschlage. Tief läßt auch die Visitationsfrage im Oldenburgischen blicken: „Ob Pfarrer im Kruge sich finden lasse und mit den Bauern raufe und schlage?" Eine große Gefährdung des sittlichen Standes der Pastoren lag in dem oft kümmerlichen Gehalt, selbst in den Städten. Da war es kein Wunder, daß der Pastor sich auf jede Weise Geld zu verschaffen suchte und selbst die Braugerechtigkeit ausübte, an der er wie jeder Bürger Anteil hatte. Dann wurden die Schulbänke in die Pfarre gebracht und der Strohwisch oder der

grüne Tannenzweig ausgesteckt, um die Gäste einzuladen. Der Pfarrer von Mengeringhausen klagt einmal bitter darüber, daß sie nicht genug tränken.

Die Arbeit, welche die Pastoren verrichten mußten, war reichlich groß. Sie hatten viele Gottesdienste zu halten in der Regel mit einer Predigt, die eine wachsende Länge annahm, häufig bis zu zwei Stunden. In den Städten war eine solche für jeden Tag vorgeschrieben und auf dem Lande sollte — die Erntezeit ausgenommen — wöchentlich zwei bis viermal gepredigt werden. Der Wittenberger Professor Franz hielt das schon für einen schädlichen Überfluß. Dazu kamen die regelmäßig verlangten Krankenberichte. In der Parochie St. Nicolai in Hameln fanden von April bis Dezember 1627 24 Krankenkommunionen statt. Auch die durchweg üblichen Privatbeichten erforderten viel Zeit und Kraft, ebenso die freilich bloß agendarisch vollzogenen Taufen und Trauungen. In St. Nicolai in Hameln wurden in der oben angegebenen Zeit 107 Kinder getauft, und zwar nicht in Sonntagsmassentaufen, sondern jedes Kind wurde schon am dritten Tage und einzeln getauft. Endlich hatte der Pastor auch Leichenpredigten zu halten, die sich zuweilen bis zu drei Stunden ausdehnten, und die Sterblichkeit war größer als heute. Der speziellen Seelsorge hat das Zeitalter der Orthodoxie eine ganz besondere Teilnahme zugewendet. Zahlreich sind die Schriften, welche dieses Gebiet der Pfarrtätigkeit behandeln, und die Gutachten theologischer Fakultäten, die sich mit Fragen der speziellen Seelsorge befassen. Die Kirchenordnungen schreiben sie wiederholt vor, wie die Sächsischen Generalartikel von 1580 bestimmen, daß die kranken, betrübten und bekümmerten Seelen oftmals, auch ungerufen, aufgesucht werden sollen. Das alles legt Zeugnis für wirklich geübte Seelsorger ab und widerlegt die spätere Klage über gänzlich mangelnde Seelsorge in dieser Zeit. Gewiß es hat auch in ihr nicht an Mietlingen gefehlt, aber wir haben auch manche Berichte über treue Arbeit auf diesem Gebiete, und es darf nicht vergessen werden, daß gerade diese Tätigkeit sich der Öffentlichkeit entzieht. Und doch fanden sich in der Tat hier schwere Mängel. Die Pastoren hatten bei der Fülle ihrer sonstigen Arbeit oft tatsächlich keine Zeit zur speziellen Seel-

sorge. Hindernd trat auch oft der in der lutherischen Kirche häufig vertretene Grundsatz entgegen, daß der Pastor zu warten habe, bis er gerufen werde und die Unsitte der Stolgebühren, die für jede Amtshandlung gezahlt werden mußten. Es ist bezeichnend, wenn öfters gefordert wird, daß der Pastor sich bei gelegentlichen Hausbesuchen ja hüten solle, auch nur den Schein zu erwecken, als habe er es auf Gelderwerb abgesehen.

Einen gewissen Ersatz für die mangelnde Seelsorge bot der Beichtstuhl. Die Reformation hatte die römische Ohrenbeichte abgeschafft, weil der Zwang, alle einzelnen Sünden aufzuzählen, und die Stellung des Priesters als Richters unevangelisch war. Luther legte aber hohen Wert auf die Absolution, vor allem die Privatabsolution, der eine Privatbeichte vorherging. Diese war aber kein Gesetz, nicht einmal die vorgeschriebene Bedingung für den Sakramentsempfang, sondern dem Belieben der Einzelnen anheimgestellt. Auch wurde in ihr durchaus nicht das Bekenntnis aller einzelnen Sünden verlangt, sondern sie war ein „Rat- und Trostsuchen" angefochtener und betrübter Seelen, man kann sagen eine ganz freiwillig gesuchte seelsorgerliche Besprechung. Aber schon früh wurde sie allgemein als Vorbedingung für die Teilnahme am Abendmahl gefordert und mit ihr das sogen. Verhör verbunden, das zunächst zu ganz anderen Zwecken eingeführt war. Bei der Visitation war die große religiöse Unwissenheit und sittliche Ungebundenheit des Volkes offenbar geworden. Man konnte unmöglich das so hochgehaltene Sakrament dem großen Haufen preisgeben, sondern mußte sich vorher vergewissern, ob auch die einzelnen das rechte Verständnis für die heilige Feier hatten und in einer religiösen und sittlichen Verfassung waren, die einen gesegneten Empfang des Sakramentes voraussetzen ließ. Zu dem Zwecke wurde ein Verhör angeordnet, allerdings nur für das gewöhnliche Volk. Die Jugend und die unerfahrenen Leute, „das rohe Volk" sollte im Glauben examiniert und im christlichen Leben unterrichtet werden, aber diese Vorschrift wurde bald ganz allgemein auf alle ausgedehnt.

Tatsächlich kehrte man damit zu einem freilich gemäßigten Art der römischen Ohrenbeichte zurück, und diese Beichte wurde zum Hauptmittel der kirchlichen Erziehung, Unterweisung und

Seelsorge. Zwischen lutherischer und römischer Beichtpraxis war kein großer Unterschied. Auch die lutherischen Christen traten in jeder Beichte in den Stand der Katechumenen zurück, der Pastor wurde wieder Seelenführer, Erzieher und Richter der Gemeindeglieder; der pädagogische Zug, der in der lutherischen Kirche liegt, erhält in der Beichte eine besonders scharfe Ausprägung. Die Seelsorge wird so fast ausschließlich auf die Belehrung und Ermahnung Unwissender und Irrender beschränkt und dazu unter den Gesichtspunkt der Kirchenzucht gestellt. Ein Hauptmittel der Kirchenzucht wurde der kleine Bann, die Exkommunikation. Obwohl Luther mit aller Entschiedenheit betont hatte, daß mit der Abweisung vom Abendmahl bürgerliche Folgen nicht verbunden sein sollten, wurde schon sehr bald angeordnet, daß die kirchlich Gebannten von den Amtleuten auch in leibliche Strafe genommen werden sollten. Die Folge war, daß der Pastor zum Polizeibeamten wurde, der mit Hilfe der weltlichen Richter das Volk in Zucht hielt. Nicht nur grobe Vergehen, sondern auch Versäumnis des Gottesdienstes wurden mit Geldstrafen, ja mit dem Halseisen an der Kirche oder Gefängnis bestraft, und der Pastor hatte selbst gegen die einzuschreiten, die nur ein oder zweimal im Jahre zum Abendmahl kamen. Schon sehr bald haben die Kirchenordnungen und Visitatoren zu rügen, daß die Beichte von den Pastoren benutzt werde, um sich wegen Privatstreitigkeiten an den Leuten zu rächen, an rückständige Gebühren zu mahnen und die Leute auch sonst in weltlichen Dingen zu kujonieren. Daß das Recht der Exkommunikation den Pastoren genommen und den Konsistorien übertragen wurde, hat die Sache nicht gebessert, sondern eher noch verschlimmert. Denn nun verhängten die Behörden Geld- und Gefängnisstrafen und sahen von ihrem juristischen Standpunkte selbst die Kirchenbuße — d. h. das Bußbekenntnis, das besonders arge Sünder vor der Gemeinde ablegen mußten — als Strafe an, die mit Geld abgekauft werden konnte.

Je mehr der Beichtstuhl wieder in Schwung kam, um so mehr trat die religiöse Unterweisung und kirchliche Erziehung der Kinder zurück. Die schönen Gedanken, die Luther über den Katechismusunterricht ausgesprochen hatte, wurden nur sehr mangelhaft durchgeführt. Er beschränkte sich auf mechanisches

Auswendiglernen, dessen Erfolg durch Examina kontrolliert wurde, die in Sachsen quartierweise mit den Bürgern der Stadt und auch mit den Paten eines Kindes, mit den Brautpaaren und Neuvermählten, vor allem jedoch in der Beichte gehalten wurden. Aber dieses vorgeschriebene Abhören von jung und alt wurde bald meist den Küstern überlassen und schlief ein. Der Eifer einiger Pastoren und selbst Geldstrafen halfen nichts, die Alten kamen nicht, und manche Geistliche hielten den Unterricht der Jugend unter ihrer Würde. Hatte Chemnitz in Braunschweig noch das Katechismusexamen fleißig betrieben, so ließen seine Nachfolger es fallen. Die dafür eingeführten Katechismuspredigten kamen längst nicht überall in Gang und hörten meist nach einigen Jahren schon wieder auf. Was sollte auch dabei herauskommen, wenn z. B. Leyser 1590 Katechismuspredigten gegen die Calvinisten hielt! Die Volksschule lag aber noch sehr im Argen. Selbst in Nürnberg klagte Christoph Leibnitz († 1632) „daß der allerwenigste Teil der Bürger-, Bauern- und Gärtnerkinder in die Schule gehen." Immer wieder bemühten sich manche Pastoren, wenigstens in Süddeutschland, darum, die Schule zu fördern und zu wehren, daß die Kinder den Katechismus nicht „wie die Papageien pflegen, ohne Verstand daher erzählen," aber eine durchgreifende Besserung blieb aus. Die religiöse Unterweisung der Kinder durch die Pastoren beschränkte sich auf den nur einige Wochen dauernden Unterricht, welcher dem Glaubensexamen (der Konfirmation) vorherging, welches vor der Zulassung zum Sakrament gehalten wurde. Der Unterricht trug ein stark verstandsgemäßes Gepräge und bestand lediglich im Einprägen der reinen Lehre. Wenn auch in der reformierten Kirche der Glaube in gleicher Weise gelehrt und gelernt wurde, so war diese Kirche doch der lutherischen in dem Eifer für den Jugendunterricht weit überlegen. Wurde doch in Frankreich auf allen Synoden von 1563—1670 über den kirchlichen religiösen Jugendunterricht verhandelt, und auch in den deutsch-reformierten Gebieten wurde der katechetische Unterricht gewissenhaft betrieben. Um so mehr blieb bei sehr vielen Lutheranern das Christentum in der äußeren Kirchlichkeit hängen, und die persönliche Frömmigkeit trug fast durchweg ein objektives Gepräge.

Um das religiöse, kirchliche und sittliche Leben dieser Zeit

recht zu würdigen, darf man nicht bloß auf die Klagen der Pastoren hören, denn wie Tholuck einmal richtig sagt: „die Kanzelklagen lauten durch alle Jahrhunderte hindurch egal." Nach den sichersten Zeugnissen der Zeit — auch die kirchliche Statistik nicht vergessen — ist das Bild der lutherischen Kirche dieser Zeit durchaus nicht unerfreulich. Die treue Arbeit der lutherischen Pastoren ist nicht ohne Frucht geblieben. Das ganze Leben ist wieder durchaus kirchlich geworden. Von den vielen Gottesdiensten haben wir oben schon gehört und daß die Hauptpredigten gut besucht wurden. Nicht selten hören wir ein Lob, wie es der Ulmer Atvokatenfrau Welling († 1615) gespendet wurde, daß sie als Jungfrau vom Morgen bis zum Abend in den Kirchen gewesen und nicht einmal über Mittag zu Haus gegangen sei. Wer einigen Anspruch auf Frömmigkeit machte, nahm zweimal des Sonntags und auch noch in der Woche am Gottesdienste teil. Das Abendmahl wurde viermal und auch noch öfter gefeiert, und man nahm es auch regelmäßig vor Hochzeiten, Amtsantritt, Reisen u. dergl. Zur Beichte und Kommunion bereitete man sich durch Fasten und häusliche Stille vor. Wenn die Betglocke ertönte, um zum Gebet für den Frieden und gut Regiment zu mahnen, so ruhte für einen Augenblick das Getriebe; in dem Hause, auf der Straße, in Feld und Garten entblößte man das Haupt und faltete die Hände. Hausandacht war stete Regel, und der Hausvater fragte nicht nur den Kindern, sondern auch dem Gesinde, den Gesellen, Lehrlingen und Tagelöhnern den Katechismus ab. Die Bibel wurde viel gelesen, der Bürgermeister Jentsch hat sie z. B. zwölfmal, der berühmte Jurist Carpzov sogar dreiundfünfzigmal durchgelesen. Das Gebet war in steter Übung, freilich selten das freie, man „nahm seinen Habermann zur Hand," wie häufig der Ausdruck für beten lautete, oder die Sammlung von Avenarius und gebrauchte fleißig den Psalter. Auch von orthodoxen Theologen wurde wohl auf den Nachteil dieser sehr objektiven Gebete aufmerksam gemacht, daß dadurch das Gebet oft zur leeren Form werde. Mit Lust wurde im Hause gesungen, und selbst der Bettler erbat sein Brot mit Gesang und Segensspruch, jeder Kindtaufs- und Hochzeitsschmaus begann mit Lied und Gebet. Bei aller Objektivität mangelt es nicht an, wenn

auch selteneren, Zeugnissen des persönlichen Christenlebens, das Gottvertrauen findet zuweilen einen ergreifenden und lebendigen Ausdruck, aber überwiegend verbirgt sich doch das Innenleben unter der objektiven Form.

Das sittliche Leben hat entschieden Fortschritte gemacht. Wohl fehlte es nicht an Ausbrüchen sittlicher Ungebundenheit und an scharfen Klagen in Predigten und Visitationsmandaten, aber gerade diese Anklagen sind häufig ein Beweis für den Ernst, mit dem eine sittliche Besserung erstrebt wurde. Im ganzen hat die lutherische Kirche unverkennbar sittlich heilsam gewirkt. Vor dem Katholizismus des Mittelalters mit seinem raschen Wechsel von sinnlicher Lust und oberflächlichen Buße zeichnete sich die lutherische Christenheit aus durch den Ernst der Gesinnung und die Ehrbarkeit des Wandels, durch strenge häusliche und öffentliche Sitte und Arbeitsamkeit. Von günstigem Einfluß war hier die Beschränkung der maßlos vielen Feiertage der römischen Kirche, die sittlich höhere Wertung der Berufsarbeit und des Hausstandes, die Weckung des Gefühls der persönlichen moralischen Verantwortlichkeit. War von Anfang an auch im Luthertum die kirchliche Reform mit einer Sittenreform verbunden gewesen, so ließ man auch jetzt nicht nach, den sittlichen Schäden zu wehren. Die Frivolität, die im Mittelalter auch im öffentlichen Leben geherrscht hatte, wurde unterdückt. Die Keuschheit und eheliche Treue hat die Reformation heilsam beeinflußt. Mit heiligem Ernste hatte Luther gegen die Bordelle, die privilegierten „Frauenhäuser" geeifert. Sie wurden auf Beschwerde der Prediger in allen großen Städten abgeschafft, nur Augsburg führte sie wieder ein. Fort und fort schritt man gegen die Unsittlichkeit ein, die Augusteische Kirchenordnung von 1580 bedroht den Ehebruch bei Ledigen und Ehemännern mit dem Schwert. Daß man nicht vergeblich eiferte, zeigt die überaus geringe Zahl der unehelichen Geburten. In Frankfurt sind 1580 von 100 Geburten nur eine bis zwei unehelich, in Halle von 1618—1625 3 bis 4% unehelich. Ein fauler Fleck war dagegen die voreheliche Geschlechtsgemeinschaft, ein Erbstück aus vorreformatischer Zeit, der die Verlobung schon als Eheschließung galt. Man war auch jetzt dagegen noch nachsichtig, selbst strengere Theologen wollten sie nur mit

Kirchenstrafe belegen, nur in Straßburg war Gefängnis darauf gesetzt.

Erfolglos war dagegen der Kampf gegen die Unmäßigkeit, dieses altgermanische Laster, über das schon Luther soviel geklagt hatte. Noch immer galt das Wort Melanchthons: „Wir Deutschen essen uns arm, wir essen uns krank, wir essen uns in die Hölle." In Wittenberg wurden bei der Hochzeit eines Professors oder Ratsherrn nicht weniger als 120 Personen eingeladen, bei Bürgern und Studenten (!) nicht weniger als 72. Zu den Hochzeiten von Ratsverwandten, Graduirten und Geistlichen lud man in Hamburg 160—240 Personen, in Nürnberg kamen 1601 einmal 900 Personen zur Hochzeit, und diese Feste pflegten stets mehrere Tage zu dauern. Überhaupt steigerte sich der Lebensgenuß. In den Apotheken gab es Konfituren und spanische und französische Weine, bald wurden auch Weinschenken errichtet, die der Bürger fleißig aufsuchte. Einschränkende Verbote gegen den Luxus halfen jetzt ebensowenig wie im Mittelalter; je schlechter die Zeiten wurden, um so mehr stieg er trotz aller Aufpasser und Luxusgesetze, welche in allen größeren Städten und von den Fürsten fort und fort erneuert und verschärft wurden. Münden erließ ein solches schon 1610, Göttingen 1618, das bereits 1624 erneuert werden mußte, Braunschweig 1623 und 1624. Herzog Heinrich Julius erließ 1594 ein Edikt wegen des Aufwandes unter den Landleuten bei Hochzeiten und Kindtaufen, Herzog Friedrich Ulrich 1618 eine Hof- und Küchenordnung und 1623 ein Edikt, daß in der Fastenzeit keine Gelage mit Auflegung von Bier, Mummerei, Maskeraden, Sammlung der Würste sein sollte. Leider gingen nur die Fürsten meistens mit schlechtem Beispiel voran. Nur einzelne Fürsten bewiesen hier größeren Ernst und bewahrten ihr Volk vor der Bedrückung durch solche Verschwendung, so Philipp II. von Pommern, Philipp Ludwig von Sulzbach und Heinrich der Jüngere von Reuß, der 1613 mit einem öffentlichen Reuebekenntnis über die unnötige Verschwendung vor sein Volk trat und Sparsamkeit gelobte.

Am schlimmsten war es mit dem Trinken bestellt. Nicht ohne Grund konnte der reformierte Antistes Breitinger in Zürich von dem „versoffenen Deutschland" reden. Ruhmreich

zeichneten sich durch Mäßigkeit die reformierten Fürstenhöfe aus, lutherische mäßige Fürsten dagegen wurden immer als Ausnahme genannt, hier und da vereinigten sich auch lutherische und reformierte Fürsten mit Bischöfen und Erzbischöfen zur Abstellung „des Volltrinkens." Aber welche rohen Trinkgelage wurden an manchen Höfen gefeiert! Herzog Christian von Holstein bedankt sich bei dem Herzog Franz von Pommern 1604 für dessen Gastfreundschaft und die „guten Räusche," er bittet um Verzeihung für die „groben Scherze" und schließt: „Lebt wohl und besauft euch. Lebet nach des Pastoren Lehre, nach den heiligen Tagen mögt ihr wohl saufen und die himmlische Sackpfeife wohl klingen lassen." Besser hatte es vor der Reformation ja auch nicht gestanden, wo einige süddeutsche Bischöfe den Beschluß faßten: „beim Zutrinken nunmehr alles Fluchen zu unterlassen, dabei aber doch mit Ausnahme der Trinkgelage an den Höfen von Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, wo man nicht umhin könne, unter Fluchen und gotteslästerlichen Reden Bescheid zu tun," aber es ist doch sittlich roh, wenn am Hof zu Dresden 1617 bei einem Saufgelage der Landgraf von Hessen mit einem Leuchter geworfen wird und es zur Schlägerei kommt. Ludwig von Württemberg war ein enormer Trinker, seine größte Freude bestand darin, andere zu Boden zu trinken, und doch führte er den Beinamen: „Der Fromme". Die Grundpfeiler der sächsischen Orthodoxie, Christian II. „das fromme Herz" genannt und Georg I., welche die Prediger als die Hiskias und Josaphats ihrer Zeit rühmten, waren nicht nur in der Orthodoxie, sondern auch im Saufen groß. Von dem letzteren berichtet der französische Gesandte: „Er besaß keine andere Tätigkeit, als daß er sich jeden Tag übermäßig betrank." Nur wenn er zur Kommunion ging, betrank er sich wenigstens des Morgens nicht, dafür aber die ganze Nacht, bis er unter den Tisch fiel. Nur zu milde urteilte Johann Gerhard über den täglich betrunkenen Kurfürsten Johann Georg: „Wenn nun auch der Fürst etwa mehr trank? Es war ihm ein Becher der Erheiterung, dadurch er schwere Regierungssorgen zerstreute", und die Hofprediger schwiegen meistens, wenn der Fürst nur kirchlichen Eifer zeigte. Aber es fehlte unter den Orthodoxen auch nicht an charaktervollen Hof-

predigern, Sattler rügt in der Leichenpredigt auf Herzog Julius von Braunschweig offen die Neigung dieses Fürsten zum Zorn und zur Geldliebe und gab dem Herzog Heinrich Julius in der Huldigungspredigt vor der ganzen Gemeinde die Weisung, daß das sechste Gebot auch für die Fürsten gegeben sei. Der Leichenredner Friedrich Ulrichs wieder sprach vor allen Fürsten ungescheut von dem Laster des Saufens, dem dieser Herzog ergeben gewesen sei. Wenn die Fürsten sich auch solche Ermahnungen noch gefallen ließen, so dachten sie doch meistens nicht daran, sie zu befolgen. Bemerkenswert ist aber, daß das eheliche Leben dieser Fürsten — von wenigen Ausnahmen abgesehen — sittlich rein, ja zuweilen geradezu vorbildlich war.

Man kann sich denken, welch ein übler Einfluß von den Höfen auf die höheren Stände, besonders den Adel ausging, und man ist verwundert, daß das Leben der Bürger und Bauern davon doch nur wenig berührt wurde. Nach den Visitationsberichten aus Sachsen, Württemberg und dem Elsaß kamen Trunksucht, Ehebruch und Gotteslästerung immer nur vereinzelt vor. Dagegen merkte man in Norddeutschland jetzt den Einfluß des Branntweins, dessen Mißbrauch dann während des Dreißigjährigen Krieges ins große wuchs. Verschiedene Landtage am Anfang des 17. Jahrhunderts erließen Verordnungen gegen das Branntweintrinken. Im Kalenbergischen wurde das Brennen verboten, und im Wolfenbüttelschen durfte nur da Branntwein erzeugt werden, wo er schon 1556 gebrannt war.

Die Entwicklung des kirchlichen Lebens litt stark unter der steigenden Geldnot und dem wachsenden Absolutismus der Fürsten. Schon vor der Reformation hatte der wirtschaftliche Niedergang Deutschlands begonnen und vollzog sich in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts immer rascher. Nicht erst der Dreißigjährige Krieg hat die wirtschaftliche Blüte Deutschlands vernichtet, sie war schon schwer geschädigt, und der Krieg hat sie nur vollends zerstört. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien schädigte den Handel der süddeutschen Städte. Die Entdeckung Amerikas brachte ein Zuströmen großer Massen von Edelmetall. Das Geld fing an, eine Macht zu werden,

die Zeit der Naturalwirtschaft war vorüber und die Zeit der kapitalistischen Wirtschaft angebrochen. Die Folgen dieses Umschwunges im Wirtschaftsleben waren für Deutschland ungeheuer. Der Geldwert sank und die Preise aller Lebensbedürfnisse stiegen. Während der Preis eines Himten Roggens von 1425—1525 von 25 zu 25 Jahren nur um 2 Pfennige stieg, so von 1525—1550 schon um 12 Pfennige, um von da ab noch rascher zu steigen. Ein Durst nach Geld ergriff weite Kreise des Volkes. Jetzt kam die Kunst der Goldmacherei in Aufschwung. Die Alchymisten spielten eine große Rolle an den Fürstenhöfen. Selbst ein Herzog Julius von Braunschweig, ein guter Wirtschafter, dem seine Bergwerke allein jährlich 20000 Taler Überschuß mehr abwarfen als seinem Vater, ließ sich von den Goldmachern umgarnen. Als er sich getäuscht sah, nahm er Rache an den Alchymisten. Der Hauptschwindler Sömmering wurde mit glühenden Zangen gezwickt und gevierteilt, ebenso der frühere Pastor Opfermann, dessen Frau verbrannt wurde. Auch ein fürstlicher Hofkaplan wurde enthauptet. Trotzdem setzte der Herzog und sein Sohn Heinrich Julius die Goldmacherkunst fort.

Immerhin waren die Finanzen der Fürsten bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch gut. Herzog Julius hinterließ 1589 seinem Sohne weit über eine Million, Kurfürst August von Sachsen 1586 sogar 17 Millionen, die aber schon unter seinem Nachfolger 1613 verschwunden waren. Ebenso hatte Heinrich Julius von Braunschweig bald alles vertan und ging die Stände fort und fort um neue Steuern an. 1594 übernahmen diese noch einmal 216000 Taler fürstliche Schulden, und was hatten sie nicht schon in den letzten 30 Jahren alles bewilligt! 1568 und 69 leistete das Herzogtum Kalenberg-Göttingen an außerordentlichen Steuern etwa 48000 Taler, nachdem die vier großen Städte schon 1556 13000 Goldgulden und Steuern in der Höhe von 24000 Talern bewilligt hatten. Göttingen allein hatte 1549, um sich vor der Rache der Sieger im Schmalkaldischen Kriege zu schützen, dem Kaiser 3000 Goldgulden und den Herzögen von Braunschweig und von Wolfenbüttel je 6000 Taler zahlen müssen. Und das waren noch geringe Summen gegen das, was jetzt bezahlt werden mußte. 1614

beliefen sich die Schulden des Herzogs auf 1200000 Taler. Im Herzogtum Lüneburg übernahmen die Stände bis 1616 650000 Taler herzogliche Schulden. Und dabei hatten die Landesherren schon durch Erhöhung der Abgaben, durch willkürliche Eingriffe in das Gemeindegut und durch vermehrte Zölle ihre Einkünfte zu verbessern gesucht.

Lasten über Lasten wurden so den Ländern aufgelegt und schon gegen Ende des Jahrhunderts um so unerträglichere, je mehr der Wohlstand der Städte sank. Unendliche Summen verschlangen die fast unaufhörlichen Kriege und Fehden. Der Einfall einer spanischen Räuberbande kostete dem Herzog Julius viel Geld. Die Kalenberger Landstände allein mußten über 100000 Goldgulden bewilligen. Als die Schulden noch längst nicht bezahlt waren, verlangte der Herzog schon wieder 100000 Taler zum Kriege gegen die Stadt Braunschweig. Die Soldaten kosteten jetzt weit mehr, da die Fürsten jetzt anfingen, stehende Heere zu bilden und die Soldaten in Uniform zu kleiden. Der Herzog Heinrich Julius schickte 1602 1000 uniformierte Mann dem Kaiser nach Ungarn. Dazu kamen häufige Fräuleinsteuern, um die Mitgift der Fürstentöchter zu beschaffen, und die Kosten für die endlosen Prozesse, die zu Speyer und am kaiserlichen Hofe gegen Nachbarn und Verwandte über Erbschaften und Grenzen geführt wurden. Teuer wurden diese Prozesse vor allem durch die Bestechungsgelder, die aufgewendet werden mußten. Die Bestechlichkeit nahm im 17. Jahrhundert immer mehr zu. Die Fürsten suchten bei den Landtagsverhandlungen die Abgeordneten durch Geld für ihre Forderungen günstig zu stimmen. Um von den Kalenberger Ständen die Übernahme seiner großen Schulden zu erlangen, bot Friedrich Ulrich dem Herrn von Münchhausen allein 10000 Taler an, die dieser aber ablehnte.

Auch die fürstlichen Hofhaltungen verschlangen jetzt große Summen. Die alte Einfachheit war dahin, Prunk- und Prachtliebe hatte die Fürsten ergriffen, und der Adel tat es ihnen nach. Prächtige Schloßbauten wurden aufgeführt, mit Schiefer anstatt der Ziegel gedeckt und mit Alabaster und Marmor geschmückt. Die Kleidung wurde üppiger, man trug jetzt „die häßlichen und greulichen Krausen", wie ein Hofprediger 1595 sagte. Mit Wein und Konfekt wurde große Verschwendung ge-

trieben. Die Hochzeit des jungen Burkard von Saldern kostete an 5600 Taler, bei einer andern adligen Hochzeit wurden 80 Ohm Wein getrunken. Um sein üppiges Leben führen zu können, wälzten die Adligen ebenso wie die Prälaten alle Lasten auf ihre Hintersassen ab. Sie entzogen sich dem Waffendienste und behaupteten mit aller Kraft ihre Abgabenfreiheit. Das geringe Gut der Bauern wurde fast das alleinige Steuerobjekt, und auf den kleinen Besitzern lagen die gutsherrlichen Gefälle und die Landessteuern um so drückender, je kleiner ihre Zahl wurde. Denn die Ritter suchten auf alle Weise ihren Grundbesitz zu mehren, zogen die Meierhöfe ein, um sie zu Vorwerken zu machen, und erwarben neue Ländereien. Es herrschte ein wahrer „Schwindel des Eigentums". Ritter, Prälaten, Kapitalisten und Spekulanten suchten, wo sie nur konnten, Land zu erwerben. Die Bodenpreise stiegen, und damit auch wieder die Preise der Lebensmittel.

Und dabei sank der Wert des Geldes noch immer mehr. Es kam die Zeit der Geldverschlechterung, die nicht nur in den fürstlichen Prägeanstalten, sondern auch in vielen Winkelmünzen betrieben wurde. Die „Kipper und Wipper" verwandelten Kupfer in Silber, und kein Kessel war mehr sicher vor der Münze. Fürsten und Städte, Adlige und Professoren, selbst Theologen, betrieben das einträgliche Handwerk, und die Folge war ein Steigen der Preise für die notwendigsten Lebensbedürfnisse auf das fünf- und sechsfache, ja noch darüber. Eine allgemeine Hungersnot drohte auszubrechen. Der Handel stockte, und wohlhabende Familien kamen über Nacht in tiefste Armut. Es war ein Unterschied bei diesem Unwesen in den verschiedenen Teilen Deutschlands, mit am schlimmsten war es in Niedersachsen, aber ganz verschont blieb davon kein deutsches Land. Vergeblich erhoben auch die Pastoren gegen das verderbliche Unwesen ihre Stimme. Sie spürten die Not am eigenen Leibe und erlebten, wie die Kirchengaben immer mehr abnahmen. In einer Klageschrift über das deutsche Münzwesen aus dem Jahre 1621 heißt es: „Keiner kann dem Armen einen Pfennig geben, man kann kein Opfer verrichten, nichts in den Gotteskasten legen".

Lähmend legte sich endlich auf die Kirche das Wachstum

des fürstlichen Absolutismus, das mit dem Siege des römischen Rechtes am Ende des 16. Jahrhunderts zusammenhängt. Nach diesem Rechte steht der Fürst über den Gesetzen und sein Wille ist allein entscheidend. Die Fürsten setzten die Stände beiseite und forderten unbedingten Gehorsam. Als die Stadt Braunschweig ihr Verhältnis zum Landesherrn auf einem gegenseitigen Vertrage beruhend erklärte, nannte der Herzog solche Rede „die Stimme eines Ochsen und nicht eines Untertanen". Bitter klagten 1590 die Stände, der Kanzler Jagemann wolle sie zum Fußschemel machen. Der Kanzler pochte auf die unveräußerlichen fürstlichen Hoheitsrechte und erklärte alle Reverse für nichtig. Dem fürstlichen Imperium dürfe keine Grenze gesetzt werden, und das Land sei verbunden, auch ohne besondere Einwilligung der Stände neue Steuern zu zahlen. Dieser Geist des Absolutismus machte sich auch in der Kirche geltend. Durch den Gandesheimer Landtagsabschied wurden in Braunschweig-Kalenberg die vollen Episkopatrechte auf den Landesherrn übertragen. Die Stände unterwarfen sich völlig der Kalenberger Kirchenordnung, und die paar kümmerlichen Rechte, die man den Städten Hannover, Northeim, Göttingen und Hameln ließ, hatten nicht viel zu bedeuten. Wichtiger und für den Wandel in der Anschauung bedeutsamer ist, daß der Landesherr ausdrücklich erklärte, daß es ihm so wenig wie andern verstattet sei, von der Kirchenordnung abweichende Lehren öffentlich oder heimlich einzuführen, und daß niemand gezwungen werden solle, einem von der lutherischen Kirche abfallenden Fürsten zu folgen. Auch solle keiner wegen seines etwaigen Widerstandes ungünstig behandelt oder beschwert, sondern bei der lutherischen Kirche unverhindert geschützt werden. Zum ersten Male gibt hier ein lutherischer Fürst den Grundsatz auf: „Wessen Land, dessen Religion", und stellt rechtlich die Gewissensfreiheit fest.

Mit der steigenden Geltung des römischen und der Abschaffung des alten deutschen Rechtes wächst auch der Einfluß der Juristen auf die Landesregierung. Hatte der Herzog von Braunschweig früher nur einen Juristen in seinem Rate gehabt, so sind es 1582 schon sechs geworden, und die römischen Doktoren spielen bei Gericht und auf der fürstlichen Ratsstube die erste Rolle. Ebenso wurde es in der Kirche, die sich in Ver-

fassung und Verwaltung stets dem Staate nachgebildet hat. Auch die Konsistorien werden durch die Juristen völlig beeinflußt, und das geistliche Element tritt zurück. Sie werden zu rein staatlichen Behörden, welche die Kirche nach staatlichen Rücksichten und juristischen Grundsätzen regieren. Wo man eigene Konsistorien, abgesondert von den übrigen staatlichen Behörden, hatte, war ein Jurist regelmäßig der Leiter. In kleineren Gebieten verband man die Konsistorien mit irgendeiner Staatsbehörde, sogar einmal mit einem Forstamte (und diese Verbindung hat bis 1850 bestanden!).

Durch das absolute und juristische Konsistorialregiment wurden die Geistlichen in ein Verhältnis strammer Unterordnung gebracht und die Selbständigkeit und die Selbsttätigkeit der Gemeinden vernichtet. Jetzt kommt das Bestreben auf, das auch die geistlichen Räte unterstützten, die Macht des Konsistoriums immer weiter auszudehnen, den Städten, den Patronen und den Gemeinden ihre Rechte zu nehmen und auch eine allgemeine Gleichförmigkeit der Kirchengebräuche durchzuführen. Die Kirche wird uniformiert und die Pastoren zu Beamten des Konsistoriums, das eigentlich die Kirche ist, wie schon die Mecklenburger Kirchenordnung von 1570 das Wort Christi (Matth. 18, 17): „Sage es der Kirche", erläutert: „Sage es dem Konsistorium". Diese juristische Schriftauslegung zeigt am klarsten, wie weit man schon damals von dem reformatorischen Kirchenbegriff abgewichen war.

Der dunkelste Punkt im religiösen und sittlichen Leben war aber der Aberglaube, wie er in dem Hexenwahn zutage trat. Er ist ein Erbteil aus dem Mittelalter, und die römische Kirche hat ihn stark gefördert. Vom Ende des 15. Jahrhunderts an herrschte in Deutschland eine wahre Hexenepidemie. Die Hauptschuld an diesen Greueln trug die „Säkularisation" der Hexenprozesse, d. h. ihre Übertragung an weltliche Richter. Damit wurde das Einschreiten des Gerichts von Amtswegen, auch ohne einen Ankläger, und ein neues Beweisverfahren eingeführt. Jetzt wurde das Urteil von dem Geständnis des Angeschuldigten abhängig gemacht und dieses auf jede Weise, vor allem durch die Folter, erzwungen. Die größten Theologen aller Konfessionen teilten mit Überzeugung den Hexenwahn und

verteidigten Teufelsbündnisse und zauberische Künste als ein Stück der aufrecht zu haltenden Orthodoxie. Luther selbst ist in dem Wahn verstrickt gewesen, wenn er auch vorsichtig und gemäßigt urteilte. Er wurde an Härte seiner Anschauungen und Urteile über Hexenwesen von reformierten Theologen meist übertroffen. Magistrate und Fürsten wetteiferten in der Verfolgung der Hexen. 1561 war der Magistrat von Göttingen, wie es in der Chronik heißt, so mit Hexenprozessen beschäftigt, daß fast kein altes Weib vor der peinlichen Frage und dem Scheiterhaufen sicher war. 1565 ließ Herzog Heinrich von Wolfenbüttel an einem Tage vor Salzgitter 10 und vor Lichtenberg 7 Hexen brennen. Mit der Zeit wurden die Hinrichtungen immer häufiger. Herzog Julius ließ eine große Zahl Hexen verbrennen, obwohl er manchmal über die große Menge bekümmert war und auch Zweifel an ihrer Schuld hatte. Er empfahl Richtern und Geistlichen Vorsicht, aber der Eifer war nicht zu dämpfen. Das Volk sah in jedem Mißgeschick im Hause oder im Stalle eine Wirkung der Hexen und forderte stürmisch Rache. Die Geistlichen taten nichts, um dem Irrwahn zu wehren. Sie sahen in der Zunahme der Hexen und Zauberer den letzten Zornesausbruch des Satans gegen das Evangelium. Der Teufel, so meinten sie, sei durch das hellgewordene Licht der Wahrheit zum äußersten Grimme gereizt. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die Hexenprozesse noch zahlreicher. Von 1590 an wurden im Braunschweigischen oft auf einen Tag 10—12 Hexen verbrannt. Der Ort vor dem Lechelnholze bei Wolfenbüttel war von Brandpfählen anzusehen wie ein kleiner Wald. Auch der lutherische Abt von Loccum ließ fleißig die Scheiterhaufen rauchen. Unsagbares Elend brachte der Wahn in die Familien, und er wurde zerrüttend für das religiöse und sittliche Leben des Volkes. Der Hexenwahn beherrschte alle Länder, mochten sie katholisch, lutherisch oder reformiert sein. Als 1590 die Überfahrt der Braut James von Schottland, Anna von Dänemark, in ihre neue Heimat durch einen Sturm erschwert wurde, mußten viele unglückliche Hexen in Dänemark und 200 Hexen in Schottland das mit dem Feuertode büßen. Obwohl Scott 1584 den Wahn mit Freimut und Klarheit widerlegt hatte, lieferte König James 1597 in seiner „Dämonologie“ selbst eine

Art von Lehrbuch in allem Hexenwesen und ließ 1598 nicht weniger als 600 alte Weiber verbrennen. Auch wenn man diese Greuel aus einer geistigen Epidemie erklären will, so bleiben sie doch ein Schandfleck in der Geschichte aller christlichen Konfessionen.

Unter dem absoluten fürstlichen und konsistorialen Regimente verkümmerte das Gemeindeleben völlig. Nicht anders als in der römischen Kirche regiert auch in der lutherischen der Pastor seine Parochie und hält seine Pflegebefohlenen durch Predigt und Beichtstuhl in Zucht. Die Selbsttätigkeit der Gemeinde ist bis auf ein geringes Maß herabgedrückt, wir haben lediglich einen Haufen zufällig zusammengescharter Individuen, die durch den Pastor beherrscht werden, aber keine Gemeinde In der orthodoxen Dogmatik trat der Gemeindegedanke ganz zurück oder wurde zu einem blutleeren Schemen, und wie wenig er in der Gemeinde selbst lebendig wurde, zeigt sich darin, daß trotz der Vorschriften der Kirchenordnungen die Beteiligung der Gemeinde an Taufe, Trauung und Beerdigung so gut wie ganz unterblieb und es auch nicht zu einer Gemeindearmenpflege kam, die auch schon in vielen Ländern durch die Geldnot verkümmern mußte. Die großen reformatorischen Gedanken, das zufällige Almosengeben, wie es im Mittelalter üblich war, durch eine geordnete Armenpflege zu ersetzen, sind nicht durchgeführt. Es wurde manches Gute geschaffen, Waisenhäuser, Armenhäuser und Krankenhäuser zahlreich gestiftet, aber daß die Gemeinde ihre Armen zu versorgen hat, damit niemand Not leide und zu betteln brauche, das hatte man vergessen. Die Armenpflege kam über individuelles Wohltun, über das von dem Einzelnen regellos geübte Almosengeben nicht hinaus. Die Spezialstiftungen traten wieder hervor, Vermächtnisse zu Speisungen der Armen oder Witwen am Todestage der Geber mit der Verpflichtung zum Gebet für die Stifter, namentlich wurde auf die Fürbitte der Waisen großes Gewicht gelegt und diese durch Mahlzeiten erkauft. Die mittelalterlichen Anschauungen über das Wohltun wurden auch von den orthodoxen Theologen wieder vorgetragen, Balduin in Wittenberg kommt lediglich auf ein individuelles zufälliges Wohltun hinaus, und Johann Gerhard redet wieder viel vom Lohne, der zum Wohltun treiben soll.

Wie langsam ist es doch mit der lutherischen Kirche vorwärts gegangen! Wie schwere Mängel zeigt diese Blütezeit der Orthodoxie! Und doch, daß die orthodoxen Pastoren nicht umsonst gearbeitet hatten, daß in dieser Orthodoxie doch eine Lebenskraft war, die dem deutschen Volke zum Segen geworden ist — das sollte der dreißigjährige Krieg zeigen.

## Kap. 8. Der Dreißigjährige Krieg.

Wie Gewitterschwüle lag es zu Anfang des 17. Jahrhunderts über Deutschland. Durch die Arbeit der Jesuiten war die konfessionelle Spannung immer schärfer geworden, wieder waren große Gebiete der evangelischen Kirche verloren gegangen, und wenn die nord- und mitteldeutschen Lutheraner in ihren oft kleinlichen Kämpfen um die formale Rechtgläubigkeit nicht selbst eng und klein geworden wären, hätten sie sehen müssen, daß jetzt auch über sie das Verderben heraufzog. Und zu dem religiösen kam der politische Kampf. Jetzt glaubten die andern europäischen Staaten den Augenblick gekommen, mit der Macht des deutschen Kaisertums auch das Übergewicht Deutschlands zu brechen. Deutschland erschien ihnen als Beuteobjekt, die eigene Macht zu vergrößern. England und Holland waren darauf bedacht, den deutschen Seehandel zu vernichten, Schweden plante Erwerbungs- und Eroberungskriege, Frankreich benutzte jede Gelegenheit, um das Deutsche Reich aufzulösen und selbst zu herrschen. Die deutschen Fürsten endlich waren uneins, jeder suchte auf Kosten des andern etwas für sich zu gewinnen und selbst die verwandten fürstlichen Geschlechter lagen miteinander im Kampfe, der durch den religiösen Gegensatz noch verschärft wurde.

Die Führer der katholischen Partei, die mit aller Macht die Vernichtung des Protestantismus erstrebten, waren Erzherzog von Österreich und Maximilian von Bayern, beide von den Jesuiten in Ingolstadt erzogen. Ferdinand bestimmte seinen Vetter, den geistig beschränkten, von den Jesuiten in Spanien erzogenen Vetter Kaiser Rudolf II., das Werk der Gegenreformation auch in Österreich wieder aufzunehmen. Wegen Mißhandlung einer katholischen Prozession wurde über die freie

Reichsstadt Donauwörth die Reichsacht verhängt und Maximilian von Bayern vollzog sie, zugleich mit der Freiheit den evangelischen Glauben vernichtend. Als sich zum Schutze des Protestantismus einige Fürsten in der evangelischen Union vereinigten, schloß die Gegenpartei unter bayerischer Führung die katholische Liga. Wieder war Deutschland in zwei Heerlager gespalten.

Der Kampf brach in Böhmen aus. Unter dem Einflusse Ferdinands fuhr Kaiser Matthias fort, die evangelischen Böhmen zu unterdrücken. Als ihre Bitten in Wien kein Gehör fanden, loderte der Aufstand auf. Die kaiserlichen Räte wurden in Prag zum Fenster hinausgestürzt, die Jesuiten verjagt und der Kaiser als Feind der böhmischen Freiheit und Religion des Thrones für verlustig erklärt, dagegen Friedrich V. von der Pfalz zum König gewählt. Es war die unglücklichste Wahl, die man treffen konnte. Der Kurfürst war unfähig, eitel und französisch leichtsinnig; noch als er schon alles verloren hatte und auf der Flucht war, handeln seine Briefe nur von schönen Damen und Pferden. Sein Winterkönigtum war ein Traum voll Lust und Freude, das ein jähes Ende in der Schlacht am weißen Berge bei Prag fand.

Die lutherischen Fürsten hatten in diesem Kriege auf der Seite des Kaisers gestanden, vor allem Kursachsen, das nicht nur den Beitritt zur evangelischen Union verweigerte, sonderu auch für den Kaiser die Lausitz und Schlesien eroberte. Politische Gründe waren bei dieser Stellungnahme von Einfluß. Die reformierten Fürsten, gestützt auf das Ausland, vor allem Frankreich, standen im politischen Gegensatz gegen Kaiser und Reich, das sie aufzulösen strebten, während die Lutheraner unbedingt kaisertreu waren. Friedrich suchte selbst ein Bündnis mit den Türken, was Scultetus auch in einer Predigt zu rechtfertigen suchte. Er sprach von gemeinsamer Grundlage. Es war, als ob er die gehässige Behauptung Hoës unterstützten wollte, daß „die Calvinisten mit den Arianern und Türken übereinstimmten." Die reformierten Theologen vertraten die aristokratische Verfassung des Reiches und die Macht der Einzelgewalten, die im Reiche waren, während die lutherischen wie die Katholiken die kaiserliche Machtvollkommenheit verfochten. Dazu

kam dann der scharfe konfessionelle Standpunkt, die Feindschaft gegen die Calviniſten. Als der Kurfürſt Georg I. von Sachſen ſchwankte, ob er ſich nicht auf die Seite der Böhmen ſtellen ſollte, trug er ſeinem Hofprediger Hoë auf, „den Mund des Herrn zu befragen“ und erhielt von dem durch Öſterreich beſtochenen Lutheraner die Antwort: „Bei rechtſchaffenen Chriſten heißt es: ich haſſe die Flattergeiſter, ich haſſe, Herr, die dich haſſen.“ Aber auch Friedrich V. hatte ſich ſchroff gegen die zahlreichen Lutheraner in Böhmen geſtellt. Sein Hofprediger Abraham Scultetus, ein tätiges Mitglied der Dordrechter Synode, einſt ein ſtrenger Lutheraner, aber dann voll reformierten Eiferns gegen den „Götzendienſt“, hatte auch in Prag den Kurfürſten zur Bilderſtürmerei in katholiſchen und lutheriſchen Kirchen bewogen und zu einem Religionsedikt, das alle Evangeliſchen unter reformierter Abendmahlsfeier vereinigen ſollte. Damit wäre ganz Böhmen reformiert geworden. Schon ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte ſich der Calvinismus, weil nicht deutſchen Urſprungs, bei den deutſchfeindlichen Tſchechen Aufnahme gefunden, nach und nach hatten ſie alle lutheriſchen Elemente aus Lehre und Gottesdienſt beſeitigt, und nun ſollten auch die deutſchen Lutheraner in Böhmen calviniſtiſch und zugleich tſchechiſch gemacht werden. Das alles trieb die Lutheraner auf die Seite des Kaiſers.

Trotz aller begründeten Abneigung der Lutheraner gegen die Reformierten war ihre politiſche Haltung verkehrt. Aus Haß gegen die Calviniſten ſtimmten ſie dem Vorſchlag des Kaiſers, den Majeſtätsbrief aufzuheben, bei, indem ſie ſeiner Verſicherung glaubten, daß er nur die calviniſche Religion beſeitigen, den Lutheranern aber ihre religiöſe Freiheit laſſen wolle. Aber die katholiſche Gegenreformation in Böhmen machte keinen Unterſchied zwiſchen den evangeliſchen Konfeſſionen. Mit Hilfe der Jeſuiten und Soldaten wurde Böhmen wieder katholiſch gemacht. Die evangeliſchen Kirchen wurden für den römiſchen Kultus verwendet oder zerſtört, ſelbſt die Gräber der Evangeliſchen geſchändet und die Bibeln und Erbauungsbücher verbrannt. Neben den reformierten wurden auch die lutheriſchen Prediger grauſam gemartert oder vertrieben, jede evangeliſche Heirat, Taufe und Begräbnis verboten. Durch Ge-

fängnis, Folter und Mißhandlung durch Lichtensteinische Dragoner, „die Seligmacher", wurde das Volk zur römischen Kirche zurückgebracht, viele wanderten aus, einige starben als Märtyrer. Wenigstens äußerlich wurde das ganze Land wieder katholisch, nur im Geheimen hielten manche ihren evangelischen Glauben fest.

In raschem Siegeslaufe drang der Kaiser jetzt in ganz Deutschland vor. Bayern erhielt die Kurwürde der Pfalz und auch hier wurde der Protestantismus auszurotten versucht. Wallenstein und Tilly unterwarfen den Kaiser alles Widerstrebende in Deutschland; Niedersachen, Schleswig-Holstein und Mecklenburg lagen zu seinem Füßen. Im Gefolge der katholischen Feldherren zogen die Jesuiten einher, überall die römische Kirche wieder aufzurichten. Auf dem Gipfel seiner Macht, erließ Kaiser Ferdinand 1629 das Restitutionsedikt, laut dem die Protestanten alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stifte und Güter der katholischen Kirche zurückgeben, die Calviniſten vom Religionsfrieden ausgeschlossen und katholische Stände an der Bekehrung ihrer Untertanen nicht gehindert werden sollten. Der jesuitische Beichtvater des Kaisers, Pater Lamormain, war der geistige Urheber des Ediktes. Er hatte Ferdinand zum zweiten Male schwören lassen nicht eher zu ruhen, als bis „alle ketzerischen Königreiche und Lande zu der alten und allein seligmachenden römischen Kirche gebracht wären." Nach allen Seiten hin gab er Ratschläge, wie man die evangelischen Länder wieder katholisch machen solle. Er riet Gewalt zu gebrauchen, „gleichermaßen man einen zum Schwert verurteilten stracks hinrichten muß" und auch List und Betrug nicht zu scheuen, denn die heilige katholische Kirche halte dafür, daß, „wenn man die Ketzer, als man kann, nicht betrüge, eine Sünde gegen den heiligen Geist begangen werde". Nach diesen Ratschlägen wurde auch verfahren. Mit List wurde der lutherische Pastor Bissendorf in Gödringen, ein scharfer literarischer Bestreiter der Jesuiten, in die Gewalt des Bischofs von Hildesheim gelockt und hingerichtet. Die Ausführung des Restitutionsediktes traf die lutherische Kirche hart, hauptsächlich dort, wo sie erst nach 1552 zum Siege gekommen war. Im Fürstentum Kalenberg-Göttingen mußte unendlich viel Klostergut, das dem Kirchen- nnd Schulwesen zu gute gekommen war, herausgegeben werden;

die Klöster, die in Lateinschulen umgewandelt waren oder in Erziehungsanstalten für junge Mädchen, wurden den römischen Orden wieder eingeräumt und zu Stützpunkten der Propaganda. Man ging sogar über die Grenzen des Ediktes hinaus und beanspruchte für die römische Kirche geistliche Stiftungen, die längst vor dem Passauer Vertrage evangelisch gewesen waren. Das große Stift Hildesheim wurde dem Bischof zurückgegeben, in Hameln vertrieben die Jesuiten mit Waffengewalt die evangelischen Bürger aus dem Münster, der Schule und dem Armenhause, in Goslar wurde eine mit Klostergütern ausgestattete Jesuitenuniversität geplant. Die römische Reaktion schloß die protestantischen Fürsten nur um so enger zusammen, aber selbst jetzt blieb noch mancher lutherische Fürst auf der kaiserlichen Seite, teils aus Treue gegen das Reich, teils aus Hoffnung durch die Macht des Kaisers für sich selbst etwas zu gewinnen und dem Nachbar ein Stück Land abzujagen.

Als der Retter in der höchsten Not erschien Gustav Adolf von Schweden, darauf bedacht einen Teil Deutschlands sich zu unterwerfen, und die Übermacht des Kaisers zu brechen, aber zugleich auch die Religionsfreiheit der Evangelischen zu retten. Hemmend trat ihm der deutsche Sinn der evangelischen Reichsfürsten entgegen, die den Herrschaftsgelüsten des Fremden widerstrebten. Erst als Magdeburg durch das Zaudern der Evangelischen Tilly zur Beute fiel und in Flammen aufging, sahen sie ein, daß mit dem Siege des Kaisers für sie alles verloren war, die eigene Selbständigkeit und der Bestand der lutherischen Kirche, gegen welche Wallensteins und Tillys Schaaren wüteten. Die Siege Gustav Adolfs retteten den Protestantismus, aber sein früher Tod bewahrte auch Norddeutschland davor, ganz schwedisch zu werden. Mit wechselndem Erfolge wurde der Krieg zwischen Schweden und dem Kaiser fortgeführt, auch Frankreich suchte seinen Teil an der Beute zu gewinnen. Deutschland wurde der Tummelplatz der Kriegshorden aus aller Herren Ländern, der Krieg hörte auf ein Religionskrieg zu sein, zuletzt standen Evangelische gegen Evangelische und Katholiken gegen Katholiken, er wurde zum Kriege aller gegen alle, zu einem allgemeinen Morden und Rauben, bei dem Deutschland zerfleischt wurde, bis endlich die allgemeine Erschöpfung zum Frieden zwang.

Unsagbar war das Elend, das der Krieg brachte. Den mörderischen Schlachten, den Verheerungen von Städten, Dörfern und Feldern folgten Seuchen und Hungersnot. Von unnatürlichen Greueln wird öfters berichtet, von einem Kanibalentum, das sich an den eigenen Kindern vergriff und selbst auf Kirchhöfen und Schindangern nach Leichen wühlte. Erschütternd sind die Schilderungen der furchtbaren Not, von der nur wenige Teile Deutschlands verschont blieben. Schon nach dem ersten Jahrzehnt schien das Elend, welches der Krieg über Deutschland brachte, den Höhepunkt erreicht zu haben, und noch zwanzig Jahre stieg er höher und höher. Die Tillyschen Völker und das Wallensteinsche Heer, insbesondere die Kroaten, Wallonen, Irländer und Spanier hausten scheußlich mit Sengen und Brennen und in wahnwitziger Zerstörungs- und Mordlust, die auch die friedlichen Bürger und Bauern, ja Weib und Kind nicht schonten. Zeichnete sich das Heer Gustav Adolfs zuerst durch strenge sittliche Mannszucht, verbunden mit ernster Frömmigkeit aus, so riß auch in ihm bald die Verwilderung ein, und nach dem Tode des Königs wetteiferten Schweden, Deutsche und Franzose, Katholiken wie Protestanten in der Ausübung von Grausamkeiten und Schandtaten.

Das Staats- und Kirchenwesen löste sich in vielen Landen fast ganz auf. Viele Fürsten waren vertrieben und hatten sich in der Fremde ein Asyl gesucht, die Beamtenstellen blieben unbesetzt und der Mangel an Pastoren und Lehrern wurde immer größer. In Württemberg waren zuletzt von 1046 Geistlichen nur noch 330 übrig, in der Grafschaft Erbach blieben nur 10 Pfarreien erhalten, die niederen Schulen und Gymnasien gingen vielerorts aus Mangel an Lehrern und Schülern ein, die Universitäten verödeten, die Studenten wurden zu Soldaten. Sogar Dozenten wurden zu Dragonern, wie z. B. Eberhard Baring in Helmstedt. Den im Amte Ausharrenden wurde kein Gehalt mehr gezahlt. In Wolfenbüttel erhielten die Kirchen- und Schuldiener 12 Jahre lang keine Besoldung und dann erst das Versprechen einer künftigen Bezahlung.

Zu der Vernichtung der kirchlichen, wie der staatlichen Ordnung trug auch das unsagbare materielle Elend viel bei. Zahllose Orte lagen in Asche, die Äcker waren oft meilenweit

in der Runde verwüstet und von den Heerscharen zerstampft. Die Felder wurden nicht mehr bestellt. Es entstand ein allgemeiner Mangel an den notwendigsten Lebensbedürfnissen. Die Geldverschlechterung durch die Ausprägung von Heckenmünzen erreichte ihren Höhepunkt. Das Geld wurde dadurch so entwertet, daß es zuletzt kaum noch den zehnten Teil seines Nennwertes galt. Das vergrößerte noch die Not, vor allem der Beamten, der Lehrer und Prediger, die auf festen Gehalt angewiesen waren. Wenige Eltern konnten damals ihre Kinder ohne Stipendien auf der Universität durchbringen, jetzt wurde vielen Studenten die Existenz vernichtet, sie verfielen der Armseligkeit und den Versuchungen der furchtbaren Zeit. Ergreifend sind die Schilderungen der Not in den Selbstbiographien aus diesen Jahrzehnten. Dem einen wurde zur Rettung, daß er in Jena alle Tage für 4 Pfennige Semmel auf das Kerbholz seines Megisters schneiden durfte, ein anderer erwarb sich durch Stundengeben wenigstens so viel, daß er sein Leben mit trockenem Brode fristen konnte. Durch die allgemeine Geldverschlechterung stiegen die Preise der Waren und Lebensmittel ins Ungeheure. Die steigende Teurung entfesselte die häßlichsten Leidenschaften. Ehrsame Bürger wurden zu Spielern und Trunkenbolden, wohlhabende Familien kamen an den Bettelstab.

Wo der Krieg wütete, brachte er eine furchtbare Zerstörung. In Göttingen war die Bürgerschaft vor dem Kriege mindestens 1000 Mann stark gewesen, schon 1634 war sie auf die Hälfte herabgekommen. Kaum 400 Häuser waren noch bewohnt und über 150 niedergerissen. In Northeim standen 1637 über 300 Häuser leer und die Stadt hatte kaum noch 150 Bürger. Land und Stadt wurden ausgeplündert und von Freund und Feind durch hohe Kriegskontributionen ausgesogen. In Kalenberg-Göttingen betrug 1634 die monatliche Kriegssteuer mindestens 18000 Taler. Göttingen allein hatte monatlich mindestens 1000 Taler, 1640 sogar 2266 Taler, aufzubringen und dazu noch Proviant, Fourage, Servis und die Kosten zur Erhaltung der Stadtbefestigung. Vor Ausbruch des Krieges hatte die Stadt schon über 100,000 Taler Schulden, die durch Zuwachs der nicht gezahlten Zinsen 1639 auf das Doppelte gestiegen waren. Binnen 4 Jahren hatte man $6^1/_2$ Tonnen Goldes

an Kriegslasten gehabt und dabei hatte der Herzog von Weimar 1632 die Stadt rein ausgeplündert. Um die Steuern einzutreiben, schloß man die Tore und nahm den Bürgern das Letzte mit bewaffneter Hand. Hameln hatte in neun Jahren 189000 Taler Kriegskosten zu zahlen. Die Heerführer von Freund und Feind mußten immer wieder durch kostbare Geschenke freundlich gestimmt werden und nahmen sich dazu noch mit, was ihnen gefiel, so z. B. Herzog Georg die Fenster des Hochzeitshauses in Hameln. Auch der Hofstaat der Fürsten bis zu dem Narren herab mußte stets mit reichen Gaben bedacht werden.

Die ganze Last der jährlich wachsenden Kriegssteuern lag auf dem Bürger und dem Bauer. Der Adel weigerte sich hartnäckig, auch um das geringste zu zahlen. „Der gemeine Mann," so erklärte ein Herr von Münchhausen, „ist einmal der Last und Sklaverei gewohnt, er empfindet nicht, ob er sich des Tages ein paar Stunden mehr oder weniger quälen, monatlich ein paar Pfennige mehr oder weniger liefern muß." Im Bunde mit den Städten widersetzte sich der Kalenberger Adel 1639 der Einführung einer Verbrauchssteuer. Die „verfluchten Lizente" seien bei Gott und allen Menschen verhaßtes Mittel, wodurch Gottes Strafe auf das Land gezogen werde. Diese Abgaben seien wider Gottes Gebot, denn die 10 Gebote beföhlen, man solle nicht begehren des Nächsten Gut. Diese Schriftauslegung wurde auch von den lutherischen Prälaten durchaus gebilligt. Die Stände haben sich aber durch solche Steuerverweigerung selbst das Grab gegraben und dem Absolutismus die Wege geebnet. Die Fürsten mußten um des Gesamtwohles willen sie bei Seite schieben.

Das platte Land wurde zur Einöde. Die Bauern, unfähig die hohen Lasten zu tragen, verließen Haus und Hof und schlossen sich dem Kriegsvolk an, wenn sie es nicht vorzogen, als Räuber ihr Leben zu fristen. Der dänische Kommandant in Wolfenbüttel verwüstete in einem Umfange von vier Meilen am die Stadt her alles, was sich aufbrennen und zerstören ließ, und Tilly verheerte allein 300 Orte, Städte und Dörfer. Es gab Gegenden in Deutschland, wo man zehn Meilen wandern konnte, ohne einen Menschen, ein Stück Vieh, ja selbst einen Sperling zu sehen.

Aufgelöst wurden nach und nach alle Bande der Religiosität und sittlichen Scheu. Das unsagbare Elend und die schlimmen Beispiele soldatischer Zügellosigkeit mußte das Volk verwildern und Gottlosigkeit, unbarmherzige Härte und Sittenverfall zur Folge haben. „Alt und Jung", klagt der Pfarrer Heinlin in Württemberg, wußte nicht mehr anzugeben, was Gott und was Teufel sei, arme Witwen und Weisen wurden für Kot geachtet, gleich dem Hunde auf die Gasse gestoßen, daß sie verhungerten und verfroren." Jeder dachte nur noch an sich und an die Erhaltung des eigenen Lebens, sah gleichgültig dem Untergange des Nächsten, ob Freund, ob Glaubensgenossen, ob Bruder zu, ja wetteiferte mit der Soldateska an Zerstörungswut und Grausamkeit gegen die eigenen Landsleute. Ohne Widerstand ließ der Mann sich selbst, sein Weib und seine Kinder mißhandeln „gleich einem unvernünftigen Vieh, das sich schlagen läßt und sich nicht einmal umschaut nach dem, der es schlägt." Den Heeren folgte stets ein großer Trupp Weiber und Dirnen und von ihnen ergoß sich ein Strom der Unsittlichkeit in das Volk. Auch bei den Höfen und im Adel wurde oft genug ein schlechtes Beispiel gegeben. Neben einer Anzahl sittlich vorwurfsfreier Fürsten gab es manche, die selbst den öffentlichen Skandal nicht fürchteten, hatte doch selbst der Schwedenkönig Gustav Adolf einen unehelichen Sohn. Auch über den Adel wurden bittere Klagen laut, die Liederlichkeit des brandenburgischen Adels wird schon 1604 in einer Leichenpredigt stark gerügt, und der Kanzler von Borna schildert in einer Denkschrift nach dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten 1641 die sittliche Fäulnis des Berliner Hofes und Adels mit den schwärzesten Farben. Spottend schreibt der edle deutsche Patriot Moscherosch: „Zucht, Ehre, Gottesfurcht, Redlichkeit, das sind bürgerliche Tugenden, gehen unseren Fürsten und Herrn allhier nichts an". Schmachvoll ist die Bestechlichkeit, die gang und gäbe war. Auch bei dem westfälischen Frieden hat das Geld Frankreichs, Schwedens, Österreichs und Brandenburgs die wichtigste Rolle gespielt und das Ergebnis wesentlich bestimmt. Kaum ein deutscher Fürst und kaum ein Gesandter hat sich von diesem schamlosen Treiben fern gehalten. Völlige Zerrüttung hatte das ganze Volk ergriffen.

Auf der einen Seite findet sich ein Elend, das nach den ekelhaftesten Nahrungsmitteln greifen und Tausende Hungers sterben läßt, auf der anderen wieder eine Verschwendungssucht und eine Üppigkeit, die keine Grenze kennt. Wo man nicht mehr wußte, was das Morgen bringen würde, suchte man das Heute um so wilder auszukosten. Maßlos war der Luxus der Fürsten, und die anderen Stände eiferten nach. Kurfürst Georg I. von Sachsen lud durch Vermehrung der Kammergüter und Jagdgerechtigkeiten seinem Lande ungeheure Schulden auf und preßte ihm den letzten Groschen aus. Die Landstände erklärten 1633, die Untertanen seien so verarmt, daß selbst durch die äußersten militärischen Exekutionen, die oft kompagnieweise vollstreckt würden, als wenn man einen Zug gegen die Feinde unternähme, nichts mehr zu erpressen sei. „Fressen, saufen, spielen, spazieren, bankettieren und ballieren" war bei den Bürgern nebst dem Rat und der Geistlichkeit an der Tagesordnung. Die Erneuerung und Verschärfung der Luxusgesetze half nichts, in Dresden war der hochorthodoxe Hofprediger Hoë einer der ersten, der sie übertrat. Als das Elend in Deutschland schon riesengroß geworden war, fröhnte das Bürgertum noch einem wahnsinnigen Luxus und vergeudete in maßloser Verschwendung sein Geld zu unaufhörlichen Festlichkeiten und Vergnügen und in einer Kleiderpracht, die bei den Männern stutzerhaft, bei den Frauen schamlos war. Auch das Trinken nahm noch überhand, zumal das Branntweintrinken. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts und vielerorts darüber hinaus war der Branntwein nur in den Apotheken verkauft, jetzt stieg die Zahl der Brennereien ins Ungemessene. Zwickau, damals eine Stadt von 10000 Einwohnern, hat 1600 schon 34 derselben, 1631 aber sind es nicht weniger als 70. Fluchen und Gotteslästerung wird jetzt etwas ganz Gewöhnliches, auch darin suchte man es der Soldateska gleich zu tun. Wie sich aber selbst in den unteren Volksschichten das größte Elend mit frecher Üppigkeit verband, zeigt schon ein Bericht aus Straßburg vom Jahre 1622. Danach standen alle Morgen vor den Bäckerläden an 100 Menschen schimpfend und weinend, um nur für 2 Gulden 5 Pfund schlechtes Brot zu kaufen, und bei dieser Not war in den Osterfeiertagen überall Spiel und Tanz,

Fressen und Saufen, im Gasthof zum Hirschhorn aßen ihrer drei zu Nacht und verzehrten für 53 Gulden, zwei Bauern aber bei einem Mittagessen 34 Gulden. Von überall her hören wir die Klagen über die zunehmende sittliche Verwilderung, aber auch schon früh darüber, daß der hinschleppende Charakter des langen Bürgerkrieges mit seinem Jammer, dessen Ende nicht abzusehen sei, die Gemüter stumpf und gleichgültig mache.

Daß das deutsche Volk in diesem unendlichen Elende nicht zugrunde gegangen ist, ist nicht nur ein Zeichen seiner unverwüstlichen Lebenskraft, es ist vor allem der treuen Arbeit der Geistlichen zu verdanken. Was diese — wenigstens in ihrer Mehrzahl — damals geleistet haben, bleibt für immer ein Ruhmesblatt der lutherischen Orthodoxie. Gewiß, sie waren harte, unliebenswürdige Männer, eifernd um den Buchstaben der reinen Lehre und ängstlich besorgt um den Ruf ihrer strengen Rechtgläubigkeit und den ihrer Gemeinden, und bei vielen wurde der theologische Standpunkt immer schärfer ausgeprägt und immer engherziger und schroffer verteidigt. Viele suchten ihre Stärke in der Predigt gegen alle möglichen Ketzereien, wie der Landprediger Raselius, der viel umhergetrieben war, 1632 in seiner „Bußposaune" klagt: „Ich mußte so viel von Unzucht, Saufen, Hoffahrt, Spielen, Fluchen, Schandreden, Morden, Dieberei hören, daß mir fast Auge und Ohren wehe taten, und doch schalt jedermann nüchtern und trunken immerzu tapfer auf den Papst, den Antichrist und andere Sektierer, der doch selbst über die Ohren in antichristlichen Greueln stak". Aber was haben diese orthodoxen Eiferer auch wieder für ihre Gemeinden geleistet! Sie hatten am meisten unter der Kriegsnot zu leiden. Der Haß der kaiserlichen Soldaten, der Kroaten und Spanier richtete sich zuerst gegen sie, sie wurden grausam mißhandelt und ausgeraubt, ihre Frauen und Töchter vor ihren Augen geschändet, fortgeschleppt oder getötet. Ihre Gemeinden konnten sie nicht mehr unterhalten oder verweigerten auch einfach ihre Leistungen, so daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren mußten. Die unchristlichen Elemente in den Gemeinden empörten sich gegen sie, und wo es noch eine Obrigkeit gab, wurden sie auch von dieser im Stich gelassen. Selbst die treusten Seelsorger hatten über Feindschaft, ja Mißhandlung

durch Gemeindeglieder zu klagen, wie der Pastor Johanssen zu Detzböll in Tondern, der mehreremale von Gemeindegliedern mit einer Heugabel, mit einem Spaten, ja mit einem Gewehr angefallen und einmal schwer verwundet wurde. Und doch hielten unter allen Gefahren und in allen Nöten die meisten treu bei ihren Gemeinden aus, solange noch ein Häuflein zusammenblieb, wenn es zuletzt auch auf zehn oder noch weniger zusammenschmolz. War die Kirche zerstört und das Pfarrhaus in Asche gelegt, so predigten sie in einer Scheune oder auf freiem Felde. Aus den brennenden Dörfern zogen sie aus mit der Bibel und den heiligen Gefäßen und suchten ihre in den Wäldern zerstreuten Schafe zusammen zum Gottesdienst in Schluchten und Steinbrüchen. Acht Jahre lang hielt der Pfarrer Ludwig zu Sonnefeld bei seiner Gemeinde aus, predigte ihr im Walde unter freiem Himmel, wo er sie durch die Trommel zusammenrufen ließ, und Bewaffnete mußten Wache stehen, während er den Gottesdienst hielt. Zuletzt löste sich die Gemeinde ganz auf, und Ludwig wurde schwedischer Feldprediger. Pastor Faber in Gellershausen hielt bei steter Todesgefahr mit drei, vier Zuhörern Betstunden, stand jeden Morgen um drei Uhr auf, studierte und lernte seine Predigten, und schrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über biblische Bücher.

Nach Kräften suchten die Pastoren das äußere Kirchenwesen aufrecht zu erhalten. Die Kirchenbücher und Kirchenrechnungen wurden fortgeführt, wenn auch oft Unterbrechungen durch Kriegsunruhen stattfinden. Waren die Kirchenbücher verbrannt, so sorgte der Geistliche sofort für Ersatz, und noch heute zeugen die Tränenspuren auf den Blättern der Kirchenbücher, wie z. B. in Dankelshausen bei Göttingen, von dem Herzeleid, wo es sich nicht in Randbemerkungen und eingeschobenen Gebetsseufzern und Liederversen Luft macht. Die zerstörten und verbrannten kirchlichen Gebäude wurden notdürftig wieder hergerichtet und vor allem Hand an die sittliche Erziehung der Jugend und der Gemeinde gelegt. In dieser Arbeit standen die Pastoren allein und die Kirchenzucht, die sie übten, war hart und polizeilich, aber nur so konnten in diesen rauhen Zeiten die kümmerlichen Reste der Religiosität und Sittlichkeit gerettet und das Volk vor dem gänzlichen Untergange bewahrt

werden. Ein schlagender Beweis für den Erfolg ihrer Arbeit ist z. B., daß die Zahl der unehelichen Geburten während des Krieges verhältnismäßig gering bleibt. In der Michaelisgemeinde in Erfurt bleibt sie unter einem Prozent und steigt in der Andreasgemeinde noch nicht auf 3 Prozent. Erst nach dem Kriege wird das Verhältnis ungünstiger.

Im Feuer der Trübsal wurde die lutherische Kirche bewährt. Zahlreich sind die Männer, die ihre ungebrochene Glaubenstreue bewiesen und oft wunderbar die Erhörung ihrer Gebete erlebten. Als Martin Rinkart in Eilenburg vergeblich den feindlichen Befehlshaber um Erlaß der unerschwinglichen Kontribution von 30000 Taler gebeten hatte, rief er seine Gemeinde zum Gebet in die Kirche, und der Schwede setzte die Summe auf 8000 Taler herab. Johann Heermann in Köben wurde wunderbar vor der Pest, die Hunderte hinwegraffte, und vor vielen Mordversuchen der Soldaten bewahrt, und gleiche Erfahrungen haben noch andere gemacht. Neben die Pastoren treten viele Laien als Zeugen der Macht des lutherischen Glaubens. Der hanauische Kammerpräsident Moscherosch, der unter dem Namen Philander von Sittenwald für deutsche Art und Sitte eintrat, war solch ein unbeugsamer Charakter, in Pest- und Kriegszeiten erprobt. Unter der mancherlei Anfeindung bittet er Gott immer um Beständigkeit und ein Mannesherz, damit er nicht wanke, noch aus Furcht seinen Feinden zu Gefallen tue, was unrecht ist, sondern daß er ungescheut der Person gerade durchgehe, wie es einem Ehrenmanne geziemt. Dreimal wurde er völlig ausgeplündert, und doch behielt er eine offene Hand für alle Armen. Als ihm sein Gehalt nicht mehr ausgezahlt wurde, griff er selbst zum Pfluge, aber nur mit dem Gewehr auf dem Rücken konnte er an die Feldarbeit gehen, denn jeden Augenblick mußte er auf einen Überfall gefaßt sein. „Mitten in dem feindlichen Rachen, mitten unter dem Getümmel der ungehemmten Kriegsgurgeln", in der Woche, wo ihm das dritte Kind geboren wurde, schrieb er 1641 für seine Kinder das „Christliche Vermächtnis oder schuldiges Vorsorgen eines treuen Vaters". Kaum hatte er das Buch vollendet, da dringt der Feind in die Stadt. Die Mutter eilt mit ihren Kindern in das Schloß, aber vergißt in der Verwirrung

das jüngste, das nachher unter einem Packen Windeln wohlbehalten wieder aufgefunden wird. Dem Vater haben die Soldaten schon das Gewehr auf die Brust gesetzt, aber als sie losschießen wollen, gleitet es ab und Moscherosch bleibt am Leben. Der alte Christoph Forster, Kanzler von Mömpelgard, ein eifriger Bibelleser und gerechter Beamter, erwies sich in allen Nöten als ein wahrer Freund der Armen, der Witwen und Waisen. 1637 wurde die Grafschaft von den kaiserlichen Truppen überfallen. „Den Schrecken", so schreibt Forster, „vergrößerte, daß die Feinde alles mit Feuer verwüsteten, daß wir nicht nur ringsumher die leuchtenden Flammen sahen, sondern auch von den nächsten Ortschaften den Geruch des Rauches wahrnahmen und den Sturz der zusammenfallenden Häuser hören konnten. Das Grausen wurde vermehrt durch die Scharen von Jagdhunden, welche die Fürsten unseren Bauern zur Erhaltung übergeben hatten, die aber nun nach Auswanderung der Leute die benachbarten Ortschaften mit ihrem Geheul erfüllten". In dieser Not hielt er sich an Gottes Wort und „mein Vertrauen bestärkte die Gattin, welche mit mehr als männlicher Standhaftigkeit wiederholte, daß es doch nur Gottes Vorsehung sei, die uns vom Vaterlande Ausgestoßenen an diesen Ort geführt und uns auch hier wohl erhalten werde". Forster wich in der Tat nicht von der Stelle, sondern tat seine Pflicht im Amte, obwohl selbst der Statthalter geflohen war, der für den minderjährigen Fürsten die Regierung führte.

Forster gehört zu der großen Zahl Österreicher, die um des Glaubenswillen aus ihrer Heimat ausgewandert waren. Die Zahl der allein aus Böhmen Vertriebenen betrug 30000 Familien oder Angesessene, die Weiber, Kinder, Dienstboten, Handwerker nicht mitgerechnet, darunter waren 185 Geschlechter aus dem Herren- und Ritterstande. Dazu kamen dann noch viele andere aus den kaiserlichen Landen; bei der Beerdigung einer Exulantin in Nürnberg folgten allein 39 exilierte österreichische Pfarrer, dann viele Lutheraner, die aus der Niederpfalz verjagt waren, und solche, vor allem Pastoren und Lehrer, die durch den Krieg oder die Verfolgung der Kaiserlichen in allen Gegenden Deutschlands obdach- und brotlos geworden

waren und nun herumzogen, sich einen neuen Wirkungskreis oder wenigstens ihren Lebensunterhalt zu suchen.

Die lutherischen Gemeinden nahmen sich der unglücklichen Exulanten nach Kräften an, und in der Erweisung der Barmherzigkeit wurde auch kein Unterschied zwischen den evangelischen Konfessionen gemacht. Ein flüchtiger reformierter Geistlicher sammelt 1636 in Straßburg bei den Universitätsgenossen Almosen, wozu ihm der Rektor die Erlaubnis gibt unter der Bedingung, daß er ausdrücklich angebe, kein Lutheraner zu sein. Auch für reformierte Gemeinden, wie die in Heidelberg, wurden in lutherischen Städten beträchtliche Sammlungen veranstaltet. In den vom Kriege mehr verschont gebliebenen Städten finden wir selbst in dieser Zeit manche milde Stiftung. Aber je länger der Krieg dauerte und je größer die Not stieg, um so geringer wurden naturgemäß die Gaben, um so größer wird auch die Selbstsucht, und die Liebestätigkeit sinkt auf den tiefsten Punkt.

Dagegen wird die Zeit des dreißigjährigen Krieges die Blütezeit der geistlichen Dichtung in der lutherischen Kirche. Während die Predigt objektiv, ja trocken bleibt und in Formalismus erstarrt, bricht in den Liedern ein reiches Gemütsleben hervor. Die furchtbare Not der Zeit, aber auch die wunderbaren Erfahrungen göttlicher Hilfe wecken einen lebendigen subjektiven Glauben. In den Liedern kommt es zu einer Vereinigung des warmen individuellen Gemütes mit dem fest geschlossenen kirchlichen Bekenntnis. Von allen hervorragenden lutherischen Kirchenliederdichtern dieser Zeit gilt, was Wackernagel von Paul Gerhardt sagt: „Dichtete er nicht ausdrücklich für die Gemeinde, nicht so unmittelbar im kirchlichen Interesse wie Luther, sondern aus persönlichem Bedürfnis, in persönlichen Anfechtungen, so war der Pulsschlag seines inneren Lebens doch das gemeinsame kirchliche Bekenntnis, und seine Empfindungen, so persönlich sie sein mochten, waren doch nur Wellen der heiligen Tauf- und Lebensflut, in welcher jedes andere Glied der Kirche mitatmete und mitempfand.“ Wie tritt bei Gerhardt das Ich hervor, beginnen doch 16 seiner 120 Lieder mit diesem Wörtlein, und doch sind seine Lieder im höchsten Sinne Volkslieder geworden. Die Objektivität der Kirchenlehre einigt sich mit der Subjektivität des persönlichen Glaubens. Dazu wird

die Form unter dem Einfluß der ersten schlesischen Dichterschule gewandter und die Lieder werden sangbarer.

Paul Gerhard ist der reichste unter diesen Dichtern. Von ihm gilt das Wort: ein enges Gewissen und ein weites Herz. Er ist dogmatisch fest, fast ängstlich, und doch in seinen Liedern milde, warm und fröhlich. Seine theologische Bildung hat er in Wittenberg unter Martini und Röber empfangen, und auch er ist ein Beweis dafür, welche Lebenskräfte von dieser orthodoxen Schule ausgegangen sind. Durch seine Lieder tönt der ganze Jammer der Kriegszeit, so in dem Neujahrsliede: „Nun laßt uns geh'n und treten" oder in dem Pfingstliede: „Zeuch ein zu deinen Toren," besonders in den jetzt meist ausgelassenen Versen, wie dem 12.: „Erhebe dich und steure dem Herzeleid auf Erd — laß blühen wie zuvorn die Länder so verheeret, die Kirchen so zerstöret durch Krieg und Feuerszorn". Edle Liebe zum deutschen Vaterlande und Untertanentreue tritt bei ihm immer wieder hervor. Unvergänglich bleiben in der lutherischen Kirche seine Festlieder, Loblieder und Kreuz- und Trostlieder, die schon damals vielen eine Segensquelle geworden sind. Neben ihm stehen noch manche andere. Der persönlich nicht gerade liebenswürdige, ja eitle, aber als Dichter vielleicht noch gewaltigere Rist, der unter Plünderung, Pest und allen Schrecken des Krieges gewaltige Lieder sang, wie das: „O, Ewigkeit, du Donnerwort" oder das: „Man lobt dich in der Stille". Dann der vielgeprüfte Heermann mit seinen Tränenliedern, „in denen noch weit mehr Trost als Tränen quillt" und der in aller Not bekennt: „Treuer Wächter Israel, deß sich freuet meine Seel", ein Lied von ergreifender Macht und Glaubensstärke, Meyfart mit seinem „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", dem herrlichsten Liede der christlichen Hoffnung, Rinkart mit dem kraftvollen Liede: „Hilf uns Herr, in allen Dingen", der ungebrochen bekennt: „Du hast über Höll und Tod Reich und Kraft und Herrlichkeit" und mit seinem „Nun danket alle Gott" den endlichen Frieden feiern durfte, und außer diesen viele andere. Durch Flugblätter wurden solche Lieder oft weit in das Volk hineingetragen und halfen mit dazu, die schwere Zeit zu ertragen.

Eine Anzahl tüchtiger Geistlicher führten während der

Kriegszeit einen lebhaften Briefwechsel miteinander, um die Zustände der kirchlichen und sittlichen Verhältnisse zu beraten und Mittel zu ihrer Besserung zu finden. Es waren das vor allem Saubert in Nürnberg, Mengering in Halle, Walther in Celle, Meyfart in Erfurt und Valentin Andreä in Calw. Mit ihnen standen auch Laien, wie Moscherosch, in Verbindung und neben ihnen verfolgten noch manche andere, wie Christoph Leibnitz, Pfarrer in Nürnberg, und Professor Tarnow in Rostock gleiche Ziele. Alle diese Männer erkannten klar die schweren Notstände ihrer Zeit und sprachen in Wort und Schrift ihre „frommen Wünsche" (der Ausdruck kommt nicht erst bei Spener, sondern viel früher bei den lutherischen Orthodoxen vor) aus. Worauf sie besonderes Gewicht legten, war die Herstellung einer strengeren Kirchenzucht zur Hebung der Sittlichkeit, und zwar nicht sowohl eine polizeiliche Kirchenzucht, die freilich auch dahingefallen war, sondern eine solche, die durch Ausschließung vom Sakrament und den kirchlichen Ehren geübt werden sollte. Man war sich klar bewußt, wie ein Quistorp in Rostock betonte, daß vor allem die Gemeinde hier helfen müsse, und wünschte deshalb die Einrichtung von Kirchenkollegien, aus Predigern und Laienältesten gebildet. Dabei wies man auf die calvinistischen Gemeinden hin, welche in bezug auf ihre Sittenzucht von vielen Lutheranern sehr bewundert, allerdings auch idealisierend überschätzt wurden. Aber abgesehen davon, daß bei allen diesen Vorschlägen keine klare Unterscheidung und Scheidung von kirchlichen und polizeilichen Maßregeln zu finden ist, — was solange auch unmöglich war, als kirchliche und bürgerliche Gemeinde noch eins waren — es fehlte vor allem an der Grundvoraussetzung einer solchen Kirchenzucht, an einer lebendigen Gemeinde. Dazu kam, daß die obrigkeitlichen Gewalten, welche das Kirchenregiment in absoluter Weise ausübten, solchen Plänen von vornherein ablehnend gegenüberstanden. Es sind Ausnahmen, wenn der Rat und die Bürgerschaft Erfurts den Bestrebungen Meyfarths für eine strengere Kirchen- und Sittenzucht mit rühmlichem Eifer zur Seite traten, in den allermeisten Fällen stießen solche Gedanken auf den heftigsten Widerspruch. Man befürchtete hierarchische Übergriffe und wollte deshalb selbst den Geistlichen nicht einmal das Recht zugestehen, Unwürdige vom

heiligen Abendmahl abzuweisen. So geschah es in Dänemark, Württemberg, Brandenburg und in anderen Ländern, am entschiedensten aber in den Reichsstädten, wo, wie Gerhard einmal an seinen Freund Keßler schreibt, die Caesareopapie vor allem zu Hause war. Hier war die Kirche völlig abhängig vom Magistrate; Nürnberg, Hamburg, Frankfurt und Danzig hatten die Superintendentenwürde abgeschafft und den geistlichen Ministerien alle Rechte genommen. Die kirchliche Exkommunikation wurde neben der obrigkeitlichen Bestrafung nicht für ratsam befunden, von der letzteren war aber in vielen Fällen Loskaufung durch Geldzahlung zu erlangen. Die unglückliche Vermischung von kirchlichen nnd bürgerlichen Maßnahmen gegen offenbare Sünder, die in der lutherischen Kirche von Anfang an zu finden ist, rächte sich jetzt bitter zum Verderben der Kirche. Je länger der Krieg dauerte, um so mehr verschlang die Sorge um die Erhaltung des äußeren Lebens das religiöse und kirchliche Interesse. Der steigende Subjektivismus setzte sich schon gegen die objektiven kirchlichen Formen und Ordnungen, und im Bürgerstande trat zwar noch nicht die Loslösung von der Kirche, aber schon ein gewisser Gegensatz gegen die Führung durch die Geistlichen und gegen ihre bis dahin absolute Gewalt in der Kirche ein. Quistorp in Rostock mußte schon darüber klagen, daß die Laien den Predigern nicht nur die Kirchenzucht überhaupt nehmen wollten, sondern auch forderten, daß diese in den Predigten die Sünder nur insgemein strafen, d. h. vor allem den bis dahin geübten Elenchus, die namentliche Nennung der Sünder, unterlassen sollten. Immer stärker wurde das Streben, den Einfluß der Geistlichen, und das bedeutete damals auch der Kirche, auf das öffentliche Leben einzuschränken. Dieses Streben ging aber nicht aus einer gesunden Reaktion des Gemeindebewußtseins gegen den oft unverständig geübten Absolutismus hierarchischer Geistlicher hervor, sondern aus der zunehmenden Scheidung des bürgerlichen und kirchlichen Lebens, das bis dahin noch eine Einheit gebildet hatte.

Je mehr die amtliche Macht der Geistlichen beschränkt wurde, um so mehr suchten manche durch Schriften zur Besserung der sittlichen Zustände beizutragen. Saubert in Nürnberg gab schon 1633 sein „Zuchtbüchlein der evangelischen Kirche“

heraus. Der größte unter den Arbeitern für eine Reform in der Kirche ist Johann Valentin Andreä, ohne Zweifel einer der bedeutendsten und fruchtbarsten Männer des 17. Jahrhunderts. Durch Adel der Gesinnung und selbstverleugnende Nächstenliebe, durch unbestechlichen Wahrheitssinn und die Macht der Sprache steht er hoch über seinen Zeitgenossen. Philosophische Schulung und vielseitige, durch viele Reisen gewonnene Welterfahrung, bewegliche Phantasie und sittlicher Ernst, lebendige Frömmigkeit und scharfer Witz, der ihm zu einem der größten Satiriker Deutschlands gemacht hat, gründliche, die mannigfachsten Gebiete der Kunst und Wissenschaft umfassende Gelehrsamkeit und praktische Weltklugheit sind in ihm wundervoll harmonisch vereinigt. Er ist kein schöpferischer Geist, aber ein Meister darin, den reichen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung geistvoll auszustreuen. Er ist impulsiv und einseitig, in früheren Jahren Optimist, in späteren Jahren Pessimist, er ist nervös und reizbar, persönlich scharf und bitter gegen die Gegner und überschwänglich in der Freundschaft, in der er ein Virtuose ist. Er ist mehr eine weibliche Natur, überwiegend rezeptiv und subjektiv, er nimmt unbefangen das Gute, wo er es findet, und sucht es für das lutherische Volkstum fruchtbar zu machen. Pädagogische Weisheit und seelsorgerische Treue, männlich ernster Eifer und weibliche zähe Ausdauer sind ihm eigen und haben ihn zum Segen für sein Land gemacht. Er hat der württemberger Landeskirche den Stempel aufgeprägt, den sie heute noch trägt. Er ist von Herzen lutherisch, dem Dogma seiner Kirche treu und voll Abneigung gegen den Calvinismus. Aber er ist unbefangen genug, um die Vorzüge desselben anzuerkennen. Die strenge Sittenzucht, die er in Genf kennen gelernt hatte, erfüllte ihn mit solcher Bewunderung, daß er seitdem durch Schriften und in seinem Amte unablässig danach strebte, ähnliche Einrichtungen auch in seiner Landeskirche durchzuführen. Er übersah in seiner Begeisterung für Genf nur, daß der freiheitsliebende germanische Sinn sich gegen eine solche Bevormundung und Disziplin sträubt, welche nur dem romanischen Geiste entspricht.

Ein reiches Feld praktischer Tätigkeit fand Andreä in Calw. Er begann mit der Arbeit an der Jugend. An Stelle der unpraktischen Katechismuspredigten für die Kinder richtete er die

katechetische Unterweisung ein, für welche er die trefflichen „Katechetischen Fragestücke" schrieb. Dann gründete er 1620 aus wohlhabenden Bürgern der Stadt, zumeist Zeugmachern und Färbern, die „christliche gottliebende Gesellschaft" und mit freien Gaben das „Färberstift", das armen Studierenden und Handwerkern, Witwen und Waisen, Siechen, Verlassenen und Vertriebenen Unterhalt und Auskommen verschaffte. 1639 schon hatte diese Stiftung 18000 Gulden Vermögen. Die Münzverschlechterung durch die Kipper und Wipper brachte auch über Calw furchtbare Not. Scharen von Bettlern und flüchtigem Gesindel überfluteten das Land. Andreä organisierte die Wohltätigkeit, um den wirklich Armen zu helfen und „die faulen Hummeln" zu vertreiben. In fünf Jahren wurden über 110000 Arme gespeist, die armen Kinder unterrichtet und eine nicht geringe Zahl bei Handwerkern untergebracht. Daneben wurde noch die große Stadtkirche erweitert und ausgeschmückt und die Spitalkirche neu eingerichtet. Als das Restitutionsedikt 1629 viele Geistliche und Lehrer vertrieben hatte, nahm Andreä sie in sein Haus auf und half ihnen durch neue Kollekten. Der mörderischen Schlacht bei Nördlingen, nach der „noch sieben Jahre lang der Jammer Württemberg wie eine Todesnacht bedeckte", folgte die Plünderung Calws. Die Stadt wurde in Brand gesteckt, alle Einwohner sollten in den Flammen umkommen, die Ausgänge waren mit Soldaten besetzt. Andreä rettete sich durch die Flucht und irrte mit seiner Familie und 200 halbnackten Flüchtlingen in Wäldern und Bergen umher, wie durch ein Wunder vor Kroaten und Bayern bewahrt. Als er und seine Schar in die Stadt zurückkehrte, fanden sie 450 Häuser in Asche und ebenso die beiden Kirchen. Andreäs Pfarrhaus mitsamt einer auserlesenen Kunstsammlung und unersetzbaren Handschriften war niedergebrannt und nur die Bibliothek gerettet. Und doch verzweifelte er nicht, sondern begann sofort die Gemeinde wieder zu sammeln. In einer kleinen Kapelle hielt er Gottesdienst und nach und nach fanden sich von den 4000 Einwohnern der Stadt wieder 1500 zusammen, zum Teil verwilderte und übelgesinnte Menschen. Dazu brach noch die Pest aus, die in einem Jahre 772 Menschen hinwegraffte. Alle Pastoren waren gestorben, so daß die Last der

Arbeit allein auf Andreäs Schultern lag; in einem Vierteljahr hatte er nicht weniger als 430 Leichen zu bestatten und 85 eigentliche Leichenpredigten zu halten. Aber er blieb ungebrochen, voll Glaubensfreudigkeit und sich in rastloser Arbeit verzehrend. „Beständig klang mir das ‚Lerne sterben' in die Ohren", schreibt er, „und machte mich zu jeder Stunde reisefertig und des Lebens, das von so viel Schlägen erschüttert war, nicht achtend; und doch war es durch Gottes Güte bis zu diesem Jahre so sanft verflossen, daß ich ihm wenige Jahre der Vergangenheit vergleichen kann. Die Bürger wetteiferten in Liebe und Pflichttreue, und die Verleumder verstummten angesichts der Schrecken des Todes." Diese Geistesstärke, bekennt er, nicht aus der Schule der Stoiker geschöpft zu haben, sondern aus dem Blick auf Christus und die Beschäftigung mit Luthers Schriften. Nur daß er immer ernster wurde und die steigende Verwilderung des religiösen und sittlichen Lebens ihn immer schwermütiger und pessimistischer machten.

1639 wurde er nach Stuttgart in das Kirchenregiment berufen. Die kirchlichen Zustände Württembergs waren trostlos, das Land verödet, die Bevölkerung, die nicht mehr wußte, was Friede war, verkommen und in Hoffnungslosigkeit versunken. Hunger und Seuchen wüteten im Lande, das von Scharen der Bettler, Landstreicher, Räuber und Mörder heimgesucht war. Herzog Eberhard III. war ein leichtsinniger und ausschweifender Jüngling von 24 Jahren, gutmütig, aber ganz in den Händen schlechter Ratgeber, das Konsistorium war mit lässigen, selbstsüchtigen Männern besetzt, für Kirche und Schule wurde nichts mehr getan. Andreä stellte das gänzlich verödete Tübinger Stift und das Stuttgarter Gymnasium wieder her, um taugliche Männer als Prediger und Lehrer zu gewinnen. Eine Landeskollekte brachte 3000 Gulden für das Stift, 2500 für die Aufbesserung armer Geistlicher und 3000 für andere Zwecke auf; bald zählte das Stift wieder 41 Studenten der Theologie. Als der Herzog sich den Kirchenfonds aneignen wollte, trat ihm Andreä offen und männlich entgegen und rettete wenigstens einen Teil des geraubten Kirchengutes. Auch in Stuttgart arbeitete er mit großer seelsorgerischer Treue, hat er doch in 10 Jahren 1040 Predigten gehalten. Vor allem

suchte er seine Kirchenzuchtsideale durchzusetzen. Auf Grund alter Verordnungen verfaßte er eine Anweisung für die Geistlichen zur Führung ihres Amtes und erlangte bei dem Herzog eine Reihe von Sittenmandaten gegen Sonntagsentheiligung, Unzucht und Ehebruch. Seinen Gedanken, nach reformiertem Vorbild die Kirchenzucht auf lutherischem Boden zu verwirklichen, sprach er vor allem in seiner Schrift „Theophilus" aus. Danach sollte die Gemeinde durch Bezirke und sog. Hausväterverbände gegliedert, besondere Sittenaufseher aus der Bürgerschaft ernannt und ein oberster Konvent aus würdigen Greisen erwählt werden. Über Frömmigkeit, Nüchternheit, Arbeitsamkeit und das sonstige Leben in den Häusern sollte Aufsicht geübt und Vergehen gerügt werden. Diese ganze Gemeindezucht sollte lediglich von den Laien geübt werden, die Geistlichen haben nur zu predigen, zu unterrichten und die Sakramente zu verwalten. Die staatliche Behörde sollte nur in seltenen Ausnahmefällen eintreten. Großes Gewicht legte Andreä auf den Jugendunterricht, in dessen methodischer Gestaltung er sich als einen der größten Pädagogen aller Zeiten, „als genialer Vater der Didaktik des Comenius und als den bahnbrechende Schöpfer der modernen pestalozzischen Schulgedanken" erwiesen hat.

Er hat wenig von seinen Gedanken durchgesetzt. Auf dem Gebiete der Kirchenzucht mußte er sich mit den „Kirchenkonventen" begnügen, mit Kollegien aus geistlichen und weltlichen Beamten zusammengesetzt, die also keine Gemeindevertretung darstellten. Wenn auch 1642 durch Generalreskript der Bann und die Kirchenzucht wieder eingeführt wurden, so mußte er doch erleben, daß bald „nur die Tauben und nicht die Raben" davon betroffen wurden, und die Reichen und Mächtigen sich ihr zu entziehen wußten. Ein vornehmer junger Mann, der verlobt war, hatte zwei Mädchen geschwängert, und die angesehene Familie des Schuldigen drang darauf, ihn durch fürstliche Willkür von der Kirchenzucht zu befreien. Sie stellten den Satz auf, der Fürst sei Bischof, in dessen Macht es stehe, wider den Willen der Geistlichkeit einen Schuldigen freizusprechen. Andreä setzte in diesem Falle noch einmal das Gesetz durch, aber sonst hatte er nur die alten Klagen über den lutherischen Cäsaropapismus zu wiederholen, denen er schon 1631 in

dem „Apap proditus“ Ausdruck gegeben hatte. Darin schildert er das fürstliche Kirchenregiment, den Apap, als die Verkehrung und Verschlimmerung des Papsttums (Apap ist die Umkehrung von papa, der Papst). Es war nur ein schwacher Trost für ihn, daß in der calvinischen Kirche Ähnliches oft genug vorkam, die Undurchführbarkeit der polizeilichen Kirchenzucht in einer Landeskirche erweisend. Und der Absolutismus des Fürsten in der lutherischen Kirche sollte noch schlimmer werden! Vollständig gebrochen bat Andreä um Entlassung aus seinem Amte, „der Sklaverei, in der er neun Jahre zugebracht“. 1654 wurde er nach langem Siechtum aus einem Leben abgerufen, das schon längst „ein beständiger Kampf mit dem Tode“ gewesen war.

Gleich ihm hat noch mancher lutherische Pastor, wenn auch in kleinerem Kreise und in Verborgenheit an seiner Gemeinde gearbeitet und Treue gehalten bis zum Tode. Wohl mochten manche in der trostlosen Gegenwart und bei der hoffnungslosen Zukunft mit Rinckart seufzen: „Vater unser, der Elenden dein, willst du nicht mehr Vater sein? Soll denn nun dein Nam' auf Erden ganz und gar vertilget werden?“, aber sie hielten in der Kraft ihres lutherischen Glaubens aus, sie erfüllten ihre Pflicht bis zuletzt und ob sie keinen Erfolg ihrer Arbeit sahen, bis endlich „der lang ersehnte, viel erflehte, oft versuchte, nach schwacher Hoffnung immer wieder in dunkle Ferne gerückte Friede endlich trotz aller Arglist und Intrigue, aller Schadenfreude und Eroberungsgier der Fremden und alles Verrates der Einheimischen zustande kam“, bis in der lutherischen Kirche, die verstümmelt und unendlich geschädigt, verkommen und aufgelöst dennoch durch alle Gefahren hindurchgerettet war, die für das damalige Geschlecht fast unfaßbare Botschaft gepredigt werden konnte: „Es ist Friede,“ und ein Paul Gerhardt singen durfte:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudewort!

## Kap. 9. Nach dem großen Kriege. — Georg Calixt.

Elender hat es nie in Deutschland ausgesehen als nach dem Dreißigjährigen Kriege. Große Teile seines Gebietes waren an fremde Herrscher, vor allem an Frankreich und Schweden

gefallen, die Niederlande und die Schweiz dauernd von ihm getrennt. Die politische Einheit war durch die Anerkennung der Landeshoheit sämtlicher Reichsfürsten vernichtet, das Reich zerfiel jetzt in mehr als 300 Staaten, oft der kleinsten Art. Ungeheuer war der materielle Schaden, den der lange Krieg gebracht hatte, der Wohlstand war zerrüttet, Ackerbau, Gewerbe und Handel verfallen, der auf den Flüssen, wie die Weser, wo er im Anfang des 17. Jahrhnnderts noch blühte, völlig vernichtet. In Württemberg lagen noch 1656 36000 Häuser in Trümmern, und nicht besser war es in andern Teilen Deutschlands. Im Amte Sand im Hennebergschen waren 86% der Häuser zerstört, im Amte Fischbach standen von 100 Häusern nur noch elf, meist elende Hütten. Selbst vom Kriege weniger betroffene Gegenden hatten schwer gelitten, so fanden sich 1651 in dem Grubenhagenschen Amte Westerhof neben 279 bewohnten 287 wüste Stätten. Ganze Dörfer waren verschwunden und weite Strecken zur Wüste geworden, in der Wölfe und reißende Tiere hausten. Der Acker war zertreten und, jahrelang nicht bestellt, in Heide und wildes Buschwerk aufgeschossen. Und auch nach dem Frieden ging es mancherorts noch mehr rückwärts. Die ungeheuren Kriegsentschädigungen — Schweden allein bekam 5 Millionen Taler — lasteten schwer auf den menschenleeren Landen. In Göttingen war nur noch die Hälfte der Einwohner übrig, noch 1664 lagen 290 Häuser in Trümmern, in Northeim hausten die Leute in Kellerruinen und man riß 320 unbewohnte Häuser nieder, um Feuerung zu gewinnen. Die Zahl der notleidenden Witwen war größer, als die der steuerfähigen Bürger. Die Bevölkerung war ungeheuer vermindert, $^2/_3$ bis $^3/_4$ der Einwohner Deutschlands waren getötet oder durch Hunger und Seuchen umgekommen, und noch immer setzte der Tod sein Verheerungswerk fort. Mancherorts schlichen die Leute umher „schwarz im Gesicht, als wären sie vom Feuer verbrannt," mut- und hoffnungslos.

Die Landstraßen waren belebt von Vertriebenen und Verarmten, die sich vom Bettel ernährten. Unter ihnen waren alle Stände vertreten, entlassene und im Kriege verstümmelte Soldaten, Studenten, Schullehrer, Pastoren, arme adelige und bürgerliche Witwen usw. Sie stammten aus allen Gegenden

Deutschlands, auch aus dem Auslande, aus Frankreich, Jütland, Schweden und Norwegen. In Wolfenbüttel betteln 1650 und in den folgenden Jahren, wie wir aus dem Schoßregistern der Stadt sehen, vertriebene Pfarrer aus Böhmen, Litauen, der Pfalz und anderen Ländern, adlige Witwen aus Pommern, Meißen u. a. O., ein Oberstwachtmeister und selbst ein Freiherr, ein Nürnberger Bürger, der von Räubern überfallen und übel zugerichtet ist, Seefahrer, die durch Dünkirchische Kaper ausgeplündert sind, und Leute, die bei Tartaren und Türken gefangen und zum Teil ganz verstümmelt waren. Dazu kamen Leute, die mit Empfehlung ihres Landesherrn Gaben zum Wiederaufbau ihrer Heimatstätten und Kirchen sammelten, aus Magdeburg, aus Hanau, dem Schaumburgischen und dem Darmstädtischen. Auffallend ist die große Zahl von Bränden nach dem Kriege, ein Zeichen, wie verwahrlost und unsicher die Zustände waren. In Roda (Sachsen-Altenburg) brannten 130 Wohnhäuser nebst Kirche und Rathaus ab, und ein Wolkenbruch verschwemmte noch überdies die Frucht auf dem Felde. Da zogen die Leute in Deutschland umher, um zu betteln. Und trotz eigener Bedrängnis gaben die mit Bitten Angegangenen immer reichlich. In Wolfenbüttel beschenkte die Stadt alle, selbst Jesuiten und Barfüßer. 1651 wurden bei einer Einnahme von 750 Talern über 30 Taler Unterstützung an Arme und Vertriebene gezahlt. Allmählich sanken die Ausgaben, 1657 gab man noch 12 Taler 19 Groschen, 1664: 2 Taler 21 Groschen 4 Pfennige. Der Strom der Bittenden muß demnach mit den Jahren abgenommen haben. Aber welch ein Bild des jammervollsten Elendes gibt allein schon dieses eine Kapitel der Ausgaben in den Schoßregistern Wolfenbüttels.

Während Süddeutschland im ganzen rasch wieder aufblühte, blieben in Norddeutschland die Zustände noch lange Jahre schlecht. Mannheim, das im Kriege völlig zerstört wurde, war schon 1664 eine neue schöne Stadt geworden — Göttingen lag noch zur Hälfte in Trümmern. 1658 war die Kurpfalz schon wieder ein blühender Garten — im Göttingischen fand man überall wüstliegende Höfe, entwaldete Berge und ungedämmt austretende Flüsse. Der Thüringer und Göttinger Waidbau, der eine Quelle des Wohlstandes war, war fast vernichtet. Wie

in andern Ländern, so wurde auch im Herzogtum Kalenberg-Göttingen die wirtschaftliche Besserung gehemmt durch die ungeheure Schuldenlast, die auch nach dem Kriege noch wuchs und hauptsächlich auf den weniger leistungsfähigen Schultern lag. Die alte Ungleichheit der Steuerverteilung blieb. Die Städte behaupteten, ihre verarmte und entkräftete Bürgerschaft könne nicht mehr zahlen und der Adel, der ein Drittel des Landes besaß, berief sich auf seine alte Steuerfreiheit und wollte höchstens aus gutem Willen beisteuern. Er sträubte sich mit allen Kräften gegen eine Landvermessung durch die eine gerechtere Verteilung der Lasten herbeigeführt werden sollte. Als dann vorgeschlagen wurde, eine Abgabe auf alle Lebensbedürfnisse zu erheben, wollten weder der Adel noch die Städte davon etwas wissen. Denn diese Steuer hätte sie besonders betroffen, da die Bauern sich auf das äußerste einschränkten, während die Ritter und Bürger üppig, oft geradezu verschwenderisch lebten. Sie waren nur für solche Steuern zu haben, die von andern Leuten gezahlt wurden. So blieben die Kontributionen auf dem kleinen Besitz liegen, und nicht einmal die Klöster fanden sich bereit, einen Teil der Last zu tragen. Adel, Geistlichkeit und die großen Städte hielten auf den Landtagen fest zusammen und verhinderten jede Steuerreform.

Das Herzogtum Kalenberg-Göttingen war 72 Quadratmeilen groß und zählte 180000 Einwohner. Auf dem Lande lag eine Schuldenlast von fast 100 Millionen Talern. 1648 betrug die monatliche Kontribution 6119 Taler und stieg in kurzer Zeit bis auf das sechs- und siebenfache. Und das alles sollten die kleinen Besitzer bezahlen, die dazu nur noch die Hälfte ihres Landes in Kultur hatten. Man mußte eigene Reiterregimenter zur Steuerexekution halten. Das Volk lief aus dem Lande und der Bauer verließ seinen Hof, weil er die Last nicht mehr tragen konnte. Die Kurzsichtigkeit der Ritter und Prälaten rächte sich an ihnen selbst, sie verloren an Kornzinsen. Die Preise aller Lebensmittel stiegen aufs höchste, trotz aller Taxen. Die Not wurde immer größer. Arme Häuslinge mußte zuletzt bis zu 2 Louisdor unmittelbare Steuern bezahlen, und doch widersetzten sich der Adel und die Städte hartnäckig unter allerhand Vorwänden der Einrichtung indirekter Steuern,

mochten die Fürsten auf den Landtagen ihnen noch so oft vorstellen, daß sie im Interesse der Gesamtheit unbedingt nötig seien. Erst 1686 wurde mit ihnen die Grundlage einer geordneten Finanzwirtschaft geschaffen, freilich auch dann noch mit Vergünstigungen für den Adel. Die finanziellen Nöte des Staates haben den Wiederaufbau des Kirchen- und Schulwesens unendlich erschwert.

Aber diese Aufgabe trat auch ganz zurück. Unsummen wurden vergeudet, um den Glanz der Fürstenhäuser zu erhöhen, unendlich viel kosteten die Soldaten, die in fremden Erdteilen ihr Blut verspritzten und das nicht für Deutschland, sondern für fremde Völker oder zur Erhöhung des Kriegsruhmes Serenissimi. Und doch war die Förderung der allgemeinen Landeskultur so nötig, die Herstellung geordneter Kirchen- und Schulverhältnisse das dringendste Erfordernis. Denn das kirchliche und sittliche Leben war stark zerrüttet, wenn auch noch nicht so völlig, wie es nach den Schilderungen der Zeitgenossen erscheint. Man hat allen Grund, die Klagen der Pastoren und der Sittenprediger mit Vorsicht aufzunehmen. Schuppe malt das sittliche Verderben Hamburgs in den schwärzesten Farben und behauptet, daß sich in der Stadt 1000 Huren befänden. Ähnlich urteilt Spener über Frankfurt und ein anderer über Berlin, aber Kanzelklagen sind noch kein Beweis für die wirklichen Zustände. Bedenklicher ist, wenn in Württemberg 1659 obrigkeitliche Verordnungen gegen die immer höher steigende Hurerei, gegen die fremden feilen Dirnen, gegen Kindesmord und Sodomiterei erlassen werden. Und doch geben die Kirchenbücher kein ungünstiges Bild. Die Zahl der unehelichen Kinder ist verschwindend klein (oft kaum ein oder zwei Proz.) Hierin steht es nach dem Kriege weit besser als während desselben. Fremde Reisende urteilten sehr günstig über die Religiosität, den Kirchenbesuch und die Sittlichkeit. Aber das gilt nur von dem Bürgerstande, bei dem Adel und den Fürsten herrschte fast durchweg große Unsittlichkeit, Dagegen war die Unmäßigkeit in allen Ständen zu finden. In der Leichenpredigt auf Johann Friedrich von Hannover wird ausdrücklich erwähnt, daß dieser Fürst sich nicht zu Tode gesoffen habe. Die gleichzeitige Beschreibung der Göttinger Huldigungszeremonie von 1649 schließt mit den Worten: „Dieser Tag wurde freudig und mit jeder-

manns Kontentement geendet und gab ausbündige Räusche." Das Saufen unter dem Volke wurde gefördert durch die Vermehrung der Krüge auf dem Lande. In dem kleinen Harber waren fünf Broyhans- und drei Branntweinskrüge. Meist waren auch die Küster Krüger. Der in Altencelle wird ermahnt, den Branntwein und die Sackpfeife abzuschaffen. Vergeblich eiferten einzelne Pastoren gegen das „abscheuliche, viehische Zutrinken", durch das die Unmäßigkeit stark befördert wurde, aber andere meinten, ob man einem denn alle Fröhlichkeit verbieten wollte? In gleicher Weise wandte sich der Eifer der Pastore auch gegen das im Dreißigjährigen Kriege aufgekommene Rauchen, das auch Professoren der Medizin für schädlich hielten. So erklärte Professor Tapp 1653 in einer Rede „über den Tabak und dessen heutigen Mißbrauch", durch dieses neue Übel mache man seinen Kopf zu einem schändlichen Kamin und bringe sich um alles Genie. In manchen Gegenden waren die Leute der Kirche entfremdet — hatten sie doch oft jahrelang keinen Pastoren noch Lehrer gehabt — und völlige Unwissenheit in christlichen Dingen ging mit maßlosem Aberglauben Hand in Hand. Auf der einen Seite ist hier die besonders in den höheren Ständen mit Begeisterung gepflegte Geheimweisheit und das Adeptenwesen zu nennen, das aus katholischer Quelle stammt und vor allem von dem schweizerischen Arzt Paracelsus durch seine Schriften gefördert ist. Aus der neuplatonischen Philosophie, der jüdischen Kabbala, dem astrologischen Aberglauben und den eben erst entdeckten Wundern der Naturwissenschaft, namentlich der Chemie, hatte man eine Geheimweisheit zusammengebraut und prahlte mit seiner alchymistischen Kunst, die durch den Stein der Weisen Gold machen könne, eine Kunst, die von Spekulanten zu einem einträglichen Wahn gemacht wurde. Die Neigung zu dieser Geheimweisheit war durch alle Stände verbreitet, besonders aber in den gebildeten Kreisen, vorab den Fürsten und Gelehrten, selbst den Theologen. Nur wenige traten scharf gegen diesen Aberglauben auf, vor allen Andreä, der den Unfug mit Witz und Satire bekämpfte, aber mit dem Erfolg, daß seine Satire für ernst genommen und er selbst als ein Vertreter der Geheimweisheit angesehen wurde. Vor allem kommt jetzt der Hexenwahn auf die Höhe, je größer die

Roheit und sittliche Verwilderung durch den langen Krieg geworden war.

Jetzt kam ein Verfahren gegen die Hexen auf, das „willkürlicher als die spanische Inquisition, radikaler als das der französischen Revolutionskommissare, aber sonst ganz ähnlich und auch oft nicht minder blutig als beide" war. Deutsche Fürsten verhängten es persönlich über ihre eigenen Länder und Untertanen, bisweilen statt anderer Züchtigungen, oder um Ketzer zu strafen, wie 1627 in Würzburg die Protestanten. Gefördert wurde es durch die Willkür despotisch und absolutistisch auftretender Beamter, ihre Kriecherei nach oben und ihre Gewalttätigkeit nach unten, durch gehässige Zuträgerei und Privatfeindschaft und Rachsucht der Nachbarn, durch die Habsucht, Wollust und Blutgier der Richter und Henker, die sich zur Befriedigung ihrer gemeinen Triebe auf das engste verbanden. Geradezu wahnsinnig wurde gewütet und kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter, keine Konfession schützte vor dem entsetzlichen Tode. Selbst eine Tochter des Generalsuperintendenten Walther wurde durch eine „zauberische Magd" des Umgangs mit dem Teufel angeschuldigt. Die Magd wurde verbrannt, und erst das Zeugnis von 20 ehrbaren Zeugen rettete die Tochter Walthers vor dem gleichen Schicksal. Protestanten und Katholiken, auch die Jesuiten, Fürsten und Theologen, Ärzte und Juristen suchten diese Greuel durch Schriften und gelehrte Abhandlungen zu rechtfertigen, so auch der berühmte Jurist Carpzow († 1666), der sich rühmte, in seinen Hexenprozessen nicht weniger als 20000 Todesurteile gefällt zu haben. Die wenigen Bestreiter des Irrwahns wurden nicht gehört. Sie finden sich zuerst unter den Protestanten und erst nach ihnen trat der Jesuit Spee in die Schranken, freilich nicht den Hexenwahn, sondern nur das grausame Prozeßverfahren bekämpfend.

Gerade lutherische Pastoren haben ein nüchternes Urteil in diesen Dingen gehabt. Meyfart († 1642), der Dichter des Liedes: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt," schrieb eine „christliche Erinnerung wider die Hexerei". In Braunschweig sollte 1615 der Sohn einer Wirtin vom Teufel besessen sein. Ein Geistlicher war auf die Bitte der Mutter bereit, ihn auszubannen, aber der Superintendent hielt es für ratsam, lieber

mit dem Knaben zu beten. 1661 sollte ein Knabe mit dem Teufel einen Bund gemacht haben. Sein Pastor sprach ihm zu und verwies ihn auf das Gebet. Die Obrigkeit jedoch wollte den Knaben festsetzen und hinrichten lassen, aber er entfloh. Es ist Tatsache, daß die Greuel der Hexenprozesse zum ganz überwiegenden Teil auf die Rechnung der Juristen zu setzen sind.

Die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hat einen Hang zur Grausamkeit. Entsetzlich waren die Gefängnisse und unmenschlich die Strafen. Die Tortur war allgemein und Hängen, Köpfen, Verbrennen, Ersäufen auch beim Militär die gewöhnlichsten Strafen. Der Jude Meyer von Wunstorf, der Räuber der goldenen Tafel in Lüneburg, wurde erst gehenkt. Dann riß man ihm die Zunge aus, verbrannte sie und hing den Leichnam an den Füßen neben einem Hunde auf. Die ganze Grausamkeit des mittelalterlichen Strafverfahrens wurde fortgesetzt oder erneuert. In dem hannoverschen Artikelbrief von 1673 wird den Soldaten mit dem Scheiterhaufen gedroht, wenn sich Schwarzkünstler, Zauberer, Teufelsbanner, Hartmacher, Waffensegner u. a. m. unter ihnen finden sollten. Aber den Gipfel des Aberglaubens und der Grausamkeit erstieg man doch mit den Hexenprozessen.

Wie unendlich verwüstend haben auch diese Greuel auf das deutsche Volk gewirkt! Die schon durch den Krieg zusammengeschmolzene Bevölkerung wurde noch mehr dezimiert, häßliche Leidenschaften entfesselt, viele Familien an den Bettelstab gebracht und in das tiefste Elend gestoßen. Die Furcht vor dem Verderben, das jeden Augenblick auch über die Unbescholtesten hereinbrechen konnte, mußte sich lähmend auf das ganze Volksleben legen. Aber diese Greuel sind auch der stärkste Beweis für den Tiefstand des sittlichen und religiösen Lebens im deutschen Volke und die mit dem großen Kriege noch zunehmende sittliche Verwilderung und Roheit. Wie eine geistige Seuche hatte der Hexenwahn das ganze Volk, bis auf einzelne, ergriffen, die oft ganz fanatisierte Masse unterstützte das Vorgehen gegen Hexen und Hexenmeister und die Furcht vor dem Volkshaß verschloß oft genug den wenigen den Mund, welche die greuliche Verirrung als solche erkannten.

Ein Druck und eine Entmutigung lag auf dem ganzen Volke, wie sie nicht schlimm genug gedacht werden kann. Das deutsche Selbstgefühl, die gesunde Selbstachtung war geschwunden, und die Fremden, vor allem die Franzosen mit Richelieu an der Spitze taten alles, um sie noch gründlicher zu vernichten. Jetzt bekommt das deutsche Volk den Charakter des Bedientenhaften, des Servilen und Kriechenden gegen die Vornehmen. Schroff scheiden sich die Stände voneinander, jeder sogenannte höhere blickt auf den niederen mit grenzenloser Verachtung herab; ein einheitlich denkendes und fühlendes Volk ist nicht mehr vorhanden.

Deutschland ist dem Strome der Weltpolitik entrückt und ganz auf sich beschränkt, sein Seehandel ist dahin, es wird ein Binnenvolk mit kleinlichen Interessen, und dazu verengte die Kleinstaaterei noch den Gesichtspunkt, und die Sorge um die notdürftige Erhaltung des Lebens verschlang alle größeren und höheren Interessen. Zu oberst standen die Fürsten, jetzt weit vom Volk geschieden und ihm völlig entfremdet, neben ihnen die Adligen, die sich im Grunde allein für Menschen hielten und von allen übrigen Ständen die größte Devotion forderten und auch erhielten, dann kamen die Honoratioren in den Städten, die „Gebildeten" und Reichen, die Gelehrten und vor allem die Juristen, denen alle höheren Ämter im Staat und in den Städten zukamen. Dieser Stand sah auf den „ehrlichen Handwerker" stolz herab und rechnete es sich als besondere Tugend an, ihn mit einer gewissen Herablassung zu behandeln. Zu unterst auf der sozialen Leiter stand der Bauer, wegen seiner Roheit, Unwissenheit und Unehrlichkeit verachtet. Unzählig sind die Spottschriften dieser Zeit über die Bauern; aber die Dorfbevölkerung war auch unendlich verkommen. Die entlassenen, in die Heimat zurückgekehrten Soldaten hatten sie noch roher und trotziger gemacht, als sie schon in dem Elend des Krieges geworden war, und dazu war viel fremdes Volk in die Dörfer gekommen und hatte die Unsittlichkeit und Zügellosigkeit nur noch verschlimmert. Die Bauernburschen und Knechte trugen sich wie Reiter und suchten es im Saufen jedem zuvorzutun. Dazu war der Bauer meist unfrei und gedrückt durch Hörigkeit, durch Frohnden und Abgaben aller

Art, besonders im Osten Deutschlands, wo es am allerkümmerlichsten mit ihm aussah und die großen Herren alles gute Land an sich rissen, aber auch anderswo hatte der Adel das beste und der Bauer das schlechteste Land. Von übelstem Einfluß war endlich auch das Treiben der Bettler, die schaarenweise das Land überfluteten und durch die Trümmer der aufgelösten Heere noch vermehrt wurden. Als „Schnapphähne", „Heckenbrüder", „Waldfischer" kamen sie mit Flinte und Säbel, mit Gewalt zu nehmen, was nicht gutwillig gegeben wurde. Zu Hunderten drängten sie sich bei Hochzeiten herzu und nahmen den Gästen das Essen vom Munde weg. Oft genug mußte der Bauer beim Ackern Wachen aufstellen und seine Pflüger mit dem Feuerrohr schützen. Das alles hinderte nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den sittlichen Fortschritt.

Vollends aufgelöst hatte sich auch jedes kirchliche Gemeindebewußtsein. Selbst im Gotteshause trat die Scheidung der Stände hervor. Der Adel und die Honoratioren hatten ihre eigenen Plätze, die von denen des „Volkes" streng geschieden waren. Auf den Emporen befanden sich die Gitterkäfige mit Tuchbekleidung und gepolsterten Sitzen für die ratsbürtigen Familien und unten im Schiff saßen die Bürger ebenfalls in vergitterten Bänken. Konnte man auch keine gesonderten Predigtgottesdienste erreichen, so suchte man wenigstens bei den Amtshandlungen die Berührung mit dem „Volk" zu vermeiden. Trotz aller Verbote setzten sich doch die Privatkopulationen und -kommunionen in den besseren Ständen durch, ebenso auch die sogenannten stillen Beerdigungen, d. h. die Bestattungen ohne Teilnahme eines Geistlichen. Ursprünglich war diese Art der Bestattung ein Akt der Kirchenzucht gegen „im gottlosen Leben ersoffene" Gemeindeglieder gewesen, jetzt wurde es die vornehme Art der Beerdigung. Auch das Recht der Haustaufe nahm der Adel für sich in Anspruch und erlangte es nebst den „hochgraduierten Personen", denn, wie der sächsische Adel 1682 ausführt: „es wäre doch disreputierlich, wenn ein vornehmes Kind mit demselben Wasser getauft würde, mit welchem gemeine Kinder getauft sind." Die reicheren Bürger wollten aber hinter dem Adel nicht zurückstehen und überliefen die Fürsten mit Gesuchen, auch ihnen den privaten

Vollzug der kirchlichen Handlungen zu gestatten. „Es ist mit der Hoffahrt, leider, dahin gekommen", schreibt Herzog Johann Friedrich von Hannover 1675, „daß fast ein jedweder dafür hält, es gereiche ihm zu einem sonderbaren Despekto, wenn er sich in der Kirchen öffentlich abkündigen, vor Gottes Angesicht trauen lassen soll". Aber doch wagte man nicht, einfach die Privatkopulationen und stillen Begräbnisse zu verbieten, sondern begnügte sich, eine hohe Dispensgebühr (6—18 Taler) zu fordern. Dadurch wurde der Unfug nicht eingeschränkt.

Der Westfälische Frieden hatte die Souveränität des absoluten Fürstentums besiegelt. Der Fürst galt jetzt als über dem Gesetz stehend und als nicht mehr gebunden an die Zustimmung der Stände. Die veränderte Stellung gewann ihren Ausdruck und ihre philosophische Begründung in einer neuen rationalistischen Staatstheorie (Hobbes † 1679), welche die Entstehung des Staatswesens nicht auf eine göttliche Einwirkung, sondern auf den bewußten Willen des Einzelnen zurückführte. Man darf nicht übersehen, daß dieser Absolutismus das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung und eine Notwendigkeit war. Der genossenschaftliche Trieb im deutschen Volke war verdorrt, und die alte ständische Verfassung hatte sich überlebt und war zu einem Hemmschuh für das Staatsleben geworden. Es gab kein einheitliches Volk mehr, schroff trennten sich die Stände und schroffer als je auch Stadt und Land. Die Städte hatten sich immer mehr vom Lande abgeschlossen und versäumt, die städtische Kultur auf das Land zu tragen. Obwohl ihre Einwohnerzahl durch den Krieg furchtbar zusammengeschmolzen war, suchten sie doch auf jede Weise die Ansiedlung neu Zuziehender zu verhindern.

Die Blütezeit der Städte war schon lange vor dem großen Kriege vorüber, und dieser hat ihren Verfall nicht verursacht, sondern nur beschleunigt. Das Emporkommen der nördlichen und östlichen Völker Europas drängte den Einfluß der deutschen Städte zurück. Schon 1534 war die Macht der Hanse wesentlich gebrochen. Langsam, aber sicher vernichtete die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien den deutschen Handel. Die Niederlande und England drängten überall den deutschen Kaufmann zurück, und das um so mehr, als

Deutschland von inneren Kämpfen zerfleischt wurde. Der Reichtum und die Macht der deutschen Städte sank und damit auch ihr Einfluß in der Politik, den der Grundbesitz und der Adel wieder an sich riß. Der 30jährige Krieg vollendete dann den Niedergang der Städte. Nicht nur, daß ihre Einwohnerzahl stark zurückging — Augsburg sank während des Krieges von 45000 auf 21000 herab —, auch ihr Wohlstand war für ein Jahrhundert und mehr vernichtet. Auf der Bürgerschaft lag tiefe Entmutigung, jedes Streben war erstickt. Immer kleinlicher wurde der Geist der Bürger, und das einst so weitblickende Bürgertum wird zum Spießbürgertum, das zufrieden ist, wenn nur für die Bedürfnisse des leiblichen Lebens gesorgt ist. Die alte selbstbewußte, kriegerische Tüchtigkeit ist dahin; man ist von Herzen froh, mit Spießen und Musketen so wenig wie möglich zu tun zu haben. Es erfolgte ein Stillstand und Rückgang der städtischen Kultur, des Gewerbes und der Wirtschaft, wie ihn Frankreich und England nie erlebt haben.

Auch am Stadtregiment nahm der Bürger keinen Anteil mehr. Es war oligarchisch geworden und in die Hände einzelner Familien gekommen, die jeden anderen ausschlossen. Die Ratsstellen waren nicht nur lebenslänglich, sondern geradezu vererblich geworden. In der Verwaltung herrschte ein völliger Stillstand. Die Organisation der Armenfürsorge war verwahrlost, die städtische Volksschule eine traurige Karikatur einer allgemeinen Bildungsanstalt, und mit den höheren Schulen stand es nicht viel besser. In Göttingen trieb man auf dem Gymnasium zwar Chronologie, Logik, Astronomie und Politik, aber keine Profangeschichte. Jedem Fortschritt im Staatsleben setzten die Städte mit dem Adel einen hartnäckigen Widerstand entgegen, stritten sich mit der Regierung und untereinander über jeden einzelnen Soldaten und jeden Pfennig Steuern. So wurde die veraltete Selbständigkeit der Städte das stärkste Hindernis der allgemeinen Landeskultur.

Ein Fortschritt war nur von dem absoluten fürstlichen Regimente zu erwarten. Dieses Regiment war allerdings scharf und schonte kein altes Recht. Es brach die Macht des Adels, den es doch zugleich versöhnte, indem er in den Staats- und und Militärdienst und an den Hof des Fürsten gezogen wurde,

wo er die vornehmste und wichtigste Stelle einnahm. Die Städte wurden bis ins kleinste von ihm abhängig und mußten sich selbst gefallen lassen, daß die Ratsstellen von dem Fürsten als Versorgungsposten für invalide Soldaten und pensionierte Kammerdiener gebraucht wurden. Die juristischen Räte des Fürsten suchten, auf das römische Recht gestützt, die Machtvollkommenheit ihres Herrn immer weiter auszudehnen und die Landstände immer mehr aus der Regierung auszuschalten. Selbst die Räte der freien Städte reden von „ihren" Bürgern und „ihren Untertanen" und beseitigten die Bürgerschaftsversammlungen, die bis dahin die entscheidende Stimme gehabt hatten.

In den Konsistorien und damit in der Kirche hatten jetzt die Juristen den Haupteinfluß. Am Hofe und in der Staatsregierung wurden sie von dem Adel und dem Militär zurückgedrängt. Das Interesse der Fürsten lag jetzt vor allem auf militärischem Gebiete. Hatten früher die Prinzen auf den Universitäten studiert, jetzt werden sie zu Hause unterrichtet, ihre Erziehung ist militärisch geworden und zu ihrer geistigen Ausbildung besuchten sie Frankreich. An den Höfen herrschte französischer Geist, und die französischen Könige werden das Muster für die deutschen Fürsten. Zuerst waren es die reformierten Höfe gewesen, die sich der Einwirkung Frankreichs öffneten, jetzt erstreckte sich der ausländische Einfluß auch auf die lutherischen Fürsten. Die Günstlings- und Maitressenwirtschaft im Stile Ludwigs XIV. florierte, und das Land war nur dazu da, neben den Blut- und Geldopfern für die Kriege der Fürsten auch die Mittel für französische und italienische Reisen und die kostbaren Vergnügungen zu schaffen. Der kirchliche und religiöse Geist der Fürsten und der Hofgesellschaft erstirbt. Bis zum Dreißigjährigen Kriege hatten die Prinzen auch Theologie studiert, waren auch als Studenten fleißig zur Kirche, selbst zu den Wochenpredigten gegangen. Die Fürsten brachten ihre Zeit außer den Regierungsgeschäften mit Beten, Singen und Lesen der Bibel und Luthers Werken oder Herbergers Postille zu, schrieben die Predigt nach und kamen fleißig zur Beichte. Das wird jetzt alles anders. Unter Kurfürst Ernst August von Hannover (1679—98) hört der regelmäßige Kirchen-

besuch des Hofes auf, und ebenso ist es fast überall. Die Stellung der Hofprediger hat sich ganz verändert; ihr Einfluß ist völlig dahin. Jetzt durften sie nichts mehr tadeln, sondern hatten nur den Fürsten zu loben und das Volk zum unbedingten Gehorsam zu ermahnen. Dazu war Gottes Wort gut genug, wie schon 1602 selbst der Hamburger Rat seinen Bürgern fromm erklärte: „Wenn schon eine Obrigkeit gottlos, tyrannisch und geizig sei, so gebühre dennoch den Untertanen nicht, daß sie sich dagegen auflehnen und widersetzen, sondern sie sollten dasselbe vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen erkennen, welche die Untertanen mit ihren Sünden verwirkt haben, wie es denn auch den Untertanen nicht gezieme, der Obrigkeit neue statuta vorzuschreiben, sondern sei solches der Obrigkeit Amt und die Untertanen schuldig, darin der Obrigkeit billigen Gehorsam zu beweisen.“ Dazu war die Kirche gut, solchen Gehorsam zu predigen, und sie hatte sich vor allem dem Fürsten, der zum Halbgott geworden war, submissest zu unterwerfen. Hofprediger Händel in Ansbach saß seit 1712 volle 22 Jahre auf der Festung, weil er Serenissimus, den Markgrafen, auf der Kanzel angegriffen hatte. Dagegen wußte der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ehrliche Hofprediger wohl zu ehren. Im ganzen aber war die Kirche den Fürsten nichts mehr. Sie kümmerten sich nicht mehr um ihren Zustand, sondern überließen das Kirchenregiment ganz den juristisch gewordenen Konsistorien, die nicht mehr nach kirchlichen, sondern nach staatlichen Rücksichten mit geschmeidigen Hofleuten besetzt wurden. Nur sehr wenige bedeutende Männer fanden sich jetzt in der Kirchenbehörde, die bureaukratisch und ebenso absolut, wie der Fürst seine Untertanen, die Pastoren und Gemeinden regierte. Jede Spur der Selbständigkeit derselben wird vernichtet, ehern lastete der Druck dieser Herrschaft auf der Kirche und erstickte alles Leben. Nur vor den kirchlichen Rechten der Magistrate machte sie Halt. Diese hatten auch die Fürsten den Städten gelassen, teils aus Gleichgültigkeit gegen die Kirche überhaupt, teils um sie damit über den Verlust ihrer anderen Rechte zu trösten. Aber die kirchliche Herrschaft der Magistrate, die im kleinlichsten und beschränktesten Spießbürgergeiste ausgeübt wurde, war noch schlimmer als das konsistoriale Regiment, das wenigstens etwas

weiter entfernt war. Unbedenklich rissen die Städte das Kirchengut an sich, so daß häufig die Mittel fehlten, die zerfallenen Kirchen wieder zu bauen und die Pastoren ausreichend zu besolden. Das war um so schlimmer, als infolge der allgemeinen Verarmung die kirchlichen Stiftungen stark abnahmen. Schmachvoll war die Abhängigkeit, in welche die städtischen Pastoren und Gemeinden von dem hochwohlweisen Rate gerieten. Fast noch schlimmer war es auf dem Lande unter adligen Patronen Je weniger die endlich unter das Fürstenjoch gebeugten Ritter jetzt bei der Regierung des Landes zu sagen hatten, um so despotischer regierten sie ihre hörigen Gutsuntertanen, nahmen auch in der Kirchengemeinde alle Rechte für sich in Anspruch, während sie die Pflichten den Bauern überließen, und behandelten die Pastoren als ihre gehorsamen Hauskapläne. Wie die Dörfer fast überall verkümmert sind, wo der Adel seine Schlösser und Güter hatte, so war auch hier das kirchliche Leben am tiefsten gesunken. Die Volksschule auf dem Lande verfiel gänzlich. Im Hannoverschen konnten noch 1674 manche Bauermeister nicht schreiben.

Ein Segen für die Kirche war es, daß in diesen schweren Zeiten in manchen Ländern ganz besonders tüchtige Generalsuperintendenten an ihrer Spitze standen. Es waren zumeist Orthodoxe, und sie beweisen, wieviel Leben in der als tot verschrienen Orthodoxie zu finden war. Sie waren herangereift in der Not des Krieges und hatten ein warmes Herz für die Kirche. Mit rastlosem Eifer suchten sie das Verfallene wieder zu bauen und praktisches Christentum zu fördern. Zu nennen sind hier Michael Walther in Celle (1642—62), Johannes Olearius in Sachsen, Weißenfels und manche andere. Die in der Kriegszeit abgekommenen Kirchenvisitationen wurden wieder aufgenommen und mit Sorgfalt durchgeführt. Auch auf die Verbesserung des Schulwesens verwandte man viele Mühe. Die kirchlichen Katechisationen wurden wieder in Gang gebracht. Vielfach wurde verordnet, daß sich auch die Erwachsenen dazu einfinden sollten. So z. B. im Lüneburgischen, wo das selbst den Beamten anbefohlen wurde; vorsichtig wurde allerdings hinzugesetzt, daß sie wenigstens ihre Kinder und ihr Gesinde schicken sollten. 1654 wurden sogar Zwangsmaßregeln für Er-

wachsene vorgeschrieben. Von großer Bedeutung ist im Lüneburgischen der treffliche Katechismus Walthers geworden, der 1862 eine Auferstehung erleben sollte. Diese Generalsuperintendenten haben sich die größten Verdienste um die Hebung des kirchlichen Lebens erworben. Unsagbar schwer war aber die Arbeit der Pastoren. Härter noch als ihre Gemeindeglieder drückte sie die wirtschaftliche Not. Die Abgaben gingen schlecht ein; wollte der Pastor leben, so mußte er sein Pfarrland selbst bestellen. Hunger und Kummer herrschte in den Pfarrhäusern. Jämmerlich bittet Pastor Liscovius 1679 seinen Patron in einem gereimten Gesuch um einen Chorrock. Nur mit saurer Mühe und unter vielem Herzeleid gelang es, die verwilderten und widerspenstigen Gemeinden wieder an kirchliche Sitte und Ordnung zu gewöhnen.

Wohl gab es auch Fürsten, welche sich mit Eifer der sittlichen Erziehung und Hebung ihres Volkes widmeten, aber der absolute Zwang, mit welchem das erreicht werden sollte, konnte nicht zum Ziele führen. Nur in der Freiheit kann wahre Religiosität und Sittlichkeit in einem Volke erwachsen. Und bei den meisten Fürsten — und noch mehr fast bei den städtischen Obrigkeiten — traten die großen sozialen Gedanken in den Hintergrund. Vereinzelte Ausnahme bleiben trotz aller Bewunderung der Zeitgenossen solche Persönlichkeiten wie Ernst der Fromme von Gotha, der entschieden am höchsten unter den damaligen Fürsten steht. Er war dem Bekenntnis der lutherischen Kirche von Herzen zugetan und bewies die Echtheit seines Glaubens durch ein Leben in wahrhaftiger Gottesfurcht und sittlicher Reinheit. Rastlos hat er daran gearbeitet, sein Land nach dem unseligen Kriege wieder zur Blüte zu bringen. Mit eiserner Energie stellte er die öffentliche Sicherheit im Lande her, besserte das Gerichtswesen und förderte Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Am denkwürdigsten waren seine Bestrebungen in Kirchen- und Schulsachen. Das wenigste ist noch die Sorge für die Besserung der äußeren Lage der Geistlichen und Lehrer und ihrer Witwen, tiefer griffen seine Bemühungen um die innere Hebung der Kirche und Schule ein. Er ist der Vater der heutigen Volksschule geworden, die er nach dem Gedanken von Comenius schuf und mit solchem Er-

folge pflegte, daß die Rede ging, Ernsts Bauern wären gelehrter als irgendwo anders die Städter und Edelleute. Unabläſſig ſtrebte er danach, Familie und Volk mit Religioſität ſtreng lutheriſchen Gepräges und Sittlichkeit zu durchtränken. Er ſelbſt führte den Vorſitz im Konſiſtorium und bekümmerte ſich perſönlich um die Beſetzung der Pfarrämter und die Prüfung der Kandidaten. Für die Amtsführung wurden genaue Vorſchriften gegeben, deren Ausführung durch Kircheninſpektoren und zuweilen durch den Herzog ſelbſt überwacht wurde. Bis in das Einzelne hinein wurde der Gottesdienſt geordnet, das lange Singen nebſt den Vorſpielen beſchränkt, die lateiniſchen Geſänge abgeſchafft, eine fortlaufende Schriftleſung verfügt. Am weitgehendſten war das Informationswerk, ein bis in das Alter ausgedehnter religiöſer Unterricht. Nicht bloß, daß Katechismuspredigten, Viſitations-, Beicht-, Gevatter-Brautexamina gehalten, ſonntäglich und an den beiden Bettagen in der Woche je ein ganzes Hauptſtück vorgeleſen wurde, er ordnete auch häusliche Katechismuswiederholungen an, und befahl, daß bei jeder Morgen-, Mittag- und Abendandacht außer dem Glauben und Vaterunſer ein Stück aus dem Katechismus zu ſprechen ſei, ja, bei den gewöhnlichen Erholungszuſammenkünften ſollten die Leute ſich über den Katechismus unterhalten und aus ihm Tiſchgeſpräche entnehmen.

Er ſuchte auch andere Fürſten für ſeine Reformpläne zu gewinnen, wobei er ſich bewußt blieb, daß die Sittenreform zunächſt an den Höfen zu beginnen habe. Es gibt auch — wenn auch nur einzeln — Fürſten, die Ähnliches für ihr Land geleiſtet haben. Landgraf Georg II. von Heſſen-Darmſtadt galt mit Recht für eine „Stütze des Chriſtenſtaates", Herzog Guſtav Adolf von Mecklenburg hat in geiſtlicher Geſinnung und im vollen Bewußtſein ſeiner oberbiſchöflichen Stellung mit gleichem Eifer für die Pflege theologiſcher Wiſſenſchaft und das Gedeihen kirchlichen Lebens geſorgt. Herzog Auguſt von Braunſchweig war von lebhaftem theologiſchen und kirchlichen Intereſſe beſeelt. Auch in Rudolſtadt geſchah vieles zur Wiederherſtellung des kirchlichen Lebens, auch hier wurden wie in anderen deutſchen Ländern nicht nur die alten Kirchen wieder hergeſtellt, ſondern ſelbſt neue gebaut. Die Gemahlin von Ludwig Günther I.

von Rudolstadt führte nach dem Tode des Fürsten die vormundschaftliche Regierung in trefflichster Weise. Von ihren Töchtern ist die früh als Braut verstorbene Ludämilia Elisabeth als die Dichterin von „Jesus, Jesus, nichts als Jesus" bekannt, ebenso ihre Nichte Ämilia Juliane, die Verfasserin des Liedes „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende."

Und doch hatten diese kirchlichen Bestrebungen entschieden kirchlich gerichteter Fürsten auch ihre großen Schattenseiten für die Kirche, die sie pflegen wollten. Es ist eine durch die Geschichte öfter bestätigte Tatsache, daß gerade kirchlich gesinnte Fürsten nun auch alles in der Kirche machen, das kirchliche Leben bis in das Kleinste bestimmen wollen und damit das Leben der Kirche schädigen. Und das mußte um so mehr der Fall sein, je größer der fürstliche Absolutismus wurde. Herzog August von Braunschweig, der Gönner von Andreä, beherrschte seine Kirche mit autokratischer Souveränität. Er führte sogar eine von ihm selbst verfaßte Umschreibung der Evangelien als Kirchenbuch ein. Es war ein höchst geschmackloses Werk. Christi Worte Matth. 18, 6 z. B. werden umschrieben: demselbigen wäre „nützlicher und besser, daß ihm ein Mühlenstein, dergleichen in einer großen Mühle von einem Esel herumbgezogen werden, oder welcher, gleichwie ein Esel seine Last, den Oberstein, träget, umb seinen Hals gehänget werden möchte". Calixt und die Leipziger Fakultät widersprachen dieser neuen fürstlichen Bibel, aber Andreä schwieg, und der Generalsuperintendent Lütkemann verteidigte geschmeidig das Werk des Herzogs, das auch wirklich eingeführt wurde. Selbst die trefflichen Bestrebungen eines Ernst von Gotha bewirkten oft nur das Gegenteil. Die religiöse Überfütterung wurde manchem verhaßt, und der starre Zwang, der im kirchlichen und bürgerlichen Leben herrschte, wurde von manchem drückend empfunden. Die Verordnungen des Fürsten erstreckten sich nicht nur auf heimliche Verlöbnisse, Kleideraufwand, Voll-, Zu- und Gleichsaufen, sondern bis auf Stall, Küche und Keller. Um die Sonntagsheiligung durchzuführen, wurde Tanzen, Kegel-, Karten- und anderes Spiel verboten. Auf jeder Lebensstufe wurde das Verhalten der Untertanen von der Geburt bis zum Grabe den eingehendsten, oft peinlichen und kleinlichen Vorschriften über

religiöses und sittliches Wohlverhalten unterworfen, und Sittenmeister achteten in Städten und Dörfern auf den Gehorsam gegen die fürstlichen Verordnungen.

Mehr und mehr kam die Kirche unter die Herrschaft des absoluten Staates, was sich da noch schwerer fühlbar machte, wo bei Fürsten das religiöse und kirchliche Interesse überhaupt fehlte. Alle Fürsten erlaubten sich jetzt Eingriffe in die innersten Angelegenheiten der Kirche und hemmten dadurch geradezu den Einfluß derselben auf das Volksleben. Fürsten und Herrschaften, wie z. B. die Äbtissin von Quedlinburg, nebst den Magistraten besetzten die Pfarrstellen, ohne das althergebrachte Widerspruchsrecht der Gemeinden zu achten. Fürst Georg Friedrich zu Waldeck erklärte, daß die Pastoren über die Pflichten der Obrigkeit nichts reden dürften. „Den Hofpredigern steht solches zu, die andern sollen nur vom Gehorsam singen und sagen." Wenn aber ein Hofprediger einmal den Mut fand, seinem Fürsten die Wahrheit zu sagen, so hatte er Schlimmes zu erwarten. Als Ludwig Eberhard von Württemberg, der die geistlichen Stellen verkaufte und unerhört willkürlich in Kirchensachen verfuhr, sich von seiner Gemahlin trennen und die Buhlerin Graevenitz zur Fürstin erheben wollte, erklärte er seinem Hofprediger, daß ein lutherischer Fürst in Gewissenssachen niemandem als Gott allein Rechenschaft zu geben verpflichtet sei. Meelführer in Ansbach mußte sich in seinem Bestellungseide ausdrücklich verpflichten, „die Rechte Serenissimi in keiner Weite anzutasten", d. h. zu allem, was der Fürst tat, zu schweigen. Häufig erstarben auch die Hofprediger in Ehrfurcht vor Serenissimus und schmeichelten in unerhörter Weise. Man liebte es, die Fürsten mit dem Cherubim zu vergleichen, welche die Bundeslade schirmen. Ein Calov feiert den sächsischen Kurfürsten als den Josias, den Josaphat, Konstantin und Theodosius der Kirche. Dagegen hält Weller dem ganzen Hofe die Sünde des Trunkes vor und weicht auch nicht vor dem Zorn des Herzogs zurück. Walther in Celle nennt in der Leichenrede auf den im Streit erstochenen Grafen Rudolf Christian vor versammeltem Hofe dessen ganzes Gefolge einfach „Schweine". Mancherorts gab es kein Konsistorium, und wurde die Kirche direkt vom Kabinett regiert, die Geistlichen

wurden bei kirchlichen Anordnungen überhaupt nicht gefragt und die kümmerlichen Anfänge einer Synodalverfassung, wie in Hessen, Braunschweig und Holstein, vernichtet. Umsonst erhoben auch die orthodoxen Theologen wie ein Calov ihre Stimmen für Synoden, sie wurden nicht gehört, wie auch die bescheidensten Rechte der Gemeinden mit Füßen getreten wurden. Gefördert wurde diese Entwickelung durch die Ausbildung des Territorialsystems, nach welchem das dem Staate zustehende Kirchenregiment ein Ausfluß seiner Landeshoheit ist und als Teil der Staatsgewalt ausgeübt wird.

Staat und Kirche waren jetzt eins geworden, der Pastor in erster Linie Staatsbeamter, und die Kanzel in den Dienst des Staates gestellt. Von ihr wurden alle möglichen bürgerlichen Dinge abgekündigt. Gustav Adolf von Mecklenburg verordnete zwar 1660, daß alle, außer rein kirchliche Abkündigungen fortfallen sollten, aber es blieb beim Alten. Der Pastor hatte die Gemeinde zu unterrichten über Rinderpest, Nachtwächterwahl, Zwangsversteigerung, Steuern und über Kometen und wie man sich mit Fasten und Beten auf solche zu rüsten habe. Die Leute wurden dringend ermahnt, „das Himmelsgestirn nicht anzuschauen, sondern ein Präservativ einzunehmen, auch sich einen Tag oder drei in Speis und Trank mäßig und nüchtern zu halten."

Das fürstliche Kirchenregiment, das nach rein staatlichen Gesichtspunkten ausgeübt wurde, ist zum schweren Schaden der Kirche ausgeschlagen. Ihre Lebenskräfte wurden unterbunden und nicht nur die Kirche der Willkür der Fürsten ausgeliefert, sondern auch die Gemeinden der Willkür der Pastoren. Je absoluter die Kirche von oben her regiert wurde, um so absoluter herrschten in den einzelnen Gemeinden die Pastoren oft in rein päpstlicher Weise. Es ist ja zu verstehen, wenn sie bei der großen Verwahrlosung ihrer Gemeinden die Zügel straffer anzogen, aber sie waren oft mehr Polizisten als Seelenhirten. Die Art, wie sie die Kirchenzucht ausübten, war oft geradezu tyrannisch. Ein Pastor im Brandenburgischen tat die Diebe seiner Weintrauben öffentlich in den Bann „dergestalt, daß er den Täter dem Teufel mit Leib und Seele übergebe, welcher ihn bis an sein letztes Ende quälen, nach dem Tode aber in

den Abgrund der Hölle mit sich nehmen sollte". Dieser Eiferer wurde allerdings bestraft — freilich nur mit Amtsenthebung für ein Jahr —, aber ähnliche Gewalttaten kamen öfter vor und erregten Erbitterung in den Gemeinden. Klarsehende Geistliche protestierten gegen solche polizeiliche Kirchenzucht, die gänzlich erfolglos sei, und ein Quistorp in Rostock wies 1659 darauf hin, daß der Schaden vor allem darin liege, daß der Pastor alle Arbeit an der Gemeinde allein tun müsse. Solange die Gemeinde nicht selbst lebendig und mittätig werde, sei keine Besserung des Gemeindelebens zu erwarten. Aber die Gemeinde wurde von oben herab tot gemacht und jede Regung der Selbständigkeit unterdrückt, sie war nur noch das Objekt, das von der kirchlichen wie von der weltlichen Obrigkeit regiert und gegängelt wurde.

Größer als je zuvor wurde nach dem Kriege die Intoleranz in der Kirche. Das war nicht die Schuld der orthodoxen Theologen. Wenn es auch Heißsporne unter ihnen gab, so hielt doch der größere Teil den Gedanken der Toleranz fest. Ein Wittenberger Fakultätsgutachten von 1624 erklärt: „Es kann und soll Niemand zur Annehmung der wahren Religion mit Gewalt gezwungen werden, derweil die Annehmung der Religion den inneren Beifall voraussetzt." Anders Lehrende solle man auch nicht aus dem Lande treiben. Wenn sie ruhig leben, sollen sie „aus Hoffnung künftiger Bekehrung geduldet werden und ihre Hantierung treiben, denn in solchem Falle soll christliche Obrigkeit an ihnen spüren lassen die Liebe christlicher Wahrheit, rechte Bescheidenheit und ruhige Klugheit". Erst der wachsende fürstliche Absolutismus drängte darauf hin, daß im Lande nur eine Konfession geduldet werde. Dann hatte der Landesherr auch im Religiösen alle Untertanen in seiner Hand. Es ist auch nicht wahr, daß die Lutheraner, ein Calov an der Spitze, bei den Friedensverhandlungen die Duldung der Reformierten zu verhindern gesucht hätten, aber das Verhältnis zu den letzteren blieb nach wie vor gespannt, wie das zwischen Katholiken und Protestanten. Um den Frieden zwischen den verschiedenen Konfessionen aufrecht zu erhalten, fanden die Fürsten keinen anderen Weg als den der schroffen Scheidung. Bis in das Einzelne wurden in konfessionell gemischten Gegen-

den die Rechte und Pflichten der streitenden Konfessionen festgesetzt, und wo ein Simultangebrauch kirchlicher Gebäude stattfand, dieser bis in das Kleinste geregelt. Rücksichtslos gebrauchten nicht nur die katholischen, sondern auch die evangelischen Fürsten ihr Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen, und suchten sie auf das ängstlichste vor dem Einfluß der anderen Konfessionen zu bewahren. In Schleswig z. B. war die lutherische Kirche alleinberechtigt und wurden andere Konfessionen nur ausnahmsweise geduldet. Den Katholiken auf Nordstrand war der Gottesdienst nur in Privathäusern gestattet. 1661 wurden den katholischen Geistlichen im Herzogtum Schleswig alle Amtshandlungen außerhalb von Friedrichsstadt untersagt. Noch 1753 durften Ehen zwischen Lutheranern und Katholiken nur mit Dispens geschlossen werden und mit der Bedingung lutherischer Trauung und Kindererziehung. Der Kurfürst von Hannover, Georg Ludwig, konnte nur durch die Weigerung des Kaisers, ihn in das Kurfürstenkollegium einzuführen, bestimmt werden, den Katholiken in Hannover den Bau einer Kirche zu gestatten, und dann machten noch die lutherischen Bürger Hannovers die größten Schwierigkeiten. Bis in das 19. Jahrhundert hinein durfte der Bischof von Osnabrück nur mit Genehmigung des Ministeriums in Kopenhagen das Herzogtum Schleswig-Holstein besuchen. Von einigen Ausnahmen abgesehen, schieden sich in Deutschland schroffer als je zuvor die katholischen und evangelischen Gebiete.

Nebenher ging aber eine Strömung, welche ein friedfertiges Verhältnis der Konfessionen erstrebte. Das ist die Bewegung, die von Georg Calixt in Helmstädt ausgeht. Die von Herzog Julius von Braunschweig gegründete Universität in Helmstädt war unter seinem Sohne, Heinrich Julius, die Zufluchtsstätte der melanchthonischen Theologen geworden, eine Pflegestätte des Humanismus. Hier hatte Calixt seine Ausbildung empfangen, hier war er seit 1605 Professor. Calixt ist der selbständigste Vertreter der historisch-philosophischen Richtung in der Theologie. Für die theologische Wissenschaft hat er Großes geleistet. Gegenüber einem vielfach toten Betriebe derselben, wie er bei den Orthodoxen herrschte, die in dem zähen Festhalten der Schulformeln und dem bequemen Schwören auf die Worte des Lehrers

das Heil sahen, und in dem herkömmlich Überlieferten volles Genüge fanden, lehrte er seine Studenten wieder denken und arbeiten. Er wußte in den Bekenntnisschriften zu unterscheiden zwischen Fundamentalartikeln und nebensächlichen, während die Orthodoxen in jeder, auch der kleinsten Abweichung von ihrem papiernen Papste eine Todsünde sahen. Ebenso trennte er bestimmt die Glaubensfragen von den Fragen der Wissenschaft. Mit allem Eifer erstrebte er eine Besserung der Kirche; er sah mit Schmerz, daß die theologische und weltliche Bildung auseinander ging und suchte beide zu versöhnen, um die Gebildeten der Kirche zu erhalten. Auf orthodoxer Seite sah man oft mit Geringschätzung auf alle weltliche Bildung herab, und die Korrektheit des Glaubens deckte hier alle Mängel zu. Es steckt etwas Wahres, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, in dem Vorwurf der Konvertiten dieser Zeit, daß sie durch die Uneinigkeit und den Haß der lutherischen Theologen, durch ihren Widerwillen gegen den Frieden, die Zuchtlosigkeit ihrer Universitäten und die Unwissenheit ihrer Geistlichen in die römische Kirche getrieben seien. Die Jesuiten waren allerdings fein gebildet und flossen über vor Sanftmut und Friedfertigkeit, und an Wissenschaftlichkeit konnten die Orthodoxen gewöhnlichen Schlages mit ihnen es nicht aufnehmen. Aber Calixt war ihnen in dieser Hinsicht gewachsen, und seine Disputation mit den Jesuiten auf Schloß Haemelschenburg hat seinen Ruhm in der wissenschaftlichen Welt begründet und selbst den Jesuiten Achtung eingeflößt. Er forderte eine historische und philosophische Bildung und schulte die Köpfe durch die Einführung der analytischen Methode in der Dogmatik. Seine Meinung war: wer die christlichen Theologen von der antiken Literatur und Philosophie zurückhält, befördert nur die Roheit und Unfähigkeit. Die Kirchengeschichte, Dogmatik und Ethik haben von ihm bedeutsame Förderung erfahren, besonders die letztere, die in der Orthodoxie stark zurücktrat, da ihr die Korrektheit dogmatischer Schulmeinungen wichtiger war als der lebendige Glaube, auf den Calixt alles Gewicht legt, und der nach ihm durch unmittelbare Erfahrung gewonnen wird und sich in der Liebe zeigen muß. Calixt unterscheidet zwischen Theologie und Religion, und hebt hervor, daß auf die Kanzel keine dogmatischen Spitz-

findigkeiten, sondern nur die Fundamente des seligmachenden Glaubens gehören. Die Theologie soll praktisch sein und der Praxis dienen, d. h. der Förderung der Frömmigkeit und des christlichen Lebens.

Calixts Bekämpfung der öden orthodoxen Schultheologie war gewiß berechtigt, und seine Mahnungen, das Praktische in den Vordergrund zu stellen, gerade in seiner Zeit sehr wichtig, aber man darf seinen Einfluß nicht überschätzen. Er hat gewiß manche Theologen zu einer praktischeren Tätigkeit angeregt. Aber Leben konnte von den meisten Calixtinern nicht ausgehen, denn tieferes Leben steckte in dieser Theologie nicht. Was im biblischen und lutherischeu Sinne Glauben ist, hat Calixt so wenig gewußt wie seine Gegner. Auch ihm ist der Glaube wesentlich Zustimmung zu den Lehren der Kirche, nur daß er diese auf gewisse Grundlehren beschränkt, aber nicht das Vertrauen auf die freie Gnade Gottes in Christo. Die lutherische Rechtfertigungslehre versteht er nicht mehr. Wenn er sich auch den Satz seines Schülers Hornejus nicht aneignet: „Gute Werke sind zur Seligkeit notwendig," so hat er doch nichts dagegen, wenn die lutherische Formel, daß wir durch den Glauben gerecht werden, mit der katholischen vertauscht wird: wegen des Glaubens. Der Prediger Staats Büscher in Hannover hatte nicht so unrecht, in der Calixtinischen Theologie Kryptokatholizismus zu finden, ebenso traf Mentzer in Gießen den wunden Punkt, wenn er tadelte, daß er die Philosophie zu hoch schätze. Calixt meinte nicht nur, daß manches in der Religion schon durch die Philosophie zu erkennen sei, sondern er legte auch auf das Studium der Schrift gegenüber der Philosophie und Metaphysik kein großes Gewicht. Seine Theologie biegt auch in der Methode, Erkenntnisse durch Syllogismen, also durch Verstandesschlüsse zu gewinnen, in die Bahn des Rationalismus ein. Das zeigt sich auch sonst. Calixt hat ein lebhaftes ethisches Interesse, aber er hat die Ethik auch in die Gefahr gebracht, von ihrem Glaubensgrunde losgelöst zu werden und ist insofern ein Vorarbeiter des Rationalismus geworden. Die ethischen Grundgedanken der Reformation sind bei ihm ebenso stark, wenn nicht noch stärker, als bei den Orthodoxen verdunkelt. Daß das Christentum sich im Berufe bewähren muß, weiß er nicht mehr.

Auch für den religiösen Inhalt der Reformation hatte er kein rechtes Verständnis, und das machte sich bei seinen Bemühungen geltend, den Frieden zwischen den Konfessionen anzubahnen. Er suchte einen gemeinsamen Boden zu finden, auf dem man sich einander nähern könnte. In den ökumenischen Symbolen und Satzungen der ersten fünf Jahrhunderte glaubte er den allen christlichen Parteien noch gemeinsamen Besitz, das Fundamentale des Christentums und das zum Heil Notwendige gefunden zu haben. Durch dieses Zeugnis der Väter sollten die Römischen von der Unhaltbarkeit mancher ihrer Lehren und Ansprüche überzeugt werden. Wenn z. B. niemand in den ersten Jahrhunderten in Matth. 16, 18 einen Primat des Petrus gefunden hätte, so habe die evangelische Exegese desto gewisser recht, wenn sie lehre, er stehe nicht darin. Das alles sollten die Römischen aufgeben und sich mit den Evangelischen auf den im apostolischen Glaubensbekenntnis dargelegten Grundwahrheiten vereinigen, denn in diesen seien beide noch eins. Wenigstens solle man sich friedlich zueinander stellen und in dem Bewußtsein des Gemeinsamen Toleranz üben. Er legte dar, wie ein lutherischer Christ sich noch in einem gewissen Bewußtsein liebender Gemeinschaft selbst mit den Heiden wissen müßte, dann aufsteigend mit den Muhamedanern und Juden, weiter mit den Sozinianern, endlich mit allen, welche ihre Seligkeit nur auf Christi Verdienst und die Teilnahme an den Sakramenten gründen.

Calixts Anschauung ist durchaus ungeschichtlich. Die von ihm angenommene Übereinstimmung in der Lehre in den ersten fünf Jahrhunderten ist eine Täuschung. Um dieselbe nachzuweisen, mußte er teils manche schon damals vorhandenen Lehrunterschiede als unbedeutend darstellen, teils auf jede schärfere Ausgestaltung der Glaubenswahrheit verzichten, sie unbestimmt und vieldeutig fassen und damit abschwächen. Und wenn er im Apostolikum den gemeinsamen Besitz der Konfessionen erblickte, so übersah er, daß die einzelnen Sätze diese Bekenntnisse bei den verschiedenen Konfessionen einer verschiedenen Deutung unterliegen. Die geschichtliche Reformation Luthers verliert für Calixt ihren spezifischen Wert, er hat kein Verständnis für den Fortschritt, den sie für das religiöse Leben bedeutet; der

Schwerpunkt des evangelischen Bekenntnisses, die Lehre von Buße und Gnade, Glauben und Rechtfertigung ist bei ihm gänzlich verschoben, was in der evangelischen Lehre die Hauptsache ist, sieht er als etwas Nebensächliches, ja Gleichgültiges an. Ebenso täuschte er sich über den Katholizismus, er glaubte ihn der evangelischen Lehre annähern zu können, indem er ihn zum Aufgeben einiger äußerlicher Punkte zu bringen suchte, während er übersah, daß hier zwei prinzipiell verschiedene Auffassungen des Christentums vorliegen. Die Folge der Theologie Calixts mußte somit der Indifferentismus in betreff der kirchlichen Bekenntnisse sein, und insofern haben seine orthodoxen Bestreiter ihm gegenüber recht, und durch ihren Widerspruch den Ertrag der Reformation gerettet, wenn sie auch diesen Kampf oft mit viel Unverstand, Roheit und Gehässigkeit führten. Ihre Polemik hat vor allem ihre Schwäche darin, daß sie nicht imstande waren, die Totalanschauung Calixts zu bekämpfen, sondern bloß Einzelheiten aufgriffen, z. B. die Behauptung Calixts, daß die Trinitätslehre im Alten Testamente noch nicht erkennbar sei oder, daß die guten Werke den Glauben aufrecht erhielten und die Berufung befestigten. Mit kleinlichen Angriffen verzettelten und schwächten sie ihre Kräfte.

Staats Büscher und Martini traten gegen den „Greuel der Verwüstung auf der Universität Helmstädt" auf und beschuldigten Calixt der Religionsmengerei (Synkretismus). Büscher mußte aber wegen seiner leidenschaftlichen Angriffe auf die Modetheologie sein Amt niederlegen. Zum vollendeten Bruche kam es 1645 auf dem Religionsgespräch zu Thorn, durch das der König von Polen eine Verständigung der streitenden Konfessionen herbeiführen wollte, und zu dem der große Kurfürst Calixt eingeladen hatte. Als dieser mit dem reformierten Hofprediger Bergius aus Berlin erschien, hoben die lutherischen Theologen Hülsemann aus Leipzig und der jugendliche Calov, damals noch in Königsberg, die Gemeinschaft mit ihm auf, zur Freude der anwesenden Katholiken.

Calixt gewann viele Verehrer und Schüler, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, nicht nur unter Lutheranern, sondern auch unter Katholiken, Reformierten und Arminianern. Zahlreich war die Schar der Studenten, die in

Helmstädt zu seinen Füßen saßen und auf die er einen starken Einfluß übte. Er hat die Theologie milder und friedfertiger gemacht, aber auch weicher und widerstandsloser. Keine theologische Schule hat soviele charakterlose, schwankende und den Fürsten unbedingt gehorsame Pastoren erzogen als die Calixts. Hochmütiger Wissensdünkel und Verachtung des gemeinen Mannes findet sich bei vielen. Ein Herz für das Volk haben die wenigsten gehabt, und volkstümlich ist diese Schule nie gewesen. Größer noch war die Einwirkung Calixts auf die Juristen, Staatsmänner und Fürsten. Als Studenten hörten sie ihn eifrig und wurden für ihr ganzes Leben seine wärmsten Freunde und Anhänger. Sie begrüßten freudig die Friedensgedanken des großen Theologen, denn aus den religiösen Kämpfen war ja die Zerrüttung Deutschlands entstanden und die Toleranz die Vorbedingung für eine gesunde Entwickelung des Staates. Selbst auf dem Reichstage zu Regensburg (1653 f.) beschäftigte man sich mit Calixts Friedensgedanken. Vierundzwanzig evangelische Stände stellten an Sachsen und den Herzog zu Braunschweig die Aufforderung, ihren streitenden Theologen bis zur Ausgleichung auf einem friedlichen Kolloquium Schweigen zu gebieten. Die Fürsten neigten aber auch sonst der Calixtischen Anschauung zu, weil sie sich nicht in die Glaubensobjekte vertieft, sondern hinter und über denselben hält und auch den Einfluß der Fürsten auf die Kirche stärkte. Der calixtisch gesinnte Jurist Conring, das helmstädtische Fürstenorakel, vertrat schon das Territorialsystem, und Calixt war demselben wenigstens nicht entschieden entgegen. In den Städten, die um ihre Rechte und Freiheit mit den Fürsten stritten, traten seine Anhänger meistens für die absolute Fürstenherrschaft ein, während die orthodoxen Pastoren die Unabhängigkeit der Städte verteidigten. Überhaupt hat die Helmstädter Theologie etwas Vornehmes und Aristokratisches. Calixt redet mit ziemlicher Geringschätzung von den in theologischen und kirchenpolitischen Fragen inkompetenten Gemeinden, er meinte, daß die Unionsbestrebungen das Volk überhaupt weniger angingen und daß sie ohne dessen Einmischung, durch die wissenschaftlichen Theologen und die gebildeten höheren Stände durchzuführen seien. Mit Eifer wurde deshalb auch erstrebt, die Universitäten mit calixtisch gesinnten Theologen zu besetzen.

Altdorf, Rinteln, auch die neugegründete Kieler Universität wurden neben Helmstädt die Hauptsitze der neuen theologischen Schule. Die Orthodoxen wurden zurückgedrängt und Anhänger Calixts in die leitenden Stellungen gebracht. Im Lüneburgischen war Walther ein Gegner Calixts gewesen, den er Calvinomixtus (dem Calvin verbunden) nannte. Obwohl er unbefangen genug seine wissenschaftlichen Verdienste anerkannte, war er doch bei seinem siegreichen Vordringen immer schroffer gegen ihn aufgetreten. Die Calixter warfen ihm dafür in ungerechter Weise Bestechlichkeit vor. Im Lüneburgischen hatte nur der auf Beförderung zu hoffen, der sich von Helmstädt ferngehalten hatte, und in der Tat studierten die meisten der dortigen Theologen auf orthodoxen Universitäten. „Die Schlange muß erdrückt werden", urteilte Walther. Er will Wasser herbeitragen, um den Brand zu löschen, der zum Verderben unzähliger Seelen angezündet ist. Heil sieht er nur in dem starren Festhalten an dem überlieferten Ausdruck. Aber er hatte keine rechte Hoffnung mehr, dem neuen Irrtum zu wehren. „Es ist fast schon zu spät," hat er schon früh sorgenvoll ausgerufen, und es war zu spät. Als 1648 Christian Ludwig von Hannover das Lüneburger Land erbte, wurde Walthers Einfluß geschwächt, obwohl der Herzog sehr schonend gegen das Bestehende verfuhr. Seine weltlichen Räte standen entschieden auf Calixts Seite. Noch bei Lebzeiten Walthers wurde die Bearbeitung eines neuen Gesangbuches nicht ihm, sondern zwei anderen, darunter einem Schüler Calixts, übertragen. Nur sein Katechismus blieb in Geltung. Die Calixter wurden im stolzen Gefühl ihrer fortgeschrittenen Theologie immer siegesbewußter. In jedem Angriff auf sich sahen sie Böswilligkeit und ein Zeichen der Barbarei und riefen die Fürsten zu ihrem Schutze auf. Auch in den Städten eroberten sie in heißen Wahlkämpfen die Kanzeln. Das Bürgertum hatte für die Calixter, obwohl diese seine politische Freiheit preisgaben, eine Vorliebe, da ihre Theologie die der Gebildeten war.

Vor allem wurde auch der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ihr entschiedener Förderer. Ihm, dem reformierten Herrscher über ein lutherisches Land, lag alles daran, die Union durchzuführen, um den kirchlichen Zwiespalt

zwischen Fürst und Volk zu beseitigen, und das konnten die calixtischen Theologen am besten bewirken. Deshalb beseitigte er entschieden lutherische Lehrer auf der Universität Königsberg und setzte Schüler Calixts an ihre Stelle. Überhaupt begünstigte er diese und brachte sie in geistliche Ämter; zu gleicher Zeit wurde der Besuch der Universität Wittenberg verboten, weil sie gegen die Reformierten sei, und die Bekämpfung und Verwerfung der reformierten Lehre auf der Kanzel den lutherischen Predigern beschränkt. Ein von dem Kurfürsten veranstaltetes Religionsgespräch zwischen den Reformierten und Lutheranern endete mit offenem Bruch zwischen beiden Teilen. Nun erließ der Fürst ein neues Edikt, dadurch er beiden Parteien das schnöde Schmähen aufeinander, das gehässige Konsequenzmachen und Verdammen auf der Kanzel verbot, ohne ihnen übrigens die Behandlung der streitigen Lehrpunkte verbieten zu wollen, nur sollte sie mit „Moderation und Bescheidenheit" geschehen. Diesem und den früheren Edikten nachzukommen, sollten sie sich durch Reverse verpflichten. Die lutherischen Geistlichen glaubten sich gewissenshalber weigern zu müssen, solche Reverse zu geben, sie wollten sich der Lästerungen und Schmähungen gern enthalten, aber die Freiheit haben, die reformierten Schriften zu bekämpfen. Es waren die wiederholt ausgesprochenen Unionsgedanken des Kurfürsten, der auch leise angedeutet hatte, daß er die Andersdenkenden zur Annahme „der wahren evangelisch-reformierten Religion" zwingen werde, und das berechtigte tiefe Mißtrauen gegen die Reformierten, die sie zur entschiedenen Ablehnung des kurfürstlichen Befehls trieben. Sie wollten die lutherische Kirche vor der Union und damit vor schwerer Schädigung schützen. Ihre Weigerung wurde mit sofortiger Absetzung bestraft. Dieses Schicksal traf auch Paul Gerhardt, der allen Synkretisten feind war, „denn sie suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu". Der Kurfürst suchte ihn zu halten, indem er ihm die Unterschrift des Reverses erließ, aber als er ihm mündlich sagen ließ, daß er hoffe, Gerhardt werde auch ohne Unterschrift sich den Edikten gemäß verhalten, sah er darin eine moralische Fessel, die er nicht ertragen konnte. Weder vor seinen Amts- und Leidensgenossen, noch vor seinem Gewissen glaubte er ein Bleiben im

Amte unter dieser Bedingung verantworten zu können. Seinem frommen, im lutherischen Glauben ruhenden Gemüt schien das eine Verleugnung der Wahrheit zu sein. Bei aller Milde und echter Weitherzigkeit wollte er doch den Unionsplänen auch nicht im geringsten Zugeständnisse machen. So wurde er abgesetzt, blieb amtlos, von treuen Gemeindegliedern unterstützt, noch zwei Jahre in Berlin, bis er in Lübben, im Gebiet des Herzogs von Merseburg, einen neuen Wirkungskreis fand. Aber unter den schweren Verhältnissen — seine Frau starb noch in Berlin, sein Leben war einsam, der Magistrat von Lübben machte ihm viele Schwierigkeiten — verstummte seine Harfe.

Der Streit um die Grundsätze Calixts erfüllte ganz Deutschland und wurde von seinen Anhängern meist fein, aber voll hochmütiger Überhebung, von seinen Gegnern mit Heftigkeit, Unduldsamkeit, Übertreibungen, Verdächtigungen und Entstellungen geführt. Je mehr die Orthodoxen empfanden, daß die Zeitströmung gegen sie war, um so mehr wurden sie gereizt, ihre Lehrsätze in äußerster Schroffheit hinzustellen, und das Gefühl, für einen schon verlorenen Posten zu kämpfen, machte sie maßlos. So erklärte ein Berliner Gymnasialdirektor: „Wir verdammen die Katholiken, Calvinisten und auch die Helmstädter. Mit einem Worte: wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht!“ Der Wortführer der Orthodoxen wurde der nach Wittenberg berufene Abraham Calov († 1685). Er war ein Mann von eiserner Gesundheit und unermüdlicher Arbeitskraft. Neben einen Ämtern als Professor, Generalsuperintendent und Pastor fand er noch Zeit zu zahlreichen meist sorgfältig ausgearbeiteten polemischen, dogmatischen und exegetischen Schriften. Er hatte öffentliche und Privatvorlesungen zu halten, mehrmals in der Woche Disputationen zu leiten, wöchentlich zu katechisieren, Geistliche einzuführen, viele Leichenpredigten zu halten, die Konsistorialgeschäfte zu führen, Senats- und Dekanatssitzungen abzuhalten, fast wöchentlich Fakultäts- und Privatgutachten auszuarbeiten. Dabei unterhielt er einen ausgebreiteten Briefwechsel und war bei den zahlreichen Gottesdiensten der Erste und der Letzte. In seiner Familie traf ihn Schlag auf Schlag. Die Särge von fünf Frauen und dreizehn Kindern, zum Teil schon erwachsene und tüchtige Söhne, sah er aus seinem Hause

tragen. Als seine dritte Frau auf dem Sterbelager das heilige Abendmahl empfangen hatte, stimmte Calov mit starker freudiger Stimme das Lied an: „Wie schön leucht uns der Morgenstern," und sonderlich den letzten Vers: „Wie bin ich doch so herzlich froh." Zwei Stunden nach ihr starb einer seiner Söhne. Daß der Greis nach dem Verlust der vierten Frau nochmals und zwar ein ganz junges Mädchen heiratete, erregte auch unter seinen Anhängern großes Ärgernis.

Als Theologe hat Calov in der Geschichte nicht die Würdigung gefunden, die er verdient. Bis heute hängt ihm an, daß er von der siegreichen calixtischen Partei als fanatischer Zelot verschrieen und geächtet und durch Tholuck von dem beschränkten Standpunkt des pietistischen Unionstheologen aus beurteilt ist. Er war in Wahrheit ein geistig bedeutender Mann, der nicht nur von seinen Anhängern bewundert, sondern auch von Fernerstehenden anerkannt wurde, ein Wittenberger Theologe, der auf Luthers Katheder für das unverfälschte Luthertum gestritten hat. Seine Fehler fallen ihm nicht allein zur Last, sie sind das Epigonenerbe und die Last einer niedergehenden Geistesrichtung, die er mit heiligem Eifer vertreten hat. Er war nicht nur ungewöhnlich gelehrt, sondern auch ein eiserner Charakter, ein Fels vor seinen Gegnern, denen er keinen Schritt wich, mochten auch Fürsten und Kurfürsten unter ihnen sein. „Sie mögen kommen", pflegte er zu sagen, „das Haupt schlagen, den Nacken abhauen, Geld und Gut entreißen, mich in Strafe nehmen, welche sie wollen, niemals werden sie mich von meiner religiösen Überzeugung abwenden." Er ist keine liebenswürdige Natur, ganz der Gegensatz zu den Calixtern, die geschmeidige Hofleute waren.

Energischer als einer neben ihm hat Calov die Theologie auf die heilige Schrift gegründet, in der er tatsächlich und nicht nur äußerlich bewandert war. Wiederholt empfiehlt er das Studium der Bibel und der Schriften Luthers, den er fast sklavisch verehrt. Mit der gesamten lutherischen Theologie teilt auch er das praktische Interesse, wie er auch ein Freund der Bücher Arndts und ein Lobredner der „Frommen Wünsche" Speners ist. Aber der seligmachende Glaube ist ihm im Grunde die verstandesmäßige Annahme des orthodoxen Systems, von dem auch

nur im geringsten abzuweichen Ketzerei ist. Die Schrift legt er nach den symbolischen Büchern aus und kommt darum ebensowenig zu einem wahren Schriftverständnis wie Calixt, der sie mit der Brille seiner theologischen Grundanschauung liest. Während Calixt das Bekenntnis mit dem, was der theologischen Schule angehört, auf eine Linie setzt und es damit entwertet, setzt Calov die Theologie mit dem Bekenntnis gleich, versteinert sie damit und hemmt jeden Fortschritt und jede Entwickelung. Auch die geschichtliche Betrachtungsweise Calovs ist in ihrer Art ebenso falsch wie die Calixts, so wenn er die Frommen des Alten Bundes bereits alle christlichen bezw. lutherischen Dogmen bis ins Einzelne kennen läßt. Die Dogmatik wird immer formalistischer und trocken verstandesmäßig bis ins kleinste ausgeklügelt. Logische Fertigkeit und Richtigkeit gilt als Kriterium der Wissenschaftlichkeit und Wahrheit, aber auch Calixt befolgt hier die gleiche Methode, auch er sucht seine theologischen Sätze auf dem Wege der Logik, durch Syllogismen und Verstandesschlüsse zu gewinnen und zu beweisen. Aber Calov läßt sich durch den Widerspruch reizen, die orthodoxen Sätze in äußerster Schroffheit hinzustellen und ihre letzten Folgerungen rücksichtslos zu ziehen. Es ist, als ob das dunkle Gefühl ihn beherrscht, daß die Orthodoxie schon die Macht über die Gemüter zu verlieren beginnt; er steht in der Verteidigungstellung, während die Calixter siegesfroh, oft fast übermütig vordringen.

Nur ungern ließ sich Calov zur Polemik treiben, aber es ging ihm um die heilige Sache, und das gibt seiner Kampfesart immer noch einen gewissen Anstand und die Richtung auf das Wesentliche, wenn sie auch nach der Gepflogenheit der Zeit scharf war. Nicht weniger als sechsundzwanzig Streitschriften hat er gegen „den heimlichen Papisten und Mamelucken" Calixt ausgehen lassen, und ebenso leidenschaftlich zog er gegen alle „Moderatoren, Leisetreter und Paxsager" zu Felde, nicht nur gegen seinen ehemaligen Kollegen Meisner, der zu Calixt neigte und ein unfeines Doppelspiel trieb, sondern auch gegen den „Dr. Moderator" Musaeus in Jena, der zwar von dem Synkretismus nichts wissen wollte, auch den ungeschichtlichen Standpunkt Calixts nachwies, aber zwischen Bekenntnis und Theologie unterschied und bei aller Orthodoxie für die Freiheit der

theologischen Forderung eintrat. Als auf Calovs Veranlassung die Gegner durch eine neue Bekenntnisschrift aus der lutherischen Kirche ausgeschlossen werden sollten, verweigerte das lutherische Jena die Gefolgschaft. Herzog August von Braunschweig schützte seinen großen Theologen, der bis an sein Ende ungestört in Helmstädt wirken konnte. Immer siegreicher drangen seine Anhänger vor, eine Universität nach der andern, Tübingen, Gießen, Rostock wurden von ihnen besetzt, auch Leipzig, wo Hülsemann, mit den Wittenbergen eng vereint, lehrte, geriet ins Schwanken. Noch war Straßburg „Calovs Trost", aber seit der französischen Herrschaft verliert es seine Bedeutung für die deutschen Theologen. Die orthodoxen Streiter müssen klagen daß ihrer „täglich weniger" werden, die Zahl der Studierenden geht in Wittenberg zurück, seit der Große Kurfürst seinen Untertanen verboten hatte, die dortige Universität zu besuchen. Selbst der Kurfürst in Sachsen, dem aus politischen Gründen die Polemik unbequem wurde, erließ zuletzt Verbote gegen die Streitschriften der Wittenberger, was Calov eine Kreuzigung der Diener Gottes bezeichnete. Die Geschichte des Synkretismus, in der Calov noch einmal mit Calixt abrechnete, wurde vom Kurfürsten aufgekauft, um ihre Verbreitung zu hindern. Triumphierend konnte der Jurist Conring, das Helmstädter Fürstenorakel, auf die Calixter das Wort Tertullians von den Christen anwenden: „wir sind von gestern und füllen alle eure Städte". Der Sieg der neuen Richtung schien vollständig zu sein, aber die Folgezeit bewies, daß die Bedenken der Orthodoxen gegen die Anschauungen Calixts nicht unbegründet waren.

## Kap. 10. Wirkungen und Nachwirkungen der Theologie Calixts.

Die Helmstädter Theologie hat nicht nur durch den Einfluß der Fürsten Boden gewonnen, so stark dieser sie auch gefördert hat, sie kam einem berechtigten Bedürfnis der Zeit entgegen. In weiten Kreisen war man des theologischen Haders und der konfessionellen Kämpfe müde geworden und sehnte sich nach Frieden. Die einen wünschten zum Besten der evangelischen Kirche ein friedliches Zusammenarbeiten aller Protestanten,

die anderen aus Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande die Duldung zwischen den hadernden Konfessionen. Beiden kam die Theologie Calixts entgegen. Die Gebildeten waren froh, hier eine Theologie zu finden, die das Christentum mit der Bildung ihrer Zeit versöhnte. Die stagnierenden und versumpfenden Gewässer der Orthodoxie wurden durch die Helmstädter wieder in Bewegung und der im Formelwesen erstarrenden Kirche neues Leben gebracht. Eine ganze Schar der Schüler Calixts haben durch ihn Antrieb zu neuer eifriger Tätigkeit für die Kirche empfangen. Ihre Predigt wurde praktischer und mehr für das Volk berechnet, hier und da zum Verdruß mancher, wie in Braunschweig sich einige über die Probepredigt eines calixtischen Theologen beschwerten, weil er nichts Hebräisches, Griechisches und Lateinisches vor dem Volke eingemischt, auch nur eine Stunde geredet habe. Die Schriften Arndts fanden gerade bei manchen Anhängern Calixts großen Beifall.

Einer der hervorragendsten Schüler Calixts ist Justus Gesenius, der als „Generalissimus" in Hannover unter schwierigen Verhältnissen — in seine Zeit fällt die Regierung des katholisch gewordenen Herzogs Johann Friedrich — eine reiche und gesegnete Wirksamkeit entfaltet hat. Er war ein unerschrockener Hofprediger mit gründlich durchgearbeiteten Predigten und ein treuer Hirte seiner Gemeinde im Trösten und Strafen. Im Kirchenregiment hat er seiner Kirche auf mannigfache Weise gedient. Vor allem pflegte er mit großer Treue die Kirchenvisitationen, um das kirchliche Leben zu fördern. Mit seinem Freunde Denicke gab er ein Gesangbuch heraus, um auch die neuen Schätze der evangelischen Dichtkunst dem Volke darzubieten, aber erlaubte sich auch schon — als der erste in diesem Verfahren — die älteren Lieder eigenmächtig nach Opitzschen Grundsätzen zu verändern. Die Gesangbuchs„verbesserung" und -verwässerung hat hier ihren Anfang genommen. Für den Jugendunterricht hat er Großes durch sein biblisches Geschichtsbuch geleistet, dem er eine Anweisung zum Unterricht in der biblischen Geschichte beifügte. Auch einen vortrefflichen Katechismus hat er verfaßt, der großen Beifall fand und fast das Ansehen eines symbolischen Buches erlangte, aber von den Orthodoxen auch heftig angegriffen wurde. Ihm hat Walther seinen

Katechismus ausdrücklich entgegengesetzt. In der Tat war Gesenius im Eifer für einen lebendigen Glauben und im Dringen auf die richtige Erkenntnis von der lutherischen Lehre abgewichen. Aber im ganzen zeigt sich seine Theologie bereichert durch Calixtische Gedanken, die er in niedersächsisch-konservativem Geiste mit Mäßigung vertritt. Die hohe praktische Begabung und der Eifer um die Kirche hat ihn vor den Gefahren der Theologie Calixts ziemlich bewahrt.

Das wurde aber bei der Mehrzahl der Anhänger Calixts bald anders. Die neue Theologie wurde sehr rasch wieder zur Tradition, zur Schul- und Parteisache. Es kam ein Epigonengeschlecht auf, das auf die Worte des Meisters schwur, aber seinen Geist verleugnete. Und was noch schlimmer war, die Schwächen und unleugbaren Fehler dieser Theologie wirkten sich aus. Im tiefsten Grunde hatte Calixt, wie wir sahen, kein rechtes Verständnis für die evangelischen Grundwahrheiten und die wertvollsten Errungenschaften Luthers, und so diente seine Theologie zuletzt dazu, die eigentliche Widerstandskraft gegen die jesuitischen Eroberungsversuche zu brechen.

Calixt selbst galt zwar den Jesuiten als ihr schärfster und bedeutendster Gegner. Während seines ganzen Lebens hat er gegen sie zu Felde gelegen. Ein Streit mit ihnen hatte ihn, wie wir hörten, berühmt gemacht. Ludolf von Klencke von der Haemelschenburg bei Hameln war auf einer Romreise in die Hände der Jesuiten gefallen und von dem Kardinal Bellarmin durch Liebenswürdigkeit und Schlauheit der römischen Kirche wiedergewonnen. Seine tief bekümmerte Mutter hoffte ihn durch eine Disputation zwischen einem katholischen und evangelischen Theologen der lutherischen Kirche zu erhalten. So disputierten denn am 30. August 1614 auf der Haemelschenburg Georg Calixt und der Jesuit Turrianus aus Hildesheim. Zweifellos war der Sieg auf Calixts Seite, aber ein Wahn war es, zu glauben, ein schon in jesuitische Gedankengänge verstricktes Gemüt durch theologische Erörterungen wieder zu lösen. Ludolf von Klencke wandte der lutherischen Kirche dauernd den Rücken. Der Herzog von Braunschweig aber machte den gewandten Streiter Calixt zum ordentlichen Professor in Helmstädt. Als solcher hat er in vielen Schriften den Kampf fortgesetzt in dem Sinne, wie

er sich bei der Übernahme seines Lehramtes aussprach: „Mit der päpstlichen und jesuitischen Religion können Staaten und Reiche nicht gesund bestehen.“ Er suchte zwischen den Jesuiten und der katholischen Kirche zu unterscheiden und forderte die deutschen Katholiken auf, sich vor dem Papst zu retten, aber diese Scheidung war schon damals eine Selbsttäuschung. Sein Versuch, das wahrhaft Christliche und zum Heil Notwendige durch das Zeugnis der ersten fünf Jahrhunderte nachzuweisen, sollte als stärkste Waffe gegen die falschen Ansprüche der römischen Kirche dienen, hat aber das Gegenteil zur Folge gehabt. Die Jesuiten benutzten die Ausführungen Calixts dazu, um ihrerseits das Recht der römischen Anschauung zu beweisen. So warfen sie Calixt vor, es sei inkonsequent, das Zeugnis des Altertums für das Fegfeuer, für die Sakramente der Ordination und der Konfirmation u. a. m. nicht anzuerkennen. Und in der Tat, wenn man nicht nur die heilige Schrift, sondern auch die Ansichten der christlichen Theologen der ersten Jahrhunderte als normativ gelten läßt, also der Tradition Rechte einräumt, so ist es nicht schwer, rein katholische Gedanken als ursprünglich christlich nachzuweisen. Bei den meisten Konversionen auf der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts haben die Calixtischen Ideen eine durchschlagende Wirkung geübt.

Es war eine lange Reihe evangelischer Fürsten, die zur römischen Kirche zurückkehrten, 1675 wird ihre Zahl schon auf mehr als zwanzig berechnet, und noch sind andere dazu gekommen. Mannigfaltig waren die Beweggründe zu diesem Schritte, aber fast kein Übertritt kam ohne die Mitwirkung der Jesuiten zustande, die alle Kunst und Geschicklichkeit an die Bekehrung evangelischer Fürsten wandten, um durch sie die verlorenen Länder wieder zu gewinnen. Christine von Schweden, die geistreiche Tochter Gustav Adolfs, gehört unter die ersten Konvertiten. „Gelangweilt vom Protestantismus und von der Krone, hatte sie beiden entsagt, um unabhängig in der reichen Natur des Südens alle Herrlichkeit der Kunst und Wissenschaft zu genießen. Unweiblich, liebt sie doch einen Glauben, der aus dem jungfräulichen Stande ein Verdienst macht, schrankenlos in ihren Gedanken, bedarf sie doch einer unfehlbaren gegenwärtigen Autorität“ (Hase). Nicht religiöse, sondern rein politische Beweggründe

ließen den prunkliebenden, lebensfrohen, stark sinnlichen August den Starken von Sachsen des Ruhmes seiner Vorfahren, Haupt und Schutzherr der lutherischen Kirche zu sein, vergessen. Um die trügerische Königskrone von Polen zu erlangen, verleugnete er den lutherischen Glauben seiner Väter. Aber gegen die Gefahr, daß der fürstliche Absolutismus auch sein Land nachzog, regte sich der Eifer des durch und durch lutherischen Volkes. Der Kurfürst wurde durch die Stände gezwungen, zu erklären, „daß seine Veränderung der Religion als ein personelles Werk den getreuen Untertanen an ihrer Religion, hergebrachten Gewissensfreiheit, Gottesdiensten, Kirchengebräuchen — nicht den geringsten Abtrag oder Nachteil gebären sollte." Als der Fürst 1698 von Polen nach Dresden verfügte, man solle das Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord" nicht mehr singen, antwortete der Geheime Rat, daß man solchem Befehl um des Gewissens willen nicht folgen könne. Mit besonderer Begeisterung beging man in Sachsen 1717 in dreitägiger Feier das Reformationsfest. Die Königin Christiane Eberhardine, die wie eine Witwe in Pretzsch wohnte, kam zu dieser Feier nach Dresden und nahm mit allen Ministern in der Schloßkirche das Abendmahl. Auch die Pastoren ließen es an öffentlichen Rügen des abtrünnigen Kurfürsten und an Mahnungen für das Volk zum treuen Festhalten an der lutherischen Kirche nicht fehlen.

Noch 1748 predigte der orthodoxe Löscher gegen den katholischen Fürsten und seine Beamten, die das Land aussogen (Brühl): „O elendes Land, dessen Fürsten abtrünnig werden, die ihren eigenen Trost vor die Hunde werfen, die den Grund dieses Landes, deine Mauern und Vesten verwüsten. Im Frieden wird unser Land verwüstet, und es ist der, der dich schützen sollte, dein Feind. Höret, ihr Hohen und Gewaltigen dieses Landes, wie schön ist das Beste eures Landesherrn beobachtet! Fluch, Unsegen, zeitliche und ewige Strafen ruhen auf euren Palästen und ewige Verdammnis wird euer Lohn sein." Es war ein Segen dieser Konversionen, daß die lutherische Kirche endlich etwas lernte, sich nicht mehr auf Fürsten zu verlassen, sondern sich selbst zu schützen.

Kurfürst August zog seinen Sohn nach und damit ging

das sächsische Fürstenhaus, dem die Reformation soviel verdankte, der lutherischen Kirche verloren. Kursachsen büßte mit dem Abfall seiner Fürsten die führende Stellung unter den Protestanten Deutschlands ein, und Preußen war der Weg zum Aufstieg geebnet. Löscher hat richtig gesehen, wenn er 1748 sagte: „Die berühmtesten Potenzen profitieren von dem Untergange ihres Nachbars und es dient ihnen die unbegründete Staatsklugheit ihrer benachbarten Monarchen zu ihrem größten Nutzen." Das gilt nicht nur von dem Einfluß Preußens in der deutschen Politik, sondern auch in der deutsch-evangelischen Kirche. Schon 1718 versuchte es, an Stelle Kursachsens den Vorsitz im Corpus Evangelicorum zu erlangen, „sollte es auch nur den Namen und Schein haben, daß solches provisionaliter und ad interim geschehe." Sachsen, Thüringen und Braunschweig protestierten, und der Vorsitz blieb bei Kursachsen, aber das Ziel war gezeigt, dem Preußen dann mit unermüdlicher Zähigkeit zugestrebt hat, bis es solches im Evangelischen Kirchenausschuß erreicht hat. Aber mit Sachsens Fall ging naturgemäß die tatsächliche Vertretung des deutschen Protestantismus ganz von selbst auf Preußen über, und dieses hat sich auch, wo es konnte, der Evangelischen angenommen. Als in der Kurpfalz die wieder katholisch gewordene Linie Pfalz-Neuburg die Protestanten stark bedrückte, erhielt die reformierte Kirche durch das entschiedene Eintreten Preußens einen Teil ihrer Gerechtsame zurück.

Wenn bei den eben erwähnten Übertritten die Calixtischen Ideen keine oder nur eine nebensächliche Rolle spielten, so sind eine ganze Reihe anderer Übertritte zur katholischen Kirche, die in dieser Zeit erfolgten, unmittelbar auf sie zurückzuführen. Sie wurden verursacht durch Folgerungen aus Behauptungen Calixts, die er freilich auf das schärfste bekämpfte und als irrig nachzuweisen suchte, aber doch nicht hindern konnte. In den Kreisen der Gebildeten wurden seine Ideen viel verhandelt, disputierten doch z. B. in den Bädern von Schwalbach und Wiesbaden Herren und Damen über das Alter der lutherischen und der tridentinischen Lehren. Eine Reihe von Gelehrten aus Calixts Kreise traten zur römischen Kirche über, und ihnen folgten Adlige und Fürsten aus der lutherischen, wie der reformierten Kirche. Die Konvertiten behaupteten vielfach, zu ihrem

Schritte durch die Uneinigkeit und die Gehässigkeit der lutherischen Theologen und ihren Widerwillen gegen den kirchlichen Frieden, durch die Zuchtlosigkeit ihrer Universitäten und die Unwissenheit ihrer Geistlichen bewogen zu sein. Soviel Wahres in diesen Vorwürfen steckt, der eigentliche Grund lag tiefer. Die imposante Geschlossenheit der römischen Kirche hat immer für manche viel Fesselndes gehabt, die Wahrheit als sicheren Besitz zu haben ist bequemer, als ihn sich mühsam zu erkämpfen, der sinnliche Zauber des römischen Gottesdienstes hat auch damals viele ästhetisch gerichtete Seelen gefangen und die bequemere Moral der Jesuiten viele Schwache gewonnen. Und was an protestantischen Bedenken noch war, das wurde durch die von den Jesuiten klug ausgenutzten Calixtischen Ideen beseitigt.

Auf dem Grunde der Gedanken Calixts erwuchsen auch die Unionsversuche zwischen der evangelischen und römischen Kirche, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis in den Anfang des 18. hinein unternommen wurden und nur der letzteren Gewinn brachten. Seit 1661 bereiste der Bischof Spinola die deutschen protestantischen Höfe, um im Auftrage des Papstes und des Kaisers zweideutige Vergleichsvorschläge zu machen. Sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl Graf von Buchheim und Bossuet, Bischof von Meaux, setzten die Versuche fort. Sie fanden für ihre Bemühungen in Hannover bereitwilliges Entgegenkommen. Hier regierte seit 1665 Herzog Johann Friedrich, der 1651 in Italien zur römischen Kirche übergetreten war. Bei seiner Konversion waren die Jesuiten beteiligt gewesen, die Hauptrolle aber hatte der Helmstädter Professor der Geschichte, Blume, dabei gespielt, der 1653 ebenfalls seinen Glauben wechselte. Die fürstlichen Räte in Hannover verweigerten dem Herzog, solange er noch Thronfolger war, das Zugeständnis freier Religionsübung, unterstützt durch ein Gutachten Calixts und der andern Helmstädter Theologen, welche erklärten, eine solche widerspreche den an die Landschaft ausgestellten Reversalen, werde auch bei protestantischen Reichsständen nicht zu verantworten sein. Der Herzog durfte nicht einmal auf einem Zimmer im Schlosse die Messe lesen lassen. Als er zur Regierung in Hannover kam, versuchte der Minister Otto Grote, freilich vergeblich, ihn zu bestimmten Versprechungen über die Aufrechterhaltung des luthe-

rischen Bekenntnisses zu bringen. Johann Friedrich holte sofort die Jesuiten nach Hannover, überließ die Schloßkirche den Kapuzinern und führte Reliquien ein. Mit aller Macht wurde Propaganda für die römische Kirche gemacht und ein eigner Buchdrucker angestellt, um Streit- und Schmähschriften gegen die lutherische Kirche zu verbreiten. Die Aussicht auf die Gunst des Fürsten und reiche Geldspenden veranlaßte manchen fürstlichen Diener, auch einige Adelige, Ehrgeizige und wieder Arme zur Bekehrung, aber Grote hielt die Augen offen und verhinderte mit Klugheit und Entschiedenheit das Eindringen des Katholizismus. Er wehrte den scharfen Ausfällen der Protestanten und war duldsam gegen die Katholiken. Aber kein Römischer kam in den Geheimen Rat des Fürsten, kein Pfaffe durfte in Staatsangelegenheiten mitreden. Hofchargen und Militärstellen durften Katholiken bekleiden, aber die landesherrlichen Kollegien mußten rein bleiben, die Klostergüter blieben unangetastet, und die Zahl der römischen Kirchen und Klöster im Lande durfte nicht vermehrt werden. Geschickt und kräftig unterstützte Gerhard Molanus, der Abt von Loccum, den Minister und trug viel dazu bei, den Frieden zwischen den durch fortwährende Kränkungen gereizten Evangelischen und den sich übermütig geberdenden Katholiken aufrecht zu erhalten.

Der Herzog versuchte vergeblich Molanus durch Anerbieten eines reichen Geschenkes und durch die Aussicht auf bischöfliche Stellung und hohen Gehalt zur römischen Kirche hinüberzuziehen. Der lutherische Theologe aus der Schule Calixts blieb fest, aber wie sehr er von den Traumbildern seines großen Lehrers umnebelt war, zeigt sich darin, daß er trotz aller schlechten Erfahrungen mit der römischen Propaganda hartnäckig an dem Gedanken festhielt, einen dauerhaften Frieden zwischen Rom und Wittenberg zu stiften. Eifrig beteiligte er sich an den Unionsverhandlungen, die von römischer Seite immer mit der geheimen Absicht betrieben wurden, die Protestanten wieder dem Papste zu unterwerfen.

Molanus steht als Theologe durchaus auf dem Boden der calixtischen Anschauungen. Er hat sie während seines ganzen Lebens vertreten, seine Landeskirche nach ihnen regiert und dem Phantom einer Union mit Rom nachgejagt. In engster Ver-

bindung mit ihm stand der berühmte Philosoph Leibniz in Hannover, der gleichfalls von Calixts Ideen erfüllt sogar „die von den hitzigen Protestanten angefeindeten Jesuiten" in Schutz nahm und nur allzumilde den gemeinsamen Glaubensgrund betonte. Jahre hindurch dauerten die mündlichen und schriftlichen Verhandlungen, welche sie mit den genannten Bischöfen führten. Bezeichnend ist, daß dabei niemals auch nur im geringsten nach der Volksstimmung gefragt wurde. Man glaubte diese wichtige Sache durch Beschluß der Fürsten und der Gelehrten, wie der Häupter der Kirche erledigen zu können, um sie dann dem Volke durch fürstlichen Befehl einfach aufzudrängen. Der Führer auf protestantischer Seite ist immer Molanus. Wie er in seiner Ethik durchaus römische Gedanken hegte — konnte er doch das Mönchtum als eine höhere Stufe des Christenlebens feiern! —, so machte er der römischen Kirche die größten Zugeständnisse. Alle Gegensätze, selbst in der Rechtfertigung, der Messe und den Sakramenten, waren ihm nur Wortstreitigkeiten. Man näherte sich so, daß es nach Leibniz' Worte nur noch eines kleinen Schrittes bedurfte, um das Ziel zu erreichen, und dabei hatte man in der Sache nur auf protestantischer Seite Zugeständnisse gemacht. Wäre der Ausgleich wirklich zustande gekommen, so wäre Deutschland wieder ein katholisches Land geworden, zunächst mit einigen besonderen Eigentümlichkeiten, die aber nur zu bald der römischen Uniformität hätten weichen müssen.

Daß es dahin nicht kam, ist durch den Übertritt der Herzogin Elisabeth Christine von Braunschweig verursacht, der die Gefahr der calixtischen Unionsversuche grell beleuchtete. Diese Fürstin war die Enkelin des Herzogs Anton Ulrich, der rückhaltlos in dem Fahrwasser der Helmstädter Theologie fuhr. Ehrgeiz und Eifersucht auf die jüngere welfische Linie in Hannover, welche die Kurwürde erlangt hatte, trieb ihn auf die Seite des Kaisers. Durch Heirat suchte er zu gewinnen, was das Kriegsglück ihm verweigert hatte, und beschloß zu dem Zwecke, seine Enkelin mit dem zweiten Sohn des Kaisers, dem König von Spanien, zu verheiraten. An den Jesuiten gewann er eifrige Bundesgenossen, um die Fürstentochter zu der unumgänglich nötigen Konversion zu bringen. Aber den Hauptdienst leisteten

doch calixtisch gesinnte Theologen, die sich in servilster Weise dem Herzog zur Verfügung stellten. Der Professor Fabricius in Helmstädt und der Generalsuperintendent Behm in Gandersheim bearbeiteten die Prinzessin, der sie vorstellten, daß der katholische Glaube im Grunde derselbe sei, den sie in ihrem lutherischen Katechismus gelernt habe. Molan verfaßte ein Gutachten über die Konversion, in dem er auseinandersetzte, daß die päpstliche Kirche in der Lehre lange nicht so schlimm sei als im Kultus. Man könne auch in ihr selig werden, nur dürfe kein Protestant die erkannte evangelische Wahrheit verlassen. Das Gutachten, das eigentlich den Übertritt widerraten wollte, war so schwächlich und so verklausuliert abgefaßt, so diplomatisch auf Schrauben gestellt, daß er ihn eher rechtfertigte. So untergruben die calixtischen Theologen den evangelischen Grund, auf dem die Prinzessin stand, erstickten ihr Gewissen und die Jesuiten hatten ein leichtes Spiel, das Werk zu vollenden. Die Fürstin trat über und hat nie Gewissensbedenken darüber gehabt. Einige Jahre darauf folgte ihr der Großvater und schwur seinen evangelischen Glauben ab, neben ihm auch noch zwei seiner Töchter.

Der Übertritt der Prinzessin erregte im ganzen protestantischen Deutschland, ja in Frankreich, Holland und England das gewaltigste Aufsehen. Selbst das Volk geriet in Bewegung und zum ersten Male spürte man in den absolut regierten evangelischen Staaten wieder den kräftigen Wellenschlag des lutherischen Bewußtseins, das sich seinen Glauben nicht mehr durch fürstliche Resolutionen nehmen lassen wollte. Der Absolutismus auf kirchlichem Gebiete hatte einen starken Stoß erlitten. Auf den Kanzeln stritten die lutherischen Prediger gegen die drohende Gefahr. Die Hofprediger Knopf und Niekamp hatten schon vor dem Übertritt sich in der Predigt so unerschrocken dagegen ausgesprochen, daß sie ihres Amtes entsetzt wurden. Als der Herzog nach seinem Übertritt dem lutherischen Gottesdienst in Wolfenbüttel beiwohnte, ließ der Prediger singen: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord." Andere warnten öffentlich vor dem Joch der Papisterei, und ein Prediger erklärte in der Kirche, wenn der Herzog noch eine Tochter hätte, würde er sie zweifellos selbst an den Teufel ver-

heiraten. Selbst unziemliche derbe Verspottungen der katholischen Religion durch das Volk kamen vor. Fabricius fiel dem allgemeinen Unwillen zum Opfer und mußte seine Professur niederlegen.

Bei solcher Volksstimmung konnte die römische Reaktion nichts gewinnen. Wohl entstand in Braunschweig wie in Hannover jetzt wieder eine katholische Kirche und arbeiteten die Jesuiten im Geheimen fort, aber Erfolge haben sie nicht mehr gehabt. Der Erbprinz von Braunschweig trat mit Festigkeit einem weiteren Umgreifen des Papsttums entgegen, er war ein eifriger und überzeugter Lutheraner, der sogleich nach seinem Regierungsantritt im ganzen Lande und auch am Hofe über die Augsburger Konfession predigen ließ. In Hannover starb Herzog Johann Friedrich ohne Kinder, sein Nachfolger Kurfürst Ernst August war zwar kirchlich gleichgültig, aber schon die Rücksicht auf die zu erwartende englische Königskrone mußte ihn vor jeder Hinneigung zum Katholizismus bewahren.

Der Widerwille gegen jede Union mit den Katholiken wurde verstärkt durch die harten Verfolgungen, welche die Protestanten in Frankreich unter Ludwig XIV. zu leiden hatten, und den Widerruf des Edikts von Nantes (1685). Eine halbe Million Franzosen entzog sich den unsagbaren Quälereien nach Holland, der Schweiz und auch Deutschland, überall die um des Glaubens willen erduldeten Drangsale verkündigend. Auch in Ungarn wütete die römische Kirche gegen die Evangelischen, die Blüte des evangelischen Adels starb auf dem Schaffot zu Eperies, und die Jesuiten führten mit List und Gewalt die Seelen zur römischen Kirche zurück.

Diesem Vordringen der Katholiken gegenüber schien eine Vereinigung der Protestanten der einzige Weg zur Rettung, und der Gedanke an eine Union der Lutheraner und Reformierten gewann neue Kraft. Er wurde vor allem von den Hohenzollern aufgegriffen, denen seit ihrem Übertritt zur reformierten Kirche die Union stets am Herzen gelegen hat. Kurfürst Friedrich, der spätere erste König von Preußen, beauftragte seinen Hofprediger Jablonski, der ihn als einen der Cherubim über der Bundeslade, als „irdisch sterblichen Gott, wie Gott zu fürchten und zu ehren", feierte, nach Hannover zu

reisen und mit Leibniz und Molan über das Unionswerk zu verhandeln. Beide gingen mit Freuden auf den Plan ein. Molan verfaßte mit Leibniz zusammen und auch allein Vorschläge über die Abendmahlsgemeinschaft zwischen beiden Kirchen und wie aus ihnen „eine Herde und ein Schafstall hinwieder gemacht werden könne". Jablonski dachte an eine Konferenz einiger Theologen aus Brandenburg und Hannover, ebenso zweier Schweizer und eines Hamburgers und eines Sachsen.

Leibniz fand aber mit Spener eine solche Konferenz bedenklich. Er riet, wie auch Molan, die Sache unter der Hand „mit der größten Circumspection und Secretezza" zu betreiben. Bequeme, wohl instruierte Personen sollten sich ganz unter anderem Vorwande und also unvermerkt zu vornehmen Ministern und Theologen begeben und sie durch geheime Unterredungen vorsichtig sondieren und gewinnen. Sie fürchteten „der römischen Partei mächtige Opposition" und den Widerstand der evangelischen Orthodoxen, der „Rigoristen und Antipietisten" Ihre Unionsgedanken gingen übrigens über die deutschen Kirchen hinaus, sogar mit England und Holland sollte eine Vereinigung gesucht werden. Auch der Kanzler Pfaff in Tübingen wurde für den Plan gewonnen, dagegen gelang es nicht, den Oberhofprediger Carpzov in Dresden herüberzuziehen, obwohl man es sogar mit Bestechung versuchte.

Um das Unionswerk in Gang zu bringen, berief König Friedrich I. von Preußen ganz im Geheimen ein collegium caritativum, aus zwei lutherischen und drei reformierten Geistlichen zusammengesetzt. Der Plan wurde aber ruchbar und erregte schon Unruhe. Noch verhängnisvoller für die Unionsfreunde wurde, daß ein von dem reformierten Superintendent Winckler dem Könige überreichter Unionsplan in fremde Hände geriet und veröffentlicht wurde. Dieser Pietist stellte dem Könige nach dem Rezept von Thomasius vor, daß ein Landesherr der oberste Bischof oder Papst seines Landes sei und deshalb durchgreifen müsse. Alle, die seinem Episkopalrecht nicht gehorchen, solle er für „Verächter seiner geheiligten Person" erklären. Er solle befehlen, daß die Beichte freigestellt werde, den Exorzismus die Meßgewänder, Lichter und Hostien als päpstliche Greuel verbieten, den Superintendenten über störrige Pfarrer mehr

Macht einräumen, vor allem aber keinen als Prediger anstellen, welcher nicht in Halle studiert habe, da die andern alle „an der wittenbergischen Tücke“ litten. In Hinsicht des Lehrbegriffs müsse das nur festgehalten werden: „Der Mensch werde durch das Verdienst Christi selig, müsse aber ein heiliges Leben führen und seine Mitchristen lieben, wenn sie auch in einzelnen Dingen andrer Meinung wären“; die Lehre von der Gottseligkeit müsse also der Grund der Vereinigung sein.

Diese Schrift rief große Aufregung hervor, besonders unter den Lutheranern, welche fürchteten, daß man mit ihnen nach diesem Rezepte verfahren würde. Löscher wandte sich gegen die Union unmittelbar an den König. Die lutherischen Landstände des Erzbistums Magdeburg fragten sogar in Helmstädt an, wie sie sich in diesem Falle verhalten sollten, um sich an Gott und Landesobrigkeit nicht zu versündigen.

Sehr unwillig war Leibniz über die Schrift Wincklers, die nicht ein Heilmittel zum Frieden, sondern ein Schlachruf zu neuem Kampfe zwischen den Evangelischen sei. Aber über „die neue Regel, daß ein evangelischer Landesherr Papst in seinem Lande sei“, hat er nur zu bemerken, daß man sie „nicht mißbrauchen“ solle. „Bei den verständigsten Päpstischen selbst ist eine allgemeine Kirchenversammlung wo nicht über, doch nicht unter dem Papst. Also ist billig, daß ein großer evangelischer Herr in wichtigen Religionssachen nicht alles für sich allein tue, sondern mit anderen evangelischen Potentaten kommuniziere.“ Also die Fürsten sind für Leibniz die evangelische Kirchenvertretung!

Vergeblich bestritt man in Berlin, daß die radikalen Wincklerschen Vorschläge den Absichten der preußischen Regierung entsprächen, umsonst war auch, daß das collegium caritativum sich auflöste und jeder öffentliche Schritt fortan sorgfältig vermieden wurde, das Mißtrauen war erwacht und ließ sich nicht beseitigen. Vermehrt wurde es noch, als 1707 in der Waisenhauskirche zu Königsberg der lutherische und der reformierte Prediger eine gemeinsame Abendmahlsfeier hielten, die von „Sr. Königlichen Majestät von Preußen, unserm gnädigsten König und Herrn approbiert und gut geheißen wurde“. Damit wurde erwiesen, daß die Unionspläne nicht aufgegeben waren.

Selbst daß Herzog Anton Ulrich von Braunschweig den Reformierten volle bürgerliche und kirchliche Gleichheit geben wollte, erschien jetzt den Lutheranern als der Anfang zur Union. Noch mehr wurden die Gemüter erregt, als der Reichsgraf Ernst Casimir von Isenburg allen, die sich in Büdingen niederlassen wollten, unumschränkte Gewissensfreiheit zusagte. Auch wenn sich jemand zu keiner der drei herrschenden Religionen bekenne, solle er doch geduldet werden, wenn er nur im bürgerlichen Wandel unanstößig sei. Das kaiserliche Kammergericht zu Wetzlar verurteilte den Grafen wegen dieser Freigeisterei zu einer Geldstrafe und legte ihm den Widerruf seines Ediktes auf.

Aber die Unionsfrage war aufgerollt und wurde auf manche Weise, oft leidenschaftlich, erörtert. Ein 1753 erschienener Katalog der Schriften über die Union war schon $3^1/_2$ Bogen stark. Es sind meist populär abgefaßte Schriften, dazu bestimmt, auf weite Kreise zu wirken. Schroff standen sich die Meinungen gegenüber. Der Vorkämpfer der Unionsfreunde war der pietistisch gesinnte Professor der Theologie und Kanzler der Universität Tübingen, Pfaff, ein gewandter Hofmann und zweideutiger Charakter. Er betont, daß die beiden evangelischen Konfessionen im Fundament einig seien und fast alle Streitpunkte leeres Wortgezänke seien. Man müsse die Universitäten von zanksüchtigen und pedantischen Lehrern mit guter Manier säubern. Kräftig wurde er unterstützt von seinem Kollegen Klemm, dessen Schrift über die nötige Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirchen nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande großen Beifall fand. Auch viele Lutheraner stimmten ihm lebhaft zu, ein deutliches Zeichen, wie weit schon pietistische und aufklärerische Einflüsse die Konfessionsunterschiede erweicht hatten. Auf der andern Seite stritten aber die orthodoxen Lutheraner mit aller Entschiedenheit gegen die Union.

Warnend erhob der wackere Kirchenrat Cyprian in Gotha seine Stimme. „Die Friedensstifter werden nur aus zwei Kirchen vier machen. Ich bekenne und erfahre täglich, daß die Pest des Indifferentismus, womit die Hofleute meistens jetzt gar schön angesteckt werden, die Anschläge von Vereinigung der Religionen jetzt viel leichter, als sie ehemals gewesen sind, gemacht habe." Die Kunst, nichts zu glauben, seine keine treue

Verwalterin des Reiches Christi. „Toleranz ist gut und unentbehrlich", aber die Union von Übel. Er wies darauf hin, daß die Reformierten den Lutheranern schon mehr als 2000 Kirchen genommen und sie hart verfolgt hätten.

In maßvoller Form hob Löscher hervor, daß die Union ein politisches Unternehmen sei, darum wolle man auch die Theologen ausschließen. Die politische Partei sei verdächtig weil sie ganz vergesse, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt sei und man es hier mit dem Gewissen zu tun habe. Bitter wird er nur, wenn er von den Pietisten redet, „dieser seit zwölf Jahren entstandenen Faktion, welche alle Lehrpunkte abschaffen wollen und gleich den Fanatikern sagen, Gott sei nicht mit dem Wissen und Erkennen gedient, die Orthodoxie sei eine Einbildung, Meinungen machten weder selig, noch verdammt und die Liebe dulde alles."

Geradezu leidenschaftlich sind die Schriften anderer gehalten. Neumeister in Hamburg, der Dichter des Liedes „Jesus nimmt die Sünder an" schreibt: „Gott wird den Pfaffen und Klemmen und anderen calvinischen Mameluken und Judasbrüdern schon einen Ring in die Nase legen und ein Gebiß in ihre Mäuler, daß sie mit ihrer synkretischen Affenreligion zu Schanden werden." Die Union widerspreche, wie er nachweisen will, „allen zehn Geboten, allen Artikeln des christlichen Glaubens, allen Bitten des Vaterunsers und der Lehre von den Sakramenten." Er hält es für besser, ein unvernünftiges Tier und elender Wurm zu sein, als der vornehmste, auserwählteste, calvinische Dogmatiste. Denn dieser habe ja von seinen Lehrsätzen nur die Hölle zu erwarten. Sein Urteil über die Union faßt er in den Vers zusammen:

Wenn Christus sich mit Belial
In Bund und Frieden wird begeben,
Kann Luther auch auf solchen Fall
Als Bruder mit Calvino leben.

Der pöbelhafte Ton Neumeisters klingt noch greller durch andere Flugblätter hindurch. 1723 erschien: „Des weltbekannten, neulich zu Paris durchs Rad exekutierten Cartouche Gespräch im Reich der Toten mit Calvino und Jansenio." Hier sagt Cartouche: „Ich habe von Jugend auf große Lust zur Ver-

einigung gehabt. Sah ich einen raffinierten diebischen Lakai, da war ich bald fertig, mit ihm eine Vereinigung zu hoffen; kam mir eine schöne goldene oder silberne Uhr, ein Beutel mit Dublonen vor Augen, so mußte es sich geschwind zu einer Vereinigung mit meinen Händen oder Taschen verstehen." In einem Liede von 1721 heißt es:

Gott vom Himmel siehe drein,
Was tun die Synkretisten?
Schau an, wie sie bemühet sein,
Daß sie den Calvinisten
Dein Häuflein, welches dich bekennt,
Samt deinem Wort und Sakrament
Verkaufen und verraten.

Die Calvinisten wollten die lutherischen Kirchengüter fressen, heißt es in diesem Liede, und dieser Vorwurf, daß sie mit List nach dem Eigentum der Lutheraner trachteten, wird unter Hinweis auf die kryptocalvinistischen Umtriebe in Sachsen immer wiederholt, ein Zeichen dafür, wie der Vorstoß der Reformierten in das lutherische Kirchengebiet die Gemüter verbittert hatte.

Neumeister und die ihm eng verbundene lutherische Geistlichkeit Hamburgs hetzten nach Kräften gegen die Reformierten dieser Stadt. Als der reformierte Privatgottesdienst im Gesandtschaftshause der Niederlande auch von reformierten Hamburger Familien und Fremden besucht wurde, setzte die Geistlichkeit durch, daß der Rat das bei Strafe verbot, da dem Residenten nur für sich und seine Familie ein Betsaal gestattet sei. Der Resident mußte sogar befürchten, daß der Pöbel einen Sturm auf seinen Betsaal machen werde. Nicht nur die Generalstaaten beschwerten sich bei dem Rate über die lutherische Geistlichkeit, vor allem über Neumeister, „den Feind aller Verträglichkeit und allen Friedens", sondern auch der König von Preußen klagte in einer ernsten Note über die „mit entsetzlichen Gotteslästerungen angefüllten" Schmähschriften gegen die Reformierten und drang auf Bestrafung der Verfasser und Beschlagnahme der Schriften. Der Rat empfahl in geheimer Zuschrift der Geistlichkeit Ruhe und Mäßigung und verbot öffentlich den Druck und die Verbreitung aller gegen die Union gerichteten Schriften. Dagegen verteidigte die Hamburger Geistlichkeit auf das entschiedenste ihres „geliebten Kollegen" Schriften und ihr eigenes

Verhalten gegen die Reformierten und die Union als ihrer Amts- und Eidespflicht entsprechend.

Aber schon machte sich ein Umschwung in der allgemeinen Stimmung bemerkbar, und die Zeichen mehrten sich, daß die unbedingte Herrschaft der alten lutherischen Orthodoxie zu Ende ging. Die gebildeteren Stände, auf welche auch die unionsfreundlichen Schriften stark einwirkten, wünschten immer stärker ein friedliches Zusammenleben mit den Reformierten, und auch die Staatsinteressen forderten ein solches immer dringender. Man wollte jetzt Frieden haben.

Das Corpus Evangelicorum, die Vereinigung der evangelischen Reichsstände in Regensburg, wandte sich an den Herzog von Gotha, daß er seinem Kirchenrat Cyprian Stillschweigen auferlege. Zugleich verhandelte es über einen Unionsplan, der durch den preußischen Gesandten vorgelegt wurde. Lutheraner und Reformierte sollten bei ihren Glaubensartikeln und Kirchengebräuchen bleiben und nur anerkennen, daß sie im Grunde des Glaubens wirklich einig seien. Man solle sich aller subtilen Bestimmungen in der Theologie enthalten und sich an die einfachen Worte der Schrift halten. Man solle sich gegenseitig für Brüder in Christo und Glieder in ein und derselben christlichen Kirche halten, auf den Kanzeln die Unterschiede nicht behandeln, sondern die Leute zum rechtschaffenen Christentum ermahnen. Jedem solle frei stehen, das Abendmahl zu empfangen, bei welchem Geistlichen er wolle, und das Glaubensbekenntnis kein Hindernis zu jedem Staatsdienste und Ankauf von Grundbesitz sein. Das alles solle nicht eine neue Religionsaufstellung sein, sondern ein bloßer Kirchenfriede, und darum seien die Obrigkeiten wohl befugt, die Geistlichen dazu anzuhaltten. Die strengen Lutheraner waren erschrocken über diese neuen Unionspläne. Neumeister dichtete ein Epigramm von des Teufels Mutter, die in Regensburg ihr Wochenbett halten wolle: „Gebiert sie einen jungen Sohn, so soll er Synkretismus heißen. Wird's aber eine Tochter sein, so heißet sie es Union", und er wünscht, daß „diese Mutter samt der Brut verrecke!" Ein anderes namenloses Lied schildert, wie Beelzebub als Quacksalber mit den Calviniſten berät, einen Schlaftrunk zu brauen, genannt Union. Marktschreierisch preist er ihn in Regensburg an:

Ihr seht, das Papsttum wächset sehr
Zur recht und linken Seiten.
Seid ihr vereinet, desto mehr
Könnt ihr den Feind bestreiten.
Kauft Union, kauft Union
Zu einerlei Religion!
Kauft, lieben Lutheraner.

Die evangelischen Gesandten lehnten allerdings den Antrag Sachsens, den Reformierten den Namen „Evangelische Christen" zu verweigern, in der entscheidenden Sitzung ab, aber sie gingen auch nicht ganz auf den Vorschlag Preußens ein, der die tatsächliche Union bedeutet hätte. Sie einigten sich dahin: „Man wolle miteinander in Einigkeit leben, aller Schmähungen, Verhetzungen und Sektennamen sich enthalten und sich gemeinsam Evangelische nennen; sobald man aber sich unterscheiden wolle, Evangelische und Evangelisch-Reformierte sagen." Auch sollten alle kalumniösen Äußerungen nicht nur auf den Kanzeln, sondern auch in Schriften streng verboten werden.

Nur Kursachsen und Weimar protestierten gegen diesen Beschluß, aber vergeblich. Er entsprach einer jetzt in Deutschland schon weit verbreiteten Anschauung. In der Tat war der konfessionelle Gegensatz schon stark gemildert. In Hannover, Braunschweig, Hessen und Brandenburg war in dieser Hinsicht der Einfluß der Friedenstheologie Calixts nicht wirkungslos gewesen. Selbst in Kursachsen war die Stimmung gegen die Reformierten milder geworden. Auch die allgemeine Kulturentwicklung, der Pietismus und die mit Thomasius herannahende Aufklärung haben der alten Orthodoxie den Boden unter den Füßen weggezogen. Sogar unter den orthodoxen Lutheranern dieser Zeit finden sich viele, die ein friedliches Zusammenleben mit den Reformierten wünschen und erstreben.

Aber wenn es auch zweifellos das hohe Verdienst Calixts und seiner Schule ist, den Toleranzgedanken zuerst entschieden vertreten und verbreitet zu haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Art, wie man die Forderung der Duldsamkeit begründete, verhängnisvoll geworden ist. Man gründete sie nicht auf die echt christlichen Grundsätze von der Freiheit des Glaubens und die Achtung vor fremder Überzeugung, sondern auf den unhaltbaren Satz, daß die Konfessionen in der Hauptsache Eins und

die Unterschiede ganz nebensächlich seien. Damit hat man nur die Gleichgültigkeit gegen das kirchliche Bekenntnis überhaupt groß gezogen und die Übertritte zur römischen Kirche verschuldet. Sodann trägt die Calixtische Schule ein überwiegend gelehrtes und ein aristokratisches Gepräge. Diese Theologie hat nie den Boden in den Gemeinden gefunden, wie die Orthodoxie, ist nie wie diese wirklich Volkssache geworden. Ihre Anhänger beschränken sich auf die Kreise der Gebildeten, und ihre Vertreter bleiben dem Volke fern. Tote Gelehrsamkeit, Weltförmigkeit und knechtische Gesinnung gegen die Fürsten sind Kennzeichen der calixtischen Theologen. Friedrich Ulrich Calixt war seinem großen Vater, dem er auf dem Lehrstuhle folgte, nur zu unähnlich. Von geringer Begabung sah er als seine Hauptaufgabe an, seines Vaters Gedanken breitzutreten nud gegen die orthodoxen Einwürfe zu verteidigen. Aber auch in Wittenberg sinkt nach Calovs Tode das geistige Niveau auf den Tiefstand. Ein Hülsemann und Calov haben noch die Sache im Auge, wenn auch der erstere erklären konnte, daß Calixts Hoffnung mit manchen Reformierten sich einst im Himmel zusammenzufinden, „ohne Zweifel vom Teufel eingegeben" sei, aber jetzt werden die theologischen Kämpfe zu reinen Straßenraufereien. Strauch in Wittenberg führt z. B. einen Rosenstrauch im Wappen mit der Devise: „Drückst du mich, so stech ich dich" und schimpft seinen Gegner: „Schmeißfliege, fauler Esel, Rattenkönig von Ungeziefer Egyptens", der jüngere Calixt antwortet dementsprechend, und Beleidigungsprozesse sind die Folge. In Libellen, Pasquillen und Flugschriften wird elender Klatsch verbreitet, und Deutschmann in Wittenberg verspottet Calixt durch eine Komödie vom gehörnten Ungeheuer, die er von Studenten in seiner Wohnung aufführen läßt.

Nur in einem Punkte waren die Gegner einig, im Kampfe gegen den aufkommenden Pietismus. Deutschmann wies Spener 263 Ketzereien nach, und die Schule Calixts verhielt sich durchaus ablehnend gegen die neue Richtung mit ihrem praktisch kirchlichen Interesse. Friedrich Ulrich Calixt verbündete sich mit dem durchaus unlauteren Schelwig, um ein allgemeines Antipietisten-Komplott zustande zu bringen, und Molan urteilte in Bausch und Bogen über die Heuchelei und den Hochmut der

Pietisten ab. Man sah nicht, daß eine neue Zeit heraufkam und verschloß sich gegen das Aufstreben des dritten Standes in der Kirche. Das alles mußte verhindern, daß die gesunden Gedanken, welche in der Theologie Calixts steckten, zur Auswirkung kamen.

Ehe wir auf den Pietismus eingehen, müssen wir noch eine Seite der Helmstädter Richtung hervorheben, die für die spätere Entwickelung der lutherischen Kirche von Bedeutung geworden ist, nämlich, daß in ihr schon Fäden angesponnen wurden, die dann zum Rationalismus hinübergeführt haben. Nicht nur, daß die dogmatische und geschichtliche Anschauung Calixts die Gleichgültigkeit gegen die Konfessionsunterschiede und damit auch gegen die Dogmen überhaupt beförderten, so waren in ihr unmittelbar rationalistische Elemente enthalten.

Vom Auslande, England, Frankreich und Holland, drangen durch die Philosophie neue Gedanken ein, welche die orthodoxe Anschauung untergruben. Ein kritischer Forschungsgeist war hier erwacht, der die alten Ansichten über die Heilige Schrift und ihre Inspiration erschütterten, die Vernunft zur Richterin über die Glaubenswahrheiten setzte und dem religiösen Subjektivismus freie Bahn machte. Die neuen Ideen wurden nicht nur von den Theologen und anderen Gelehrten bei ihren Reisen und Besuchen ausländischer Universitäten aufgenommen, sondern auch durch Schriften und Journale verbreitet. Schon bei Calixt findet sich dieser rationalistische Einschlag. Die aristotelische Philosophie ist ihm bis zu dem Punkte, wo die Mysterien der Offenbarung ergänzend anfangen, fast unfehlbare Wahrheit und mehr noch, es findet sich bei ihm eine starke Anerkennung der Gottähnlichkeit der Vernunft und damit der Göttlichkeit der Denkgesetze. Durch logische Schlußfolgerungen glaubt er die theologische Wahrheit vor dem Verstande beweisen zu können.

Auch diese Seite der Theologie Calixts entsprach den Anschauungen der höfischen und gebildeten Kreise, die mehr und mehr von Frankreich und der französischen Aufklärung und Leichtfertigkeit beeinflußt wurden. Der Strom der Emigranten, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts Deutschland überflutete — man berechnet ihre Zahl allein von 1685—1700 auf 300 000 —. hat hier verderblich gewirkt. Wenn die Tatsache

ihrer Vertreibung unter Ludwig XIV. auch bei den Calixtern das protestantische Gewissen schärfte und ihre Unionspläne zertrümmerte, wenn auch manche vortreffliche, tief christliche Elemente dadurch für Deutschland gewonnen wurden, der größte Teil dieser reformierten „Märtyrer des Glaubens" war nichts weniger als eine Schar heiliger Bekenner. Mehr oder weniger waren sie — ihre Prediger eingeschlossen — Anhänger eines rationalen Supranaturalismus und beförderten die religiöse Indifferenz. An den Höfen gewannen sie bald das Übergewicht und mit ihnen Leichtsinn und Sittenlosigkeit. Ihr Einfluß entfremdete die Fürsten noch mehr der lutherischen Kirche, die französische Bildung drang in die Gelehrten- und Bürgerkreise ein und zerstörte auch hier den kirchlichen Sinn. Schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ist ein Niedergang des kirchlichen Lebens in den höheren und gebildeten Ständen spürbar.

---

# III. Das Zeitalter des Pietismus.

## Kap. 11. Spener und sein Wirken.

Nicht von der Theologie eines Calixt, sondern von dem praktischen Wirken Speners sind die Anregungen ausgegangen, welche in der lutherischen Kirche neues Leben hervorgebracht haben. Nicht als ob Spener der Schöpfer dieser Bewegung gewesen wäre, die sich an seinen Namen knüpft, er ist nur an ihre Spitze getreten und hat ihr durch seine Persönlichkeit zum Durchbruch verholfen. Schon vor Spener geht im 17. Jahrhundert eine tiefe Bewegung durch den norddeutschen Protestantismus, eine Reaktion gegen den religiösen und sittlichen Verfall des lutherischen Kirchenvolkes. Während nach dem großen Kriege auf weltlichem Gebiete eine pessimistische Stimmung in Satire und Schimpfreden, in resignierter Trauer und hastigen Reformforderungen laut wird, setzt hier eine positive, praktische und fruchtbare Bewegung kirchlicher und religiöser Art ein, die aus dem Bewußtsein des Gegensatzes zwischen den idealen Forderungen des Christentums und der Kirchlichkeit

erwuchs und an die Stelle der überschätzten Rechtgläubigkeit wahrhaft christliches Leben setzen wollte. Eine Reihe vortrefflicher Männer haben in diesem Sinne gewirkt, und Spener steht durchaus auf den Schultern dieser Männer, die den Boden für sein Wirken vorbereitet haben. Außer den schon oben Erwähnten sind hier noch die Theologen Lütkemann, Heinrich Müller, Scriver und Schuppe zu nennen, die in reichem Segen an einer Erneuerung der lutherischen Kirche gearbeitet haben.

Lütkemann, von den schroff Orthodoxen aus Rostock vertrieben, weil er den Satz ausgesprochen hatte, daß Christus während seiner Grabesruhe nicht wahrer Mensch gewesen sei fand in Braunschweig ein reiches Feld der Tätigkeit. Die vortreffliche Schulordnung Herzog Augusts und eine neue Kirchenordnung sind sein Werk, und der Herzog ließ mit feinem Spott den Mecklenburgern danken, daß sie ihm diesen Theologen überlassen hätten. In seinen weit verbreiteten erbaulichen Schriften, unter denen der „Vorschmack der göttlichen Güte" besonders zu nennen ist, wurde er der Erbe Arndts. Er hat freilich nicht dessen zu Herzen gehenden warmen Bibelton, aber er bringt in schlichtem, für jene Zeit bewundernswertem Deutsch gesunde lutherische Speise. Bedeutender als Lütkemann ist Heinrich Müller in Rostock, auch ein orthodoxer Theologe, voll Eiferns gegen Papisten und Calvinisten, aber ganz erfüllt von innigem tiefgegründeten Glaubensleben. Geistvoller noch als Arndt, zürnt er gegen die tote Rechtgläubigkeit und das falsche Vertrauen auf äußere Kirchlichkeit und verkündigt gegenüber den stummen Kirchengötzen seiner Zeit (Taufe, Abendmahl, Beichte und Kirchengehen, die als äußere Werke schon zur Seligkeit führen sollten) die göttliche Liebesfülle des Christentums. Müller ist gründlich gelehrt und besitzt dabei eine volkstümliche, oft überwältigende Beredsamkeit. Seine Predigt fließt ganz aus der Schrift, aber was er dort gefunden, hat er zuerst in sein Herz aufgenommen, um es dann überaus praktisch und konkret mit tiefgehender Kenntnis des Menschenherzens zu verwerten. Ein mystischer Einschlag gibt seiner Predigt noch eine besonders herzbewegende Macht. Er weiß die Verirrten und Verlorenen zu fassen, die Seelen zu der Liebe Gottes zu führen und auf dem Wege des Heils zu leiten. Bei jeder Gelegenheit weist er

darauf hin, daß der Kirche die Reinheit des Lebens fehle, die sie als Gemeinde der Heiligen haben müsse, aber den Grund dieses Mangels findet er weniger in der Verfassung der Kirche und dem Fehlen der Kirchenzucht als in dem innern Abfall von der Heilslehre. Mit kräftigen Worten ruft er die Gemeinde zur Mitarbeit auf, kraft ihres königlichen Priestertums die Mitschriften zu unterrichten, die Betrübten zu trösten und die Notleidenden zu besuchen. Durch seine vielen Predigtsammlungen und Erbauungsschriften hat er auf weite Kreise gewirkt. Neben ihm ist auch Scriver zu nennen († 1693) „dem das Siechbette zum Siegesbette wurde und die Gräber, die sein Haus umgaben, zu Denkmalen des ewigen Lebens," der im „Seelenschatz" das Stilleben der gefallenen und erlösten Seelen mit Gott schildert und in „Gottholds zufälligen Andachten" gemütvoll alles Vergängliche zum Gleichnis des Ewigen macht. Die Erbauungsschriften dieser Männer haben später noch dem lutherischen Volke durch die dürre Zeit des Rationalismus hindurchgeholfen und unter der Eisdecke des Vernunftglaubens eine grünende Saat erwachsen lassen für bessere Zeiten. Endlich darf auch Balthasar Schuppius nicht vergessen werden, der 1648 die Friedenspredigt in Münster hielt, „der Mann mit dem redlichen frommen Herzen, dem offenen hellen Auge und dem heitersten, auf tiefem heiligen Ernste ruhenden Humor." Er war sehr gelehrt und ist in der Welt viel umhergekommen; seine Professorenstelle in Marburg, wo er der Lieblingslehrer der Studenten war, vertauschte er aus Liebe zur praktischen Tätigkeit mit der Hofpredigerstelle in Braubach, von wo er nach Hamburg kam. Er wollte vornehmlich durchs Leben fürs Leben lernen, um aufs Leben zu wirken. Seine Schriften sind breit geschrieben, aber gedankenreich; sie sprudeln von launigen Einfällen, Vergleichen und Beispielen aus der Geschichte und verbinden feine Beobachtung mit körnigem, oft derbem Ausdruck. So hoch er von rechter Wissenschaft hielt, so scharf geißelte er die aufgeblasene, selbstgenügsame Schulweisheit, und eine Hand voll Gewissen ist ihm lieber als ein Sack von Wissen, die Theologie fast mehr eine Erfahrung als eine Wissenschaft. Schonungslos strafte er die Sünden, wo er sie fand. In Braubach nannte er den Hof „ein Paradies der Füchse, eine Hölle der Einfältigen, ein Feg-

feuer der Wohllebenden", aber der Fürst selbst schützte seinen Dr. Schuppius: „er hat einen hitzigen Kopf und ein deutsches Maul, aber auch ein ehrlich Gemüt und Herz". Auch in Hamburg stritt er mit derber Offenheit und gewaltigem Ernste gegen die furchtbare Sittenverderbnis und fand ungeheuren Zulauf zu seinen Predigten. „Was wäre es," sagte er einmal, „wenn die Arianer, die Photinianer, die Wiedertäufer und andere Ketzer ihre Lehre verdammte, und uns verdammte unser epikuräisches gottloses Leben? Wir Lutheraner rühmen uns der reinen Lehre, allein wir leben oft nicht wie die Menschen, sondern wie die Teufel, wir stinken vor lauter Heuchelei." Mit großer Treue trieb er auch die Seelsorge bei Kranken, Schwachen und Armen, für die er mehrere Traktate schrieb. Seine Kollegen befehdeten ihn auf das heftigste und zweifelten seine Rechtgläubigkeit an. Erst der Tod erlöste ihn „aus der Lö.vengrube angeblicher Rechtgläubigen und unwürdiger Sachwalter der vermeintlich allein gültigen Schulweisheit."

Aber alle diese Männer übertrifft an Erfolg des Wirkens Spener. Spener hat eine fromme Erziehung genossen und ist in der Stille aufgewachsen. Die Schriften Arndts und reformierte Erbauungsbücher aus der englischen Kirche haben großen Einfluß auf seine innere Entwicklung gehabt. Seine theologische Ausbildung erhielt er auf der streng lutherischen Universität Straßburg, von deren Lehrern er stets mit großer Anerkennung gesprochen hat, und schon hier sammelte er einen kleinen Kreis Studenten um sich zur gemeinsamen erbaulichen Betrachtung der Schrift. Von nicht geringer Bedeutung wurde für ihn ein Aufenthalt in Genf, die Verfassung der reformierten Kirche und die Frömmigkeit und feine Bildung ihrer Geistlichen machte auf ihn tiefen Eindruck. Dazu kamen die Predigten Labadies, der als Reformator der auch in Genf verfallenen calvinischen Kirchenzucht auftrat. Nach kurzem Wirken als Prediger und Dozent in Straßburg wurde er 1666 im Alter von 31 Jahren Pfarrer und Senior des geistlichen Ministeriums in Frankfurt.

Spener gehört nicht zu den großen Predigern der lutherischen Kirche. Ein Heinrich Müller überragt ihn ganz bedeutend, auch nach der theologischen Seite hin. Spener predigt mehr über das Schriftwort, als das Schriftwort selbst. Er

ist weitschweifig und oft eintönig, aber seine Predigten sind ausgezeichnet durch sachliche Gediegenheit, durch Einfalt und Wahrheit und durch religiösen und sittlichen Ernst. Leidenschaftslos, aber klar und nachdrücklich, unter völligem Zurücktreten der eigenen Person, aber von der Sorge um das Seelenheil der Zuhörer erfüllt, legt er den Heilsweg dar, und weiß die einzelnen Seelen auf ihm zu führen. Sein immer wiederholter Grundgedanke ist, daß aus dem rechten Wissen auch die rechte Gottseligkeit, aus dem rechten Glauben die rechte Heiligung erwachsen müsse, „wie nicht möglich sei, daß derjenige von Grund der Seele glaube, daß er von Sünden und der Welt Dienst erlöset sei, welcher denselben so angelegentlich annoch dienet, und also ingesamt, wie in Christo eine neue Kreatur und ein rechtschaffenes Wesen sei." Er bekämpft die tote Glaubensgerechtigkeit einer erstorbenen Orthodoxie und legt alles Gewicht auf die wahre Lebensgerechtigkeit. Da er nach der damaligen Sitte in der lutherischen Kirche Frankfurt, die auch noch anderswo herrschte, nur über die herkömmlichen evangelischen Perikopen predigen durfte, schickte er seinen Predigten eine Einleitung, fast ebenso lang wie eine Predigt, voraus, in der er dem Haupttexte verwandte Schriftstellen auslegte. Das war freilich eine homiletische Ungeheuerlichkeit, aber Spener wußte sich nicht anders zu helfen, wenn er gegenüber dem starren Perikopenzwange die Bedürfnisse der Gemeinde befriedigen wollte. Es war ein Protest gegen das offizielle Kirchentum und hat an seiner Auflösung mitgewirkt.

Den gleichen Eifer wie den Predigten wandte er dem Jugendunterrichte zu. Obwohl ihn sein Amt dazu nicht verpflichtete, hielt er jeden Sonntag Nachmittag die Katechismuslehre, zu der sich neben den Kindern und Dienstboten auch die Erwachsenen einfanden. Frei von aller Pedanterie verstand er die christlichen Dinge für die Jugend in der einfachsten Weise zu behandeln. Er wollte „den Kopf in das Herz bringen" wie der Freiherr von Helmont es einmal formulierte, d. h. durch die Katechismuslehre eine lebendige Erkenntnis erzielen, sie für Erweckung, Zucht und Trost der Seelen fruchtbar zu machen und eine persönliche Entscheidung für Christus hervorzurufen. Aus diesem Streben erwuchs auch seine „einfältige Erklärung

des Kleinen Katechismus Luthers", in dessen Fragen oft auf Bewährung des Gelernten im Leben gedrungen wird. Im Interesse der Jugenderziehung hat Spener auch besonderes Gewicht auf die Konfirmation gelegt und den Anstoß zu ihrer allgemeinen Einführung gegeben. Die Konfirmation findet sich in der lutherischen Kirche schon früh und ist der religiösen Fürsorge für die Kinder erwachsen. Chemnitz bezeichnet in der Kalenberger Kirchenordnung von 1569 als ihren Zweck, daß dadurch die Eltern an die Pflicht der religiösen Unterweisung ihrer Kinder und die Kinder an ihre Taufe erinnert und dadurch im Glauben gestärkt werden. Das Hauptstück der Konfirmation ist ihm das Katechismusexamen vor der Gemeinde, das den Charakter eines Glaubensbekenntnisses trägt und dem die Fürbitte für die Kinder folgt. Der Streit um die Kindertaufe mit den Wiedertäufern förderte ihre Einführung, ebenso die Bestrebungen für das Interim. Aber gerade die Verhandlungen über das letztere riefen in manchen lutherischen Gebieten auch den Widerspruch gegen sie als eine Rückkehr zur römischen Firmung hervor, und die Reformierten haben ihre Einführung viel eifriger betrieben als die Lutheraner. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Stimmung für sie günstiger, je mehr Wert man auf die religiöse Erziehung der Jugend legte. Wir hörten schon oben, wie sich auch die orthodoxen Geistlichen um die Hebung des Katechismusunterrichtes bemühten. Auch die Erfolge der römischen Propaganda mußten es nahelegen, mittels der Konfirmation die konfessionelle Zugehörigkeit der Kinder festzulegen. So kamen die Zeitverhältnisse den Bestrebungen Speners entgegen.

Spener geht zunächst gesunde lutherische Wege. Die Konfirmation ist ihm der Abschluß der katechetischen Unterweisung, sie hat Wert durch den ihr vorangehenden Unterricht und die Fürbitte der Gemeinde. Ob das Ziel des Katechumenats erreicht ist, wird durch eine Prüfung festgestellt, die sich nicht auf das bloße Wissen erstrecken soll, sondern — und hier wird sein Verfahren bedenklich — darauf, ob das Kind bekehrt ist und den Taufbund durch persönliche Entscheidung für Christus erneuert hat. Das Gelübde mit Handschlag, der es eidlich verfestigt, überwiegt die Fürbitte der Gemeinde. Der ganze Unter-

richt bezweckt die Bekehrung der Kinder, die an bestimmten Zeichen erkannt werden soll. Die Konfirmation wurde das Mittel eine Schar der Erweckten oder Wiedergeborenen innerhalb der Massenkirche zu sammeln. Mit dieser Zielsetzung hat Spener die Bahn eines gesunden Luthertums verlassen, was sich später rächen sollte. Die öffentliche Konfirmation wurde in den Landgemeinden der Stadt Frankfurt durch ein Gesetz eingerichtet, in der Stadt selbst aber vermochte Spener sie nicht durchzusetzen und mußte sich mit Privatkonfirmationen in den Häusern, wo sie gewünscht wurde, begnügen, aber durch seine Einwirkung ist diese Handlung, wo sie abgekommen war, wieder erneuert, wo sie zur bloßen Form erstarrt war, neu belebt und wo sie überhaupt noch nicht bestand, jetzt eingeführt. Nur einzelne Gebiete, z. B. Hamburg, sind bis in das 19. Jahrhundert damit zurückgeblieben.

Zweifellos geht auch auf Spener der neue Eifer im Jugendunterricht zurück. Die zahlreichen Versuche, nach dem Westfälischen Frieden den Katechismusunterricht zu fördern, hatten nicht viel Erfolg gehabt. Herzog Ernst August von Hannover mußte 1681 „mit sonderbarer Bewegnis seines fürstlichen Gemütes“ vernehmen, daß trotz aller Verordnungen „die unverantwortliche Ignorantz der Haupt-Artikel unsers allein seligmachenden christlichen Glaubens bei dem gemeinen Volke von neuem fast überhand nehme“. Unter Androhung unausbleiblicher ernster Strafe wurde den Eltern aufgegeben, ihre Kinder zur Schule zu schicken, den Lehrern, sorgfältiger auf die Jugend zu achten und den Pastoren und Superintendenten, die Schulen fleißiger zu revidieren. Ähnliche Befehle, Alte und Junge fleißiger zu unterrichten, ergingen auch wiederholt von der Regierung in Celle und anderen deutschen Regierungen. Aber der Erfolg ist nicht groß gewesen. 1710 klagt das Konsistorium in Hannover darüber, daß die Pastoren die Katechismuslehre in der Kirche oft den Lehrern überlassen oder „wegen einer unnötigen Reise, Kindtaufschmauses oder anderen Gastereien, oder wenn etwa ein Kind zu begraben war, gar einstellen.“ Erst die Aufklärungszeit hat im Jugendunterricht gründlichen Wandel geschaffen.

In gleicher Weise, wie die religiöse Fürsorge für die Jugend

lag Spener auch die private Seelsorge am Herzen. Gern hätte er nach reformiertem Vorbilde die regelmäßigen Hausbesuche eingeführt, aber das scheiterte an dem Widerspruch der Gemeinde und war von dem Rate ausdrücklich verboten. Um das recht zu beurteilen, muß man erwägen, daß es sich hier nicht um die private Seelsorge handelte, die natürlich nicht untersagt war, sondern um offizielle Hausbesuche, welche der Kirchenzucht dienen sollten. Die Gemeinde sollte dadurch in ihrem kirchlichen, religiösen und sittlichen Leben kontrolliert werden. Ein derartiges Verfahren widerspricht aber lutherischer Art, und so vermochte Spener es nicht durchzusetzen, ebensowenig aber auch, daß die Konfitenten in dem Hause des Predigers sich zu seelsorgerlicher Besprechung zu melden hätten. Auch die Gedanken einer Kirchenzucht, wie sie in Straßburg, der lutherisch-darmstädtischen Kirche und den Frankfurter Landgemeinden bestand, wo sogenannte Helfer aus dem Laienstande dem Pfarramt zur Seite traten, hat er in Frankfurt selbst nicht verwirklicht. Er war sich auch wohl bewußt, daß eine solche nur in einer lebendigen Gemeinde durchzuführen sei. Einen Ersatz für sie schuf Spener in den collegia pietatis, den Versammlungen zur Frömmigkeit. Nicht vom Staate, über dessen Cäsareopapie er bitter klagt, auch nicht vom Kirchenregimente, dem er Nachlässigkeit vorwirft, sondern von dem dritten Stande erwartete er die Besserung der Kirche. Die eigentliche Gemeinde, die bis jetzt ohne alle Vertretung und Fähigkeit zu handeln sei, solle tätig gemacht werden. Darum suchte er sie in besonderen Vereinigungen zu sammeln, sie vor allem religiös zu bearbeiten. In den einzelnen Gemeinden sollten möglichst unter Leitung der Pastoren die religiös Angeregten gesammelt werden zum gemeinsamen Lesen von Erbauungsschriften, zur eingehenderen Forschung in Gottes Wort und zu gegenseitiger Vermahnung und Zucht. So sollte ein Kern der Gemeinde gebildet werden, von dem dann ein Wirken zur Erneuerung des Ganzen ausgehen könnte. Dieses Verfahren war schon von Speners Lehrern, Schmid und Dannhauer in Straßburg, anerkannt und von Großgebauer empfohlen und war, ohne daß Spener es wußte, schon hier und da auf lutherischem Boden eingeführt.

Seine Absicht, für eine Reformation der lutherischen Kirche

zu arbeiten, hat er am deutlichsten in seinen „Frommen Wünschen“ ausgesprochen. Er hat sich freilich nie für einen Reformator gehalten, sondern er wollte die Besserung nur vorbereiten. In dieser seiner Hauptschrift setzte er die Bestrebungen fort, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in der lutherischen Kirche immer stärker sich geltend gemacht haben. Spener weist auch ausdrücklich auf seine Vorbilder, wie einen Großgebauer, hin. Aber seine Schrift zeichnet sich vor den älteren durch eine gewisse Vollständigkeit, durch die Idealität und das Maßvolle seiner Forderungen und durch die Originalität in deren Begründung aus. Gemäßigt und kurz rügt er die Gebrechen der Kirche und ist reich an Vorschlägen zu ihrer Besserung Dabei ist er nicht auf gesetzliche Mittel bedacht wie der Calvinismus, sondern erhofft echt lutherisch alles von einer auf freie Überzeugung rechnenden Erziehung zum lebendigen Christentum. Vor allem wird die fleißige Übung des geistlichen Priestertums der Gläubigen betont und das gemeinsame An- und Miteinanderarbeiten zur eigenen Heiligung und zur Besserung der Kirche. Dann verlangt er eine reichlichere Verkündigung des Worte Gottes in Privatversammlungen, eine bessere Vorbildung und Erziehung der Theologen zu einem gottseligen Leben, eine bessere und fruchtbarere Art der Predigten, in welchen die Hauptstücke sein müssen, daß das Christentum in dem inneren oder neuen Menschen bestehe, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens seien, und eine Änderung der Polemik, die in herzlicher Liebe und mit dem lebendigen Verlangen, den Gegner nicht bloß zu überzeugen, sondern auch zu bessern, getrieben werden müsse. Bei seinen Vorschlägen beruft er sich überall auf das Zeugnis hervorragender lutherischer orthodoxer Lehrer.

Groß war der Beifall, den Speners Schrift fand. Von den verschiedensten Seiten liefen Zustimmungen ein, so auch von Calov in Wittenberg. Es war, als wäre hier das lösende Wort in einer verworrenen Zeit gesprochen, und zahlreiche Schriften anderer Theologen gaben jetzt den gleichen Gedanken Ausdruck. Was ihm solchen Beifall erwarb, war nicht zum wenigsten darin begründet, daß er eine fleckenlose christliche Persönlichkeit voll Demut und Bedächtigkeit war und seine

Reformvorschläge maßvoll blieben. Seine Anregungen gaben vielfach der Predigt und der Katechese einen neuen Aufschwung. Hauptsächlich im oberen Deutschland, in Hessen und Franken, auch in Augsburg, fand er Anhänger und Nachfolger. Er wurde viel aufgesucht von Leuten aus ganz Deutschland und hat nicht nur durch persönliche Verhandlungen, sondern auch durch einen ausgedehnten Briefwechsel auf viele einen bestimmenden Einfluß geübt. In einem Jahre hat er einmal 622 Briefe beantwortet und noch 300 am Ende des Jahres unbeantwortet lassen müssen. Zahllos sind die Anfragen, die wegen der verschiedenartigsten Fälle des christlichen Lebens an ihn kamen, und durch ausführliche Gutachten wurde er Seelsorger eines über ganz Deutschland ausgedehnten Kreises. Als Oberhofprediger in Dresden, wo ihm freilich mit Ausnahme der Kurfürstin alles entgegenwirkte, und in Berlin, wo er weder das Vertrauen des Königs noch der Königin besaß, hat er auch in diesen Ländern anregend gewirkt.

Daneben fehlte es ihm aber auch nicht an heftigen Gegnern. In Dresden waren seine nächsten Kollegen mit ihm nicht eines Sinnes. Carpzov in Leipzig, der seit zwanzig Jahren kein exegetisches Kolleg mehr gelesen hatte, empfand es bitter, als das Oberkonsistorium in Dresden auf Speners Antreiben die Fakultät zur fleißigeren Auslegung der Schrift ermahnte, weil die Kenntnisse der Kandidaten im Neuen und noch mehr im Alten Testamente sehr mittelmäßig seien. Noch heftiger griff der schroff-orthodoxe Deutschmann in Wittenberg Spener an seine Schriften eifrig nach falschen Lehren durchspürend, aber es zeigte sich dabei auch schon deutlich, wie die Orthodoxie durch die Spenersche Richtung bereits bedrängt und in die Verteidigungsstellung gedrängt war. Sie vermochte über diesen neuen Gegner nicht einmal einen äußerlichen Sieg zu verfechten, sondern mußte sich vor der neuen Zeitströmung zurückziehen, die Spener mit großer Milde, mit schonender Rücksicht gegen die Alten vertrat,

So heilsame Lebenskräfte Spener der lutherischen Kirche zugeführt hat, so wenig läßt sich leugnen, daß er auf der andern Seite ihren Bestand auch untergraben hat, und insofern sind seine Gegner im Rechte gewesen, wenn sie auch oft mit

Unverstand und mit Beschränktheit gegen ihn stritten. Spener ist gewiß ein guter Lutheraner. Er hat entschieden abgelehnt, sich an den Beratungen über die Union zu beteiligen, für welche der König von Preußen 1703 eine Kommission einsetzte ebenso ist er Gegner der calixtischen Ideen. Er hält entschieden die lutherische Lehre für die reinste Ausprägung des Christentums, aber er vertritt daneben die Anschauung, daß die Unterschiede zwischen der reformierten und lutherischen Konfession mehr in der Theorie als in der Praxis vorhanden und beide Kirchen im Fundament einig seien. Er sagt auch ausdrücklich, daß Streitigkeiten über Lehrunterschiede und Feststellung von notwendigen Glaubenswahrheiten, welche die Leute aus dem Volke nicht begreifen, nichts wert seien, da doch aufrichtiger Glaube und die daraus fließende unverfälschte Liebe das Einzige seien, worauf es in der Zeit der Apostel angekommen sei. So waren auch seine Konventikel gleichgültig gegen die Konfessionsunterschiede und haben dadurch der Aufklärung vorgearbeitet.

Aber gegen Spener selbst sind noch ernstere Bedenken geltend zu machen. Er ist unmittelbar der Vater des sog. Pietismus geworden, der neben manchem Segensreichen zuletzt die Zerstörung der lutherischen Kirche verursacht hat. Die Collegia pietatis wurden neben und außerhalb der rechtlichen Ordnung der Kirche angesiedelt und die Genossen dieser „Kirchlein in der Kirche" dünkten sich bald auch als die Auserlesenen, das wahre Volk Gottes. Während sie erst als unter Leitung der Pastoren stehend gedacht waren, hatte Spener später zugegeben, daß auch Kandidaten, ja selbst Laien ihnen vorstanden und Frauen darin das Wort führen durften. In diesen Kreisen wurde ein ungesundes Gefühlschristentum gepflegt und eine skrupulose Gesetzlichkeit, die mit Hochmut und Splitterrichterei verbunden war; allerhand extravagante Geister fanden hier einen Tummelplatz für ihren Subjektivismus und ein separatistischer Zug machte sich geltend, hat sich doch ein Teil sogar vom Abendmahl zurückgezogen, um nicht mit solchen kommunizieren zu müssen, die nach ihrer Meinung unwürdig waren. Spener selbst ist diesem Treiben nicht bestimmt genug entgegengetreten, er war überhaupt zu nachgiebig gegen fremde Einflüsse. Bei

aller Absicht, selbst korrekt rechtgläubig und kirchlich zu sein, hat er doch hier unlutherische Bestrebungen geschützt, die ihm eigentlich fremd waren, wie er auch den mystischen und indifferentistischen Elementen, welche Böhmes Gedanken in diesen Kreisen verbreiteten, gegenüber eine wohlwollende Neutralität bewahrte. Er hatte kein Wort gegen die Böhmeschen Ansichten, fühlte sich auch nicht verpflichtet, dessen Schriften zu lesen, um vor den bedenklichen Ansichten dieses Mannes warnen zu können. So war Spener schuld an der enthusiastischen und Böhmeschen Art, die im Anfang des 18. Jahrhunderts unter den Pietisten überwiegt, während die schlichten, rechtgläubig Gesinnten unter ihnen zurücktreten. Ja, Spener hat das Mißtrauen dieser pietistischen Kreise gegen die Kirche und ihre Diener und damit die separatistische Strömung selbst mit verursacht und verstärkt. Er hat bisweilen bitter geurteilt, daß die meisten Lehrer, die Hirten insgemein fleischliche, unwiedergeborene und pflichtvergessene Leute seien und sich hin und wider durch den Widerspruch der Orthodoxen fortreißen lassen, seine Anhänger für die einzig rechtschaffenen Prediger zu halten. Auch hat er sich öfters über den Verfall der Kirche und ihre Reformbedürftigkeit auf das schärfste ausgesprochen. Obwohl er in ruhiger Stimmug den Grundsatz festhielt, daß man die Gegenwart nicht an der vorgeblichen Reinheit der apostolischen Gemeinde in Lehre und Leben messen dürfe, hat er doch auch wieder zuweilen pessimistisch geurteilt, daß die lutherische Kirche an dem Verderben Babels teilnehme, die große Mehrzahl ihrer Glieder Unchristen ohne Glauben und ihre Prediger ohne die rechte Lehre seien. Solche Gedanken wurden von den separatistisch Gesinnten begierig aufgegriffen, und der eigene Schwager Speners, Horb, hat die Konventikel zu Pflanzstätten selbstgerechter Überhebung gemacht und das eigentlich Pietistische großgezogen, wenn er z. B. forderte, daß bei den Versammlungen jeder die Wunden seiner Seele zur Sprache bringen solle, um sich Rat zu erbitten und dann später Rechenschaft zu geben, welchen Erfolg dieser Rat gehabt hätte. Das mußte natürlich zur Selbstbespiegelung führen und schwere Schäden in dem religiösen Leben hervorrufen. Spener selbst hat in Dresden und Berlin das Konventikelwesen nicht mehr gefördert;

wenn er sich auch mißbilligend über die durch die Geistlichen herbeigeführte Schließung der Collegia in Frankfurt äußerte, so scheint er selbst doch von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung nicht mehr völlig überzeugt gewesen zu sein.

Die Orthodoxie hatte ein Bewußtsein davon, welche Gefahren ihr von dem Pietismus drohten und wie dieser auch ein zerstörendes Element für die Kirche in sich barg, und trat gegen ihn ins Feld. In ihre engen theologischen Gedankengänge eingesponnen, vermochte sie aber auch hier die eigentlich bedenklichen Punkte bei dem Gegner nicht zu fassen, sie trat nicht der Gesamtanschauung des Pietismus entgegen, sondern beschränkte sich darauf, einige Einzelheiten herauszugreifen und einzelne Sätze der Gegner an dem Maßstab der starren Orthodoxie zu messen, um sie als ketzerisch zu erweisen. Man lauerte den Pietisten auf, allerhand wirkliche und vermeintliche Abweichungen von der orthodoxen Lehre zu entdecken, um sie dann schonungslos aus Amt und Brot zu vertreiben. Mit solch einer Kampfesweise war zuletzt gegen diese Zeitströmung nichts auszurichten. Schlimmer noch war ein anderes. Anstatt den wohlberechtigten Forderungen der Spenerianer entgegenkommen und sie zur Belebung der orthodoxen Kirche zu benutzen, ließ man sich durch den Widerspruch gegen Einzelheiten fortreißen, auch das als pietistisch zu verwerfen, was man vorher selbst als wünschenswert bezeichnet hatte. In Bausch und Bogen wurde alles verdammt, was von jener Seite kam, nicht nur die Konventikel, deren Gliedern zuerst der Spottname „Pietisten" angehängt wurde, sondern jeder Versuch, den Gemeinden reichlichere und tiefere Erbauung zu bieten und das akademische Studium der Theologie dadurch zu verbessern, daß die Beschäftigung mit der Schrift verstärkt und die mit der Schuldogmatik eingeschränkt, daß ferner für die religiöse und sittliche Bildung der jungen Theologen mehr getan würde. Carpzov kam in der Opposition gegen Spener so weit, daß er den gegenwärtigen Stand der lutherischen Kirche für den „blühendsten" erklärte. Die theologische Fakultät in Leipzig vertrieb Francke, der in Speners Sinne wirkte und ging scharf gegen die des Pietismus verdächtigten Studenten vor. Als Francke in Erfurt eine große Wirksamkeit entfaltete, setzten die Orthodoxen unter

dem Beistande von Carpzov in Leipzig es durch, daß er auch hier als Unruhestifter und gefährlicher Demagoge abgesetzt und vertrieben wurde. Nur vereinzelt, wie in Hessen-Darmstadt, fand der Pietismus in den Fürsten Beschützer.

Auch in Hamburg wurde gegen die Pietisten eingeschritten. Hier hatten Speners Anhänger die Oper als widerchristlich angegriffen, vor allem der Pastor Winckler, was Spener selbst übrigens nicht billigte. Ebenso waren, von Winckler beschützt, hier Konventikel von Bürgern entstanden ohne geistliche Leitung, in denen sich extravagante und separatistische Ansichten breit machten. Der orthodoxe Pastor Johann Friedrich Mayer nahm nicht nur die Oper in Schutz, sondern zog auch heftig gegen die Konventikelleute zu Felde. Er hatte dabei ein wohlberechtigtes Interesse, denn hier drohte der Kirche eine Gefahr, aber er verfuhr leidenschaftlich und feindselig. Spener, der zur Hilfe gerufen wurde, benahm sich in dem Streite nicht gerade taktvoll, sondern bewies sich ebenso streitsüchtig wie Mayer und war somit selbst schuld daran, daß seine Gegner den Streit persönlich und rechthaberisch führten. Als sein Schwager Horb nun noch unvorsichtig ein unlutherisches Traktat verteilte, wiegelte Mayer die Bürgerschaft gegen ihn auf und erregte Pöbeltumulte gegen den verhaßten Gegner, der auf Befehl des Rates die Stadt räumen mußte; seine Frau wurde gezwungen, mit ihrer Habe binnen 24 Stunden Hamburg zu verlassen.

Der Streit in Hamburg über die Oper ist ein Stück der Kämpfe über die Mitteldinge, der zwischen den Orthodoxen und Pietisten stattfand. Nach lutherischer Anschauung sind Tanzen, Schauspiele u. dgl. Mitteldinge, deren rechter Gebrauch erlaubt, Mißbrauch aber verboten ist. Die calvinische Ansicht wollte derartiges überhaupt nicht als Mittelding gelten lassen, sondern sah jene Vergnügungen im ganzen als Sünde an und ließ nur Ausnahmen zu. Spener vertrat lediglich in der Theorie den lutherischen Standpunkt, in der Praxis aber, wenn auch mit vorsichtiger Milde, den calvinischen, den dann seine Anhänger mit Entschiedenheit verfochten. Die Frage hat dann in steigendem Maße die Gemüter bewegt. Viele Verhandlungen rief eine Erklärung von fünf jungen Theologen pietistischer Richtung in

Gotha hervor, die behaupteten, daß das damals übliche Tanzen, Kartenspielen, Komödienbesuchen, Scherzen, Schwänke erzählen u. dgl. nicht Mitteldinge, sondern Sünde und Greuel vor Gott seien. Der Pastor Töllner bei Leipzig mußte den Kampf gegen das Pfingstbier seiner Bauern, der bis zur Verweigerung der Absolution ging, mit Absetzung büßen. Der Mann war freilich in seinem Rechte gewesen, gegen diese von Tanzen und Schreien begleitete Sauferei, die in der Pfingstwoche fünf Tage dauerte, Klage zu führen, mag er immerhin ein Mann von „verdrießlicher Stimmung" gewesen sein. Nicht bloß die Polizei, sondern auch das Konsistorium ließ ihn dabei im Stiche, indem es das Pfingstbier für ein Mittelding erklärte. Es zeigt sich hier, daß der Pietismus doch größeren sittlichen Ernst hatte und entschieden an der Besserung der kirchlichen und sittlichen Zustände arbeitete.

Die Orthodoxie stand in bezug auf die Mitteldinge anders und ließ sich durch den Widerspruch gegen den Pietismus verleiten, ihren freieren Standpunkt auf das schärfste zu betonen. Der Schüler Calovs, Mayer, verteidigte die Zulässigkeit der Schauspiele damit, daß ja auch der heilige Geist die Gestalt einer Taube und die Engel die Gestalt von Jünglingen angenommen hätten. Noch berüchtigter wurde seine Tanzpredigt in Wittenberg. Ein junger Geistlicher war nach einem starken Trunk Bieres während des Tanzens tot hingefallen. Da hielt ihm Mayer die Leichenrede und stimmt Trauerlieder an, „weil wir von dem seligen Magister Vogel verlassen sind, aber andere Lieder hören wir aus seinem Munde, daß diese Hochzeit ihm zur höchsten Freude ausgeschlagen, indem er von dieser Hochzeit zur Hochzeit des Lammes berufen worden." Dann zieht er Michal, die Tochter Sauls an, die den König David verlachte, als er vor der Bundeslade tanzte. „Wieviel hochmütige und höhnische Michale sehe ich nicht hinter den Fenstern liegen und diesen treuen Diener um seiner Freude im Herrn willen verachten! Sollte es die päpstliche Michal erfahren, mit was spöttischen Augen sollte sie diesen tanzenden Priester ansehen. Die calvinische Michal, die ihrer verzweifelten Melancholie immer nachhängt, weil ihr schreckliches Evangelium sie jederzeit erschreckt, daß Gott die Menschen verstoße, sie mögen so fromm

leben als sie wollen, — welche schnöde Verachtung würde sie nicht anjetzo von sich spüren lassen, wenn sie, die alle Tänze verwirft (wovon Voetius, Rivetus, Maresius zu lesen) einen tanzenden Priester sehen sollte." In Hamburg pflegte dieser Mayer, ein willensstarker, lebhafter, witziger und phantasiereicher Prediger, ein Mann des Volkes, aber maßlos eitel, durch seine Kanzelspäße über die Gegner oft schallendes Gelächter hervorzurufen. Hier hat er auch seine berühmte Klingelbeutelpredigt gehalten, als die Kirchenvorsteher ihn nicht mehr herumtragen wollten. Mayer nahm ihn mit auf die Kanzel und zeigte ihn der Gemeinde vor mit den Worten: „Hier ist der von den hochmütigen Leuten verlassene Klingelbeutel." Nachher legte er ihn wieder nieder: „Bleib liegen, du armer verlassener Klingelbeutel! Jesus erbarme sich über die Armen!"

Wie die von Spener beeinflußten Kreise auch unmittelbar an der Auflösung des bestehenden Kirchenwesens arbeiteten, zeigt besonders der Kampf gegen den Beichtstuhl, den Pastor Schade in Berlin entfachte. Das Beichtwesen lag allerdings in der lutherischen Kirche sehr im Argen. Luther hatte die römische Ohrenbeichte und den Beichtzwang als einen unerträglichen Gewissensdruck verworfen, aber die Privatbeichte als eine, wenn auch nicht notwendige, doch heilsame Ordnung beibehalten. Diese unterscheidet sich von der Ohrenbeichte dadurch, daß in ihr keine ausführliche Aufzählung aller einzelnen Sünden verlangt wird, sondern daß es der Gewissensfreiheit des Einzelnen überlassen bleibt, was er etwa von einzelnen Sünden dem Pastor offenbaren will. Der Pastor aber erscheint nicht wie in der römischen Kirche als Richter, sondern als Trostspender und Berater der Beichtenden. Daneben findet sich ein sog. Beichtverhör, das den Zweck hat zu ermitteln, ob der Beichtende auch Reue und Glauben und Besserungseifer habe. Dies Beichtverhör, das mit der Anmeldung zum heiligen Abendmahl verbunden war, sollte pädagogischen Zwecken dienen, Unwürdige fernhalten und eine rechte Vorbereitung zum Sakrament verbürgen. War es erst nur auf die Kinder, Gesinde und das „grobe Volk" beschränkt, so wurde es schon bald auf alle Kommunikanten übertragen und mit der durchgehends geforderten Privatbeichte, die im Beichtstuhl abgehalten wurde, verbunden. Die Beichte

wurde damit zum Hauptmittel der kirchlichen Erziehung und religiösen Unterweisung, und im Grunde war zwischen der lutherischen und römischen Praxis kein Unterschied mehr. Fast schlimmer noch war, daß die bürgerliche Ehre von der regelmäßigen Teilnahme am Gottesdienst abhing, und jeder somit gezwungen war zu beichten, wenn er sich nicht der Ausschließung aus der bürgerlichen Gesellschaft und einem unehrlichen Begräbnis aussetzen wollte. Schon das mußte den religiösen und moralischen Charakter der Beichte schwer schädigen. Das Beichtverhör verkam und konnte nicht mehr gehandhabt werden, als die Kommunikanten sich nicht mehr wie früher über das ganze Jahr verteilten, sondern sich zu gewissen Jahreszeiten in großen Scharen zum Beichtstuhl drängten. 1684 wurden in Stuttgart „wegen Kosten der Zeit" öfters 60—70 Leute auf einmal absolviert. Da mußte die Beichte von selbst zu einem ganz mechanischen Verfahren werden, welches darin bestand, daß man eine der üblichen Beichtformeln hersagte und die Absolution empfing. Eine seelsorgliche Einwirkung war ausgeschlossen und dem Leichtsinn und der Heuchelei Vorschub geleistet.

Schon mancher orthodoxe Geistliche hatte bitter über die „Marterbank" des Beichtstuhls geurteilt. Alle, welche vor Spener an der Erneuerung des kirchlichen Lebens arbeiteten, legen gegen ihn Zeugnis ab, so Heinrich Müller und noch schärfer Großgebauer. Jetzt aber erfolgte der heftigste Angriff durch den Anhänger Speners, Schade. Leidenschaftlich brach er in Worten und Schriften gegen den Beichtstuhl los; ein Traktat schloß mit den Worten: „Es lobe, wer da will, Beichtstuhl, Satansstuhl, Feuerpfuhl!" Ja, er schaffte eigenmächtig den Beichtstuhl ab und führte statt seiner zur Vorbereitung auf die Kommunion ein allgemeines Sündenbekenntnis mit Absolution ein. Das Vorgehen Schades erregte großen Unwillen. Spener war erschrocken und verbot ihm sein Verfahren. Aber ein Teil der Gemeinde hielt zu Schade, drohte mit dem Austritt aus der lutherischen Kirche und kämpfte immer fanatischer gegen das „babylonische Monstrum und Ungeheuer" der Privatbeichte. Da griff der Kurfürst von Brandenburg ein und verfügte, daß es in eines jeglichen Belieben gestellt sein sollte, sich der Privatbeichte oder der allgemeinen Beichte zu bedienen.

Die Orthodoxen schrieben auf das heftigste gegen Schade, Deutschmann in Wittenberg bewies sogar, daß Gott die Privatbeichte schon im Paradiese gestiftet habe. Auch Spener, der Schades Vorgehen „das schwerste Anliegen seines Lebens" nannte, hatte erbitterte Angriffe zu erdulden. Wenn er auch Schade entgegengetreten war und sich noch in dieser Zeit ganz konservativ über die Privatbeichte äußerte, so hat er doch an ihrer Beseitigung mitgewirkt, indem er es als die Aufgabe der Pastoren im Beichtstuhl bezeichnete, eine Gewissensprüfung der Beichtenden anzustellen und die vorläufig abzuweisen, bei denen die Sorge abwalte, daß sie unbußfertig sein möchten, selbst wenn offenbare Laster bei ihnen nicht zu finden seien. Wenn das die Aufgabe der Pastoren sein soll, so mußten allerdings gewissenhafte Seelsorger sich weigern. Der maßlose Widerspruch der Orthodoxen gegen Schades Vorgehen hat aber nur geschadet. Sie vergaßen, daß diese Einrichtung in vielen lutherischen Kirchen in Schweden und Dänemark, an vielen Orten in Oberdeutschland und in allen lutherischen Kirchen Hollands überhaupt nicht bestand. Anstatt die Beichtpraxis dem Bedürfnisse der Zeit entsprechend zu erneuern und vor allem die spezielle Seelsorge fleißiger zu treiben, die das gleiche, wenn nicht noch mehr als die Privatbeichte zu leisten berufen ist, versteiften sie sich auf die hergebrachte Form der Privatbeichte und mußten darum dem Ansturm der Gegner erliegen. Übrigens ist der Sieg dieser durchaus nicht vollständig gewesen. Vielerorts hielt man in den lutherischen Landen — z. B. Sachsen und Nordwestdeutschland — die Privatbeichte in der strengsten Form fest, bis in das 19. Jahrhundert hinein. Der Erfolg, den die Anhänger Speners in Preußen auf dem Gebiete der Kirchenordnung erstritten hatten, ist aber nur mit Hilfe einer schon waltenden Macht der Aufklärung errungen, welche in der brandenburgischen Kirchenpolitik sich regte. Nachdem die indirekten Versuche des reformiert gewordenen Kurfürsten Sigismund sein ganzes Land reformiert zu machen an dem Widerstand der Lutheraner gescheitert waren, hatte man hier den aufgeklärten Grundsatz der Gewissensfreiheit aufgegriffen, um die Duldung zwischen den Konfessionen herzustellen. Dieser Grundsatz gab auch den Ausschlag in dem kurfürstlichen Ent-

scheide über die Beichtpraxis. Er ist von höchster Bedeutung geworden, daß Speners Freunde zuerst die alte kirchliche Ordnung, und zwar gewaltsam, zerstört und bei diesem Unternehmen den Beistand eines aufgeklärten Absolutismus gefunden haben.

Der Gegensatz gegen den Pietismus wurde verschärft durch Ausschreitungen, die zwar nicht allein auf die Rechnung der neuen Bewegung zu setzen sind, aber doch mit ihr zusammenhängen. Nicht nur in Frankfurt, sondern auch an andern Orten zeigen sich separatistische Neigungen, welche die Kirche und ihre Ordnungen gefährdeten. Dazu kamen Fälle von Fanatismus. Einige Zuhörer Franckes verwarfen die wissenschaftliche Ausbildung der Theologen als unnütz und wollten nur das Schriftstudium gelten lassen. Andere Fanatiker verstiegen sich zu der Behauptung, daß es für den Christen möglich sei, ein sündloses Leben zu führen, und beschäftigten sich mit Vorliebe mit schwärmerischen Erwartungen der Endzeit und des tausendjährigen Reiches. Alle diese Erscheinungen wurden von den Orthodoxen Spener in die Schuhe geschoben, dem sogar die bloße Hoffnung auf bessere Zeiten für die Kirche schon als Schwarmgeisterei angerechnet wurde. Aber die verschiedenen exzentrischen Bewegungen, die aus dem Zeitcharakter hervorgingen und sich an die pietistische Strömung hefteten, mußten allerdings Bedenken erregen. Er kam zu pseudoprophetischen, extatischen und visionären Erscheinungen, vor allem in Frauenkreisen. In Mitteldeutschland tauchen visionäre weibliche Personen auf, die von wunderbaren Dingen redeten und große Erregung, selbst Volksunruhen hervorriefen. In Erfurt wollte eine Dienstmagd die Hölle gesehen haben, in der eine große Menge Geistlicher gelegen habe; die Weissagungen in diesen Kreisen hatten oft ihre Spitze gegen die weltliche Obrigkeit und gegen die offizielle Kirche. Zu Hunderten strömten die Leute zu solchen Frauen hin, die von den Pietisten hoch verehrt und reichlich unterstützt wurden. Während Francke geneigt war, in solchen Dingen Gottes Werke zu sehen, verhielt sich Spener zurückhaltender, trat aber jedenfalls nicht entschieden dagegen auf, sondern suchte immer alles, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen. Er hat damit diese ungesunden Bewegungen ge-

fördert. Geistliche Schwindler machten sich auch die Wundersucht der pietistischen Kreise zu nutze, und Hochstapler verstanden mit pietistischen Reden und frommem Auftreten sich Geld zu erschwindeln.

Großes Aufsehen machten die Offenbarungen einer Juliane von Asseburg, die selbst auf einen Leibniz Eindruck machten. Der Superintendent Petersen in Lüneburg, den seine Frau, ein geborenes Fräulein von und zu Merlau, gänzlich beherrschte, nahm sich ihrer besonders an und verbreitete ihre Ideen vom tausendjährigen Reiche, die Francke nach kurzem Schwanken verwarf, die orthodoxe Geistlichkeit aber auf das heftigste befehdete. Petersen wurde abgesetzt, fand aber als gesellschaftlich gewandter Mann viele Gönner und Freunde unter dem Adel.

Alles das war natürlich Wasser auf die Mühle der Gegner. Sie sandten eine Flut von Schriften aus, in denen in gehässigster Weise die Pietisten als die schlimmste Sekte geschildert und neben berechtigten Vorwürfen auch allerhand Klatsch und Verleumdungen vorgebracht wurde. Auf jede Weise suchte man die kirchliche und weltliche Obrigkeit gegen „das überall herumkriechende pietistische Ungeziefer und Geschmeiß" aufzubringen. Die Pastoren von Clausthal und Zellerfeld erließen eine Schrift gegen die „Schleicher und Winkelprediger", die den Titel führt: „Tiefen des Satans". Bald erfolgten auch zahlreiche Edikte gegen die Pietisten. Besonders 1690—1693 galt die neue Richtung für höchst gefährlich, und mit allen Mitteln suchte man sie zu unterdrücken. Vor allem waren es die Theologen aus der Schule Calixts, die mit wenigen Ausnahmen jede pietistische Regung auf das heftigste verfolgten und auszurotten suchten. Die helmstädtische Fakultät, mit Friedrich Ulrich Calixt an der Spitze, eiferte gegen sie auf die gehässigste Weise. Molan urteilte vornehm: „er habe zwar mit diesen Leuten nicht viel Umgang gehabt, doch sei es schwer, sie von Heuchelei und Hochmut frei zu sprechen." Man verallgemeinerte einzelne Fälle, um die ganze Richtung zu verwerfen. In ihrem Gelehrtenhochmut, der mit Weltförmigkeit und serviler Gesinnung gegen die Fürsten verbunden war, fragten sie im Grunde wenig nach dem rechten kirchlichen und religiösen Leben im Volke, über das sie sich hoch erhaben dünkten. Immerhin sind die

Ausschreiben der Konsistorien von Celle und Hannover von 1698 und 1703 noch gemäßigt gehalten. So bestimmt den Geistlichen und Lehrern die Korrespondenz mit den Pietisten und die Herausgabe pietistischer Schriften verboten wird, so entschieden werden diese auch ermahnt, „ihre Predigten bei herzlichem Gebet, gottseligem Leben und heiliger Meditation allermeist zur Erbauung des lebendigen tätigen Glaubens einzurichten" und fleißig Seelsorge zu treiben. Auch die Abhaltung von Visitationen wurde 1698 neu eingeschärft. Aus den Vorschriften ist deutlich zu erkennen, wie mangelhaft sie bis jetzt trotz aller erneuten Verordnungen gehalten waren. Dem Superintendenten wird befohlen, schon am Abend zuvor zu kommen. Oft sei er bisher am Morgen zu spät gekommen und dann habe, um Zeit zu sparen, der Pastor überhaupt nicht gepredigt. Zumeist nahm auch die Mahlzeit die meiste Zeit weg, und die Visitation bestand nur darin, daß der Superintendent die Kirchenbücher „flüchtigen Auges" durchlief. Aber auch die Visitationsordnung von 1698 scheint nicht viel geholfen zu haben. 1734 wird in einer neuen Verordnung geklagt, „daß bei vielen Kirchen die höchst nötigen Kirchen- und Schulvisitationen nicht gehörig abgehalten, sondern unverantwortlich aufgeschoben und hintangesetzt seien."

Daneben wird aber 1710 auch anbefohlen, scharf auf die Pietisten und separatistisch Gesinnten Acht zu haben und sie dem Konsistorium anzuzeigen, „daß aller einschleichenden Pietisterei und anderen Schwärmerei auf das kräftigste gesteuert werden möge." Ein Edikt von 1711, nach dem Harz gerichtet, ordnet sogar an, daß alle, welche sich vom Gottesdienst und Sakrament fern halten, des Landes verwiesen werden und alle Privatversammlungen und Betstunden von Nachbarn und Familien bei Gefängnisstrafe verboten sein sollen. Ähnlich wurde auch noch in andern lutherischen Landen verfahren, z. B. in Bremen, Bayern, Stuttgart und Nürnberg. Man darf zwar nicht verkennen, daß diese Bekämpfung des Pietismus auch in unleugbaren Ausschreitungen der radikalen Richtung ihren Grund und ihre Berechtigung hatte, aber verkehrt war, daß man mit dem radikalen auch den gemäßigten Pietismus verwarf und mit den pietistischen Regungen zugleich auch die Anfänge eines neuen

religiösen Lebens ertötete. Der Unverstand mancher Pastoren tat auch noch das seine dazu. Sie hielten sich nicht an die Weisungen der kirchlichen Behörden zu treuer und rechter Amtsverwaltung, sondern eiferten maßlos gegen alles Wesen, das ihnen pietistisch schien. Verschiedene Verhöre haben ergeben, daß pietistisch gesinnte Gemeindeglieder nur deshalb sich vom öffentlichen Gottesdienst fern hielten, weil sie das stete Eifern und Schelten gegen Überzeugungen und Übungen, die ihnen Herzens- und Gewissenssache waren, nicht mehr hören konnten. Um so mehr wurden sie dann als Separatisten und Sektierer verfolgt. Wo der Pietismus, bei allem entschiedenen Eintreten gegen Ausschreitungen, ein verständnisvolles Entgegenkommen gefunden hat, ist er vielen Gemeindegliedern zum Segen geworden und hat später dazu gedient, neues Leben in eine durch den Rationalismus erstarrte Kirche zu bringen.

Spener war schon 1705 gestorben in der Hoffnung auf bessere Zeiten in der Kirche, die er noch durch seine letzte Verordnung ausdrückte, daß man ihn in einem weißen Kleide in einen weißen Sarg legen solle. Daß seine Anregung zum lebendigen und tätigen Christentum nicht gänzlich in Separatismus zersplitterte, sondern der lutherischen Kirche zum bleibenden Segen wurde, ist das große Verdienst von August Hermann Francke.

## Kap. 12. Francke und der Pietismus.

August Hermann Francke ist in einem frommen Elternhause aufgewachsen und schon als Student von der Spenerschen Richtung beeinflußt. In sorgfältiger Selbstbeobachtung und strenger Selbstzucht strebte er nach einem vollkommenen Christentum, das allerdings ein stark weltflüchtiges Gepräge trug. Als Dozent in Leipzig schloß er sich mit einigen jüngeren Theologen zum exegetischen und praktischen Studium der Schrift zusammen. Dieses „bibelfreundliche Kollegium“ ist merkwürdigerweise auf eine Anregung Carpzovs, des orthodoxen Gegners Speners, entstanden, der auf solche Weise den auf der Universität vernachlässigten exegetischen Übungen der Schrift aufhelfen wollte. Während Francke in Lüneburg weilte, kam es zu seiner plötzlichen Bekehrung. Wie er selbst erzählt, hatte er die Welt und

die Welt ihn, bis er in Lüneburg nach schwerem inneren Kampfe in heißem Gebet mit einem Male den Frieden des Herzens gefunden habe. Von diesem Erlebnis an rechnete er den Beginn seines Gnadenstandes, während Spener darin nicht die Bekehrung selbst erkennen wollte, sondern nur eine Probe, daß sie bereits erfolgt sei. Jedenfalls ist die Lüneburger Erfahrung die Wurzel seiner Theologie und seiner ganzen Lebenstätigkeit geworden. Wenn er auch nicht geradezu verlangt hat, daß jede Bekehrung auf die ganz gleiche Weise erfolgen müsse, so hat er doch seine persönliche Erfahrung zur Norm auch für andere gemacht, was Spener entschieden ablehnte.

Nachdem er längere Zeit in Dresden bei Spener verweilt hatte, mit dem er auf das innigste verbunden blieb, nahm er in Leipzig seine akademische Tätigkeit wieder auf. Durch seine exegetischen Vorlesungen, Predigten und den Verkehr mit den Studenten rief er eine tiefe Bewegung hervor. Für Francke fällt die Anweisung zum theologischen Studium und die Anweisung zur pietistischen Frömmigkeit zusammen. Der Theologe ist der Musterchrist, während die starre Orthodoxie eigentlich von jedem Christen erwartet, daß er Theologe sein müsse. Nur Bekehrte können Theologen sein, und darum legt Francke alles Gewicht auf die Übungen der Frömmigkeit, und ihm ist das Studium der hl. Schrift, die erbaulich angelegt und auf den Einzelnen angewandt wird, verbunden mit anhaltendem Gebet, gleichbedeutend mit theologischem Studium. Demgegenüber wird die systematische Theologie (Dogmatik) zurückgesetzt und die Philosophie als Erzeugnis der verderbten menschlichen Natur als entbehrlich bezeichnet. So unendlich wertvoll die Gründung der Studenten in der Schrift war, so führte Franckes Urteil über die falschberühmte Kunst der Weltweisheit doch viele seiner Anhänger, freilich gegen seinen Willen, zur Verachtung der Wissenschaft überhaupt. Einige verbrannten sogar ihre philosophischen und theologischen Lehrbücher und Kollegshefte, verbrüderten sich mit den Bürgern, die sich zu den biblischen Besprechungen einfanden, und suchten ihre Bekehrung vor der Welt durch Ablegung gestickter Halstücher und Perücken zu bezeugen. Die ganze Bewegung war durchaus nicht frei von Selbstgefälligkeit und Pharisäismus. Solche Vorgänge und nicht

etwa bloß der Neid über Franckes volle Lehrsäle brachten seine Kollegen gegen ihn auf, vor allem Carpzov. Dieser ist nicht von vorneherein ein Gegner der Spenerschen Bestrebungen gewesen, aber als die biblischen Vorlesungen Franckes nahe an 300 Schüler hatten, während die homiletischen Vorlesungen weniger geachtet wurden, sah er darin eine Schädigung des theologischen Studiums, und machte seinem Herzen bei der Beerdigung eines Schülers von Francke Luft. Sein Unwille steigerte sich, als auch Bürger an Franckes biblischen Privatversammlungen teilnahmen, und bitter kränkte es ihn, daß 1688 auf Speners Treiben eine kurfürstliche Verordnung an die Professoren erging, mehr Schriftauslegung zu treiben. Er sah das auf sich gemünzt an, wie er auch eine öffentliche Rüge Speners über den exegetischen Unfleiß der Dozenten auf sich bezog. Die Aufregurg wurde noch vermehrt durch ein Gedicht des Professors der Poesie Fellner, das die „Pietisten" feierte, welcher Name jetzt Parteibezeichnung wurde. Scharf und leidenschaftlich wurden jetzt die Pietisten bekämpft und eine Untersuchung veranlaßt, welche durch ein umfassendes Verhör die Gefährlichkeit der Ansichten Franckes erweisen sollte. Es war ein unwürdiges Verfahren, kleinlich und gehässig, aber auch Francke hat wohl klug, aber nicht recht gehandelt, wenn er den scharfen Gegner der Orthodoxie und der Kirche überhaupt, Christian Thomasius, zum Rechtsbeistande wählte, der ihn nun auf seine Art gegen die „inepten, impertinenten, höhnischen und neidischen" Ankläger verteidigte. Francke und seine Freunde mußten aber trotz erklärter Unschuld aus Leipzig weichen, die Privatversammlungen wurden verboten und gegen die des Pietismus verdächtigen Studenten wurde mit aller Schärfe eingeschritten.

Francke fand in Erfurt einen neuen Wirkungskreis. Hier arbeitete er mit ungewöhnlichem Eifer im pietistischen Sinne durch Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge. Sein Einfluß in der Stadt und über ihre Grenze hinaus wurde groß; von Leipzig und Jena kamen selbst die Studenten, ihn zu hören. Aber auch Carpzovs Feindschaft folgte ihm und wußte die Geistlichen, die in ihrer Mehrzahl schon Franckes Anstellung widerstrebt hatten, und andere Kreise der Stadt gegen ihn aufzubringen. Neben mehreren Angriffen in Universitätprogrammen,

verfaßte er ohne Mitwirkung seiner Kollegen für die Landstände ein Bedenken der theologischen Fakultät gegen die Pietisten Zwei anonyme Schmähschriften sind von ihm mindestens veranlaßt. In der einen „Imago pietismi oder Bild des Pietismus" wurde ein Zerrbild der neuen Bewegung gezeichnet und nachzuweisen versucht, daß es dem Pietismus nicht um wahre Frömmigkeit, sondern nur um Zusammenkünfte, daraus nur Mißbräuche und Irrtümer entständen, zu tun sei, daß die Pietisten auf äußere Heiligkeit hielten, sich einbildeten, das Gesetz Gottes vollkommen erfüllen zu können usw. Noch boshafter und gehässiger ist die „Beschreibung des Unfugs, den die Pietisten 1692 in Halberstadt verübt", worin alle religiösen Ausschreitungen Spener und Francke in die Schuhe geschoben werden. Spener und Veit von Seckendorf traten ernst und würdig gegen diese Angriffe auf, auch Thomasius nahm sich der Pietisten an und geißelte mit der schärfsten Satire Carpzov und die Leipziger Fakultät. Eine Flut von Schriften für und gegen die Pietisten erschien, in denen oft genug das Sachliche über dem Persönlichen aus den Augen verloren wurde. Auch Spener ist nicht ganz frei von dieser Unart, wenn er z. B. ohne jeden Grund behauptet, Carpzov habe ihm sein Amt geneidet und seinem Hasse Ausdruck verliehen, seitdem Spener bei dem Kurfürsten in Ungnade gefallen sei. Aber im ganzen sind die orthodoxen Angriffe gemeiner und voll elenden Klatsches. Man verbreitete ohne Scheu eine Fülle von Anekdoten über die pietistischen Kreise, und die Spießbürger jener Zeit, die für den Stadtklatsch sich mehr interessierten als für große Ereignisse, lasen mit Schaudern von dem Treiben der „Frommen", die nicht nur die Leute verrückt machten und zum Selbstmorde trieben, sondern selbst die unsittlichsten Taten begingen. Die Entgegnungen der Pietisten blieben unbeachtet, und auch Francke half es nichts, daß er sich rechtfertigte und dabei Beistand bei einigen Geistlichen und manchen Bürgern fand, der Kurfürst von Mainz, unter dessen Herrschaft Erfurt stand, gab dem Andrängen der Mehrheit der Geistlichen und des Rates nach, und Francke wurde als Unruhestifter und gefährlicher Demagoge aus Erfurt vertrieben.

Spener, jetzt in Berlin, sorgte dafür, daß er an die neu-

gegründete Universität in Halle kam, und hier hat Francke als Professor und Prediger der Vorstadtgemeinde Glaucha eine Tätigkeit entfaltet, die ihm eine dauernde Bedeutung für die lutherische Kirche verschafft hat. Hier tritt uns seine große Persönlichkeit mit all ihren Vorzügen, aber auch mit ihren Schwächen, hier das Segensreiche, aber auch das Bedenkliche der pietistischen Richtung, der er seinen Stempel aufgeprägt hat, klar vor die Augen.

Francke ist ein großer Charakter, voll unbedingten Gottvertrauens und herzlicher Liebe zu den Seelen, vor allem der Kinder, geistesgegenwärtig und klug, kaltblütig und unerschrocken, wo es galt seine Sache, die ihm Gottes Sache war, zu fördern und zu verteidigen. Menschenfurcht hat er nicht gekannt. Als Spener ihn einmal vor der Ungnade des Hofes warnte, antwortete er: „Was der Hof vertragen könne oder nicht, gehört nicht zu meinem Reglement. Es hat unser gnädigster Landesherr und seine Gewaltigen mehr Segen von mir, als ich von ihnen habe.“ Das Bewußtsein, für Gott zu arbeiten, macht ihn unermüdlich und voll Zuversicht auf Erfolg, aber die unerschütterliche Überzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache macht ihn leicht auch rechthaberisch und ungerecht gegen seine Gegner, denen er nichts Gutes zutraut. Rücksichten auf Menschen hat er nicht gekannt, Versöhnlichkeit ist ihm fremd, und für seine Feinde hat er keine persönliche Teilnahme. Das sind die Schattenseiten seiner durchaus männlichen und energischen Natur.

Auch in Halle kam er mit seinen orthodoxen Gegnern in Streit, und zwar durch eigene Schuld. Rücksichtslos zog er gegen die Stadtprediger zu Felde, tadelte in seinen Predigten die seiner Meinung nach traurigen Zustände der Stadtgemeinde, die er auf die Rechnung der Lauheit und Untreue der Halleschen Geistlichkeit setzte. Diese protestierten natürlich gegen solche Zensur und Bevormundung, aber Francke antwortete mit neuen unerwiesenen Beschuldigungen. Eine kurfürstliche Kommission schlichtete endlich den unerquicklichen Streit, nicht ohne daß Francke einen schonenden Tadel für sein Vorgehen erhielt.

Er selbst widmete sich allerdings mit höchster Treue seiner verkommenen Gemeinde in Glaucha. Bewundernswert ist, was

er gearbeitet hat, und nur durch sorgfältige Zeiteinteilung, Anspannung aller Kraft und unter Verwendung von Hilfskräften konnte er leisten, was geleistet wurde. Zweimal wurde jeden Sonntag gepredigt, dazu kam die Freitagspredigt und die täglichen Betstunden und Katechisationen mit Kindern und Erwachsenen, endlich geordnete Besuche in der Gemeinde und die die mit persönlicher Anmeldung verbundene Privatbeichte. In seinen Predigten folgte er durchaus den Anweisungen Speners, daß die ganze Predigt von Nutzanwendungen durchzogen und der gegenwärtigen Gemeinde angepaßt sein soll und nicht, wie die damalige Predigtkunst es machte, auf die Form, sondern auf den Stoff das Hauptgewicht zu legen sei. Der Pietismus hat dann auch die Herrschaft des Formalismus gebrochen und die Form hinter den Zweck der Predigt, die Erbauung, zurückgestellt. Anstatt der allgemeinen Themata der orthodoxen Zeit werden jetzt mit Vorliebe spezielle Themata behandelt und die Moral kräftig betont. Bei Francke wird das große Thema der pietistischen Theologie von Sünde und Gnade immer wieder, mit großer Vielseitigkeit, behandelt. Buße und Bekehrung mit ihren sittlichen Früchten sind der stete Gegenstand seiner Predigten, die einfach und frei von rednerischem Schmuck und dogmatischer Schulgelehrsamkeit sind. Seine Predigten zogen mächtig an, selbst aus der Stadt Halle kamen viele Zuhörer zum Verdruß der orthodoxen Pastoren, aber auch seine Gegner haben von ihm gelernt; sein Beispiel hat in der Tat zur Besserung der damaligen Predigtweise beigetragen.

Als Dozent wirkte er in gleicher Weise wie vordem in Leipzig. In den Professoren Breithaupt, Anton Joachim Lange und Rambach gewann er gleichgesinnte Mitarbeiter, und in Halle entstand eine theologische Schule des Pietismus, die es mit der Orthodoxie aufnehmen konnte und zugleich die neue Richtung vor der Gefahr, in die sie Speners Weitherzigkeit brachte, nämlich in Sektenwesen zu zersplittern, bewahrte. Diese Gefahr war groß genug. Immer aufs neue traten im Pietismus schwärmerische Erscheinungen auf, wie wir sie schon im Anfange der Bewegung finden. 1707 sammelten sich in Schlesien auf freiem Felde viele Kinder zum gemeinsamen Gebete, das mit Entzückungen verbunden war. Freylinghausen wollte darin

eine göttliche Wirkung sehen, Neumann in Breslau auch eine teuflische. Böhme erregte im Waldeckschen allerhand Unruhen. Graf Kasimir sammelte in Berleburg seit 1712 allerhand fahrende Schwärmer und fanatische Frauen, darunter eine Gräfin von Waldeck und vier Gräfinnen Wittgenstein. Die eine heiratete einen Schreiber, die andere einen Barbier, die dritte einen Bedienten, die vierte einen unbekannten Bürgerlichen. „Die Liebe zum Lamme" hob alle Standesunterschiede auf. Scheußlich waren die Ausschweifungen der pietistischen Ellerschen und Buttlerschen Rotte in der Wetterau, lächerlich das Auftreten des Schuhmachers Rock aus der Büdinger Gegend, der weissagte: „So spricht der Herr durch seinen Knecht Rock". Eine seltsame Erscheinung ist Dippel, der es als seine Aufgabe ansah, die Orthodoxie zu stürzen und dem Pietismus zum Siege zu verhelfen, und um dazu Reichtümer zu erlangen, mit heißem Bemühen die Goldmacherei betrieb, aber nur das Berliner Blau erfand. Überall wegen seiner Agitation für den radikalen Pietismus, aber auch wegen seiner Einmischung in die Politik verfolgt, gefangen gesetzt und vertrieben, hat er nach einem unruhigen Wanderleben in Wittgensteiu ein Asyl gefunden. Man kann es den Orthodoxen, auch den Konsistorien und Regierungen nicht verdenken, daß sie gegen solche gefährliche Elemente, die überall Unruhe erregten, mit allen Mitteln einschritten. Aber auch Francke ist nach kurzem Schwanken ein entschiedener Gegner des schwärmerischen und separatistischen Pietismus geworden und hat damit die Kirchlichkeit der neuen Bewegung gerettet. Er hatte erst große Neigung, in dem Treiben der exstatischen Mägde in Halberstadt und Quedlinburg ein Werk Gottes zu erkennen, aber er kam bald zu dem Schlusse: „daß der Glaube, so durch die Liebe tätig ist, eine höhere und herrlichere Gabe ist als hohe Offenbarungen und Entzückungen in den dritten Himmel." Noch 1717 begünstigte er eine Gemeinde völlig Inspirierter, die es dann vorzog, nach der Wetterau, dem gelobten Lande der radikalen Pietisten, zu gehen. Im ganzen aber ist er doch zu nüchtern und tatkräftig, als daß er sich in Mystik verstricken ließ, und seine praktische Arbeit (vor allem das Waisenhaus) hat ihn vor solchen Abwegen bewahrt.

Der Fehler Franckes liegt in der einseitigen Betonung des

richtigen, von der Orthodoxie vernachlässigten Gedankens von der Bekehrung und Heiligung und in dem einseitigen Individualismus. Ein Stück des Christentums wird, wie Löscher mit Recht tadelt, zum alleinigen Inhalt des Christentums gemacht. Immer wieder wird die Bekehrung des Einzelnen gefordert, die durch den Bußkampf zustande kommen soll. Jeder muß, wenn nicht genau der Zeitpunkt, so doch wenigstens die Lebensepoche ergeben können, in der er bekehrt ist, es sei denn, daß er in der Taufgnade geblieben wäre. Das ist aber Methodismus. Was einige Hallenser über die pietistischen Erziehungspläne Friedrich Wilhelms I. urteilten, daß sie „gewaltsame Pläne zur Beförderung der Frömmigkeit" seien, das gilt im Grunde auch von Franckes ganzer Art. Um die Bekehrung festzustellen und das Wachstum in der Heiligung zu beobachten, wird die Führung von Tagebüchern empfohlen. Die Methode der Bekehrung macht den Eindruck, als brächte der Unwiedergeborene sie durch Selbstprüfung und Gebet selbst zustande. Es wird übersehen, daß die Einzelnen doch getauft und als solche in der Kirche sind, in der der heilige Geist wirksam ist. Der Pietismus hat kein Verständnis dafür, daß Christentum und Kirche zusammengehören. Das Christentum ist Privatsache, die Gemeinschaft etwas Zufälliges, und an die Stelle der Kirche tritt die Gemeinschaft Gleichgesinnter. So ist die pietistische Frömmigkeit durchaus individualistisch, und in dem Bannkreise des Pietismus ist die individualistische Aufklärung und ihre grundsätzliche Gleichgültigkeit gegen das Dasein des Christentums in der Form der Kirche geradezu großgezogen. Ebenso ist für den Pietismus auch die Ablehnung der „Welt" bezeichnend, die mit oft hochmütiger Abschließung gegen die „Weltkinder" verbunden ist, oder richtiger die Ablehnung alles dessen, was als „Welt" gilt. Die Mitteldinge (Tanzen, Spielen usw.) werden schroff verurteilt, und die Heiligung wird hauptsächlich in der gesetzlich engen Enthaltung von Vergnügungen gesucht. Francke, ein gewaltiger Arbeiter, hat ähnlich wie Calvin der Erholung für sich nicht bedurft und keinen Sinn für Schönheit und Schmuck des Lebens. Durch diese persönliche Eigenart ist seine Anschauung über die Mitteldinge beeinflußt. Wird bei ihm diese Einseitigkeit durch die Größe seiner Persönlichkeit gemildert und in gewisser Hinsicht

ausgeglichen, so tritt sie bei seinen Schülern vergröbert hervor. Was bei ihm geisterfüllt war, wird bei seinen Nachfolgern leicht zur Schablone. Eine weltfremde Stimmung beherrscht die pietistischen Kreise und macht sie darum unfähig, auf die Volksmassen einzuwirken und die Kirche zu erneuern. Mit Recht sagt Tholuck: „Die Sorge für das Eine, das not tut, wird so ausschließlich als die alleinberechtigte Lebensaufgabe angesehen, daß alle anderen Lebensinteressen, die wissenschaftlichen und die der Kunst, die politische und soziale als zur Welt gehörig vernachlässigt, wenn nicht verdammt werden. Während die Frömmigkeit bei dem Christen das alles durchdringende Lebensprinzip sein soll, wird sie zum einzigen Objekte desselben gemacht."

Den wesentlichsten Dienst hat Francke dem Pietismus erwiesen, daß er seine Anhänger zur Liebesarbeit erzog. Damit hat er die neue Richtung davor bewahrt, in Schwärmerei und Separatismus aufzugehen, und sie zum Segen für die Kirche gemacht. Sein unvergängliches Ruhmesblatt ist die Schöpfung des Waisenhauses und der mit ihm verbundenen Anstalten. Hier erscheint bei allen „Menschlichkeiten" die Größe seines weltüberwindenden Gottvertrauens und die Macht seiner Liebe zu den Kindern in bewunderungswürdigem Lichte. Von Spener, der sich in Berlin als „Schulmeister" verspotten lassen mußte, haben die Pietisten das Erbteil der Fürsorge für die Jugend empfangen. Nach niederländisch-reformiertem Vorbilde waren schon in Hamburg ein Waisenhaus und Armenschulen entstanden, aber alles, was bisher in dieser Beziehung geschehen war, wurde durch Franckes Werk in den Schatten gestellt. Mit dem „ehrlichen Kapital" von 4 Talern und 16 Groschen aus der Armenbüchse seines Hauses begann er eine Armenschule. Aus dem kleinen Anfange wuchs fast überschnell sein großes Werk empor, obwohl er mit großer Vorsicht vorging und immer wartete, „bis er den Finger Gottes vor sich hatte." Aber dann entwarf er auch Pläne von umfassender Art, die er mit unerschütterlicher Ruhe und Gottvertrauen ausführte. Wunderbar hat er die Hilfe Gottes erfahren und daß die selbstlose Liebe immer Mittel findet, ihr Werk zu treiben. Das bei aller Einfachheit großartige Hauptgebäude der Franckeschen Stiftungen

das im Giebelfelde die der Sonne zufliegenden Adler mit der Losung Jesaias 40, 31 zeigt, wurde 1698 begonnen und bis zum Ende des Jahrhunderts fertiggestellt. Haus auf Haus kam hinzu, die Armen- und Bürgerschulen für Knaben und Mädchen, in denen — das ist für den praktischen Sinn des Pietismus bezeichnend — die Realien fleißig getrieben wurden, die Buchhandlung und die Apotheke, die reichen Gewinn abwarfen, dann eine Anstalt für Studierende, die für freien Mittagstisch die Waisenkinder unterrichten mußten. Als Francke starb, wurden in den Anstalten, die fast eine kleine Stadt bildeten, über 2200 Kinder unterrichtet, 183 Lehrkräfte waren tätig, und gegen 250 Studenten hatten hier ihren Mittagstisch.

Die Franckeschen Stiftungen machten über die Grenzen Deutschlands hinaus das gewaltigste Aufsehen. Zum ersten Male sah man hier eine Anstalt der christlichen Liebe, die allein auf freie Gaben gegründet war. Auch das ist ein Erfolg des Pietismus, daß er die von ihm angeregten Kreise zur Tätigkeit gebracht und sie angeleitet hat, persönlich oder doch durch Gaben an einer praktischen Aufgabe der Zeit mitzuarbeiten. Francke hat nie Mangel an Geld oder an Personen gehabt, wo es galt, das begonnene Werk fortzuführen. Während bis dahin die Laien lediglich Objekt der kirchlichen Behandlung gewesen waren, so fangen sie jetzt an, auch Subjekt des Handelns zu werden. Insofern liegen hier die Keime für eine Weiterentwicklung des kirchlichen Lebens.

Aber die großartigen Erfolge Franckes erregten auch den schärfsten Widerspruch der schroffen Orthodoxen, die mit Verwunderung und Groll sahen, was ihr hart bekämpfter Gegner zustande brachte, und fürchten mußten, daß das Ansehen der orthodoxen Sache dadurch gefährdet würde. Auf alle Weise wurde Franckes Werk verhöhnt und als ein leichtsinnig begonnenes Unternehmen hingestellt, dann wurde wieder behauptet, daß Francke mit den Reformierten und Päpstlichen im Bunde stehe, die ihm Tonnen Goldes schicken, um die lutherische Kirche zu verderben. Am heftigsten eiferte der Hamburger Pastor Mayer, der eine gehässige und gemeine Schrift: „Das durch die geschäftige Martham seinen Unterhalt und Reichtum suchende Waisenhaus in Halle" bevorwortete. Diese Schrift strotzt von

Verdächtigungen Franckes, dem vorgeworfen wurde, daß er die Kinder und Studenten ausnutze, um sich zu bereichern.

Voll Ernst und Würde war dagegen der Angriff Löschers. Der Wittenberger Professor und spätere Dresdener Superintendent Valentin Ernst Löscher ist der damalige Hauptvertreter der lutherischen Orthodoxie, mit all ihren wissenschaftlichen Schutz- und Trutzwaffen wohl ausgerüstet. Er gehört in die Reihe der lebendigen Orthodoxen des 17. Jahrhunderts, die fest in der Kirchenlehre wurzelnd zugleich von inniger warmer Frömmigkeit erfüllt sind. Er will die „Herzenstheologie" lehren und zeigen, daß es außer der Wissenschaft und dem Bekenntnis der Glaubensartikel und dem äußerlichen Tugendwandel noch etwas Innerliches gibt, darin man wachsen muß. Von seiner eigenen lauteren Frömmigkeit legen seine Lieder, vor allem sein Bußlied: „O König, dessen Majestät", ein schönes Zeugnis ab. Vor allem aber war er ein Charakter, der seine Furchtlosigkeit in den schwierigsten Fällen bewies, wie z. B. als der katholisch gewordene Kurfürst den lutherischen Hofgottesdienst aus der Schloßkirche in die Sophienkirche verlegte und unter der Mißwirtschaft des kurfürstlichen Günstlings Brühl, gegen die er „wie ein Prophet" in einer gewaltigen Predigt auftrat.

Mit treuestem Eifer hat er als Mitglied des Dresdner Oberkonsistoriums an der Besserung und Förderung der kirchlichen Zustände gearbeitet. Sechs Kirchen sind durch seine Bemühung in Dresden neu entstanden, darunter die Frauenkirche, ein Meister- und Musterwerk evangelischer Kirchenbaukunst. Dann nahm er die Teilung der großen Parochien in Angriff und setzte die Begründung von vier neuen Pfarrstellen durch. Die örtlichen Visitationen wurden durch ihn wieder eingeführt, und die Vorbildung der Kandidaten der Theologie nahm er kräftig und erfolgreich in die Hand. Ganz besondere Fürsorge wandte er der Volksschule und der Bildung der Lehrer zu, mit denen er regelmäßige Konferenzen hielt. Er gründete bald nach seinem Amtsantritt in Dresden die erste Armenschule, der bald andere folgten, und sorgte nicht nur für die Unterhaltnng, sondern auch für den Ausbau des Unterrichts und bessere Schulzucht. Für die kirchliche Armen-

pflege hatte er, der persönlich überaus wohltätig war, ein ganz besonderes Interesse. Er machte Vorschläge zur Herstellung des Diakonenamtes. In jeder Gemeinde sollten mindestens zwei Diakonen, ein Kandidat der Theologie und ein Bürger die Sorgen für die Armen- und Waisenhäuser und die Hausarmen übernehmen.

Bei dem allen handelt es sich für Löscher nicht blos um reine Kirchlichkeit. Auch er erkannte die von Spener gerügten Notstände in der Kirche durchaus an, beklagte die Veräußerlichung des christlichen Lebens, die er der Versäumnis der orthodoxen Pastoren Schuld gab und empfahl nach Speners Anregungen die Einführung von Katechismusexamina und unter gewisser Kontrolle auch die collegia pietatis, um mit diesen Mitteln das Glaubensleben zu fördern. Mit allem Ernst fordert er den „innerlichen Gottesdienst", heilige Andacht, Verleugnung des Willens, Tötung des Fleisches. Ja, er nähert sich den Pietisten in der Schätzung der Mystik, nur daß er scharf zwischen reiner und unreiner Mystik unterschieden wissen will. Die „fanatischen Irrlehren" der „schwärmerischen", d. h. extrem pietistischen Denkart hat er ebenso scharf bekämpft, wie die „naturalistischen Irrlehren" des aufkommenden Deismus. Von beiden fürchtete er mit Recht eine schwere Schädigung der Kirche und gründete zu ihrer Bekämpfung 1701 die erste theologische Zeitschrift, die „Unschuldigen Nachrichten", die eine große Verbreitung und eine ganz außerordentliche Bedeutung gewannen. In ihr werden in fast durchweg würdiger Weise alle kirchlichen Ereignisse und alle bedeutenden literarischen Erscheinungen in Deutschland und im Auslande besprochen, um vom orthodoxen Standpunkte aus einen sicheren Wegweiser durch die Wirrsale der Zeit zu bieten.

In diesem Manne sahen die Hallenser Pietisten ihren ärgsten Feind, den sie mit allen Mitteln zu vernichten suchten. Der Mitarbeiter Franckes, Lange, eröffnete 1706 den Kampf mit einer Streitschrift gegen die „Unschuldigen Nachrichten". Daß dieser leidenschaftliche, rohe, selbstbewußte und hochfahrende Theologe zum Vorkämpfer der Hallenser wurde, hat den Gegensatz verschärft und verbittert und eine Annäherung von vornherein unmöglich gemacht. Lange versuchte die Orthodoxen

nicht blos als Irrlehrer, sondern als Epikuräer, Atheisten und Pelagianer zu brandmarken. Dagegen wurde die pietistische Lehrweise als die allein berechtigte und die Pietisten als die wahren Rechtgläubigen hingestellt. Der Streit drehte sich vor allem um den Satz, den der orthodoxe Schelwig aufgestellt hatte: ein gottloser Orthodoxer sei kein natürlicher Mensch mehr, sondern erleuchtet und könne ein rechtschaffener Prediger sein. Demgegenüber behauptete Lange, daß die religiös-moralische Wiedergeburt die Bedingung der rechten Erkenntnis Gottes und seiner Offenbarung in Christo sei. So recht Lange auch darin hatte, so konnten aus seinem Satze auch bedenkliche Folgerungen gezogen werden — und sind auch von Pietisten gezogen — daß nämlich die Wirksamkeit der Gnadenmittel von der Person des Pastors abhängig sei, davon zu schweigen, daß den Pietisten nur ein pietistischer Pastor wiedergeboren, erleuchtet und damit ein rechter Pastor war. Aus der berechtigten Sorge, daß die Pietisten, indem sie den Wert der Gnadenmittel von der persönlichen Frömmigkeit ihres Verwalters abhängig machten, den Wert der Gnadenmittel selbst aufhöben, hat Löscher den Langeschen Satz entschieden bestritten, wobei er sich aber zu der krassen Behauptung fortreißen ließ: Auch die gotttosen orthodoxen Lehrer seien erleuchtet.

In dem Streite, der von Lange in mehreren Schriften, von Löscher vor allen in seinem „Timotheus Verinus“ geführt wurde, steht die Kampfesweise des letzteren sittlich entschieden höher, als die seiner pietistischen Gegner. Lange ist unerschöpflich in Schmähungen und Verdächtigungen Löschers. Dieser füllt in seiner Schrift neun Seiten mit Schimpfworten an, die Lange gegen ihn gebraucht. Lange behauptete, daß alle nicht pietistischen Lehrer fleischlich, untüchtig, ja Wölfe seien. Die Orthodoxen nennt er „falsche Apostel, gefährliche Ketzer, die die Stimme des Drachen führten, und Barbaren, welche die Kraft des Christentums zerstörten, Baals Genossen, Patrone der Gottlosigkeit“. Er warf Löscher vor, daß er sein Amt nur um des Brotes willen führe, das sei ihm der Hauptzweck. Ja, Löscher ist das apokalyptische Tier voller Lästerungen. Auch die Kollegen Langes billigten diese Schmähungen und behandelten ihren Gegner höchst verächtlich. Seine Einwendungen werden „loses

Geschwätz" genannt. Löscher dagegen streitet ernst und würdig, man hat bei ihm den Eindruck, daß er wirklich „vor Gottes Angesicht schreibt". Er will den Frieden, aber nicht auf Kosten der Wahrheit und der Billigkeit. Die Pietisten verlangten von ihm, das er seinen Beruf und ehrlichen Namen um ihretwillen unter die Füße trete. Er weiß sich mit seinen Gegnern einig in dem Zweck, das Herz, den Wandel zu bessern und das rechtschaffne Wesen zu fördern, aber er bestreitet, daß das nur mit den pietistischen Mitteln geschehen könne. „Die Erweckung der sicheren und schläfrigen Gemüter sollen und wollen wir uns beiderseits als eine allerdings nötige Sache anbefohlen sein lassen. Der Ernst, welchen die Herrn Gegner diesfalls erweisen, ist rühmlich, und wer sie daran hindert oder eigentlich deswegen verdächtig macht, der tut wahrhaftig übel. Dazu aber ist gar nicht nötig, daß sie diejenigen welche sonst etwas gegen sie und sonderlich gegen die von ihnen gebrauchten Mittel erinnern, darum für Teufelskinder usw. halten." Mit Sorgfalt und Vorsicht stellt Löscher alles zusammen, was der Pietismus an bedenklichen Zügen an sich trägt, aber er ist seiner nicht mächtig geworden. Er erkannte nicht, daß die theologischen Formeln der Orthodoxie seinem Zeitalter nicht mehr genügten und daß durch den Pietismus neue Lebenskräfte geweckt waren, durch welche er der Orthodoxie überlegen war. So richtig alles Einzelne ist, was er gegen die Pietisten vorbringt, es ist Löscher nicht gelungen, den Kernpunkt zu treffen, daß sie nämlich eine Frömmigkeit von unlutherischem Gepräge pflegten. Indem er ihnen immer wieder die 38 oder 14 Abweichungen von der orthodoxen Dogmatik vorhielt, wobei er Großes und Kleines, Wesentliches und Nebensächliches mit gleicher Wucht betonte, zersplitterte er nicht nur die Kraft seiner Angriffe, sondern reizte auch seine Gegner, ebenso wie durch ihre Zusammenstellung mit den extremen Pietisten. Dabei will er aber — und das ist bedeutsam für den Wechsel der Anschauungen — trotz der Lehrabweichungen die Pietisten nicht als Ketzer bezeichnen, sondern nur als Religionsübel, als eine Art Unkraut auf dem Boden der Kirche.

Bezeichnend für Löschers Ungeschick, das aus einer Befangenheit in dem orthodoxen Schema entspringt, ist seine Beurteilung der Franckeschen Anstalten. Mit Recht hebt er

hervor, daß die Mitteilungen Franckes über sein Werk „einer Ausposaunung" sehr nahe kommen. Wenn es Francke auch fernlag, sich selbst rühmen zu wollen, so machte er doch reichlich Reklame für sein Werk und mehr noch seine Anhänger. In den „Segensvollen Fußtapfen", den Nachrichten über die Hallesschen Anstalten, werden alle Gaben aufgezählt, die der Anstalt von einzelnen Personen zugeflossen sind und auch die Privilegien der Regierung, durch welche sie gefördert sind. Mit besonderer Vorliebe werden auch die Besuche und die Teilnahme adliger und hochadliger Personen hervorgehoben und die Art, wie Francke von der Erhörung seiner Gebete um Gaben redet, hat etwas Unzartes, ebenso wie die häufigen Versicherungen, daß auch auf Wunsch für die Wohltäter der Anstalten gebetet werde. Auch der Arzneihandel des Waisenhauses, den Richter leitete, hatte etwas Marktschreierisches. Ebenso begründet sind Löschers Beschwerden darüber, daß die Hallesschen Anstalten eine pietistische Parteisache waren und zum Ruhme uud zur Förderung der Partei dienten. Anstatt nun aber diese berechtigten Einwürfe einfach hinzustellen und den Gegensatz der ethischen Anschauungen klarzustellen und nachzuweisen, daß die Pietisten von den lutherischen ethischen Grundsätzen abgewichen waren, führt Löscher den Gegensatz auf eine spitzfindige dogmatische Streitfrage hinaus: „ob das Franckesche Waisenhaus als ein Werk der besonderen und approbierenden Providenz Gottes anzusehen sei oder ob man es für ein von Gott zugelassenes menschliches Werk zu halten habe?" Nun haben die Hallenser gewiß aus ihrem religiösen Gefühl hinaus oft genug ihr Werk als ein unmittelbar göttliches Werk ausgegeben, aber im strengen und dogmatischen Sinne haben sie das nie behauptet. Francke hat nie gemeint daß sein Werk ein Wunder im strengen Sinne sei. Wenn aber Löscher anzunehmen scheint, daß eigene Tätigkeit Gottes Vorsehung ausschließen, dann hatte Francke recht, das Unglaube zu nennen, denn der Glaube an Gottes Vorsehung bedeutet doch, daß wir bei treuer Arbeit allezeit auf Gottes Hülfe und Beistand rechnen dürfen, und der gläubige Christ wird doch alles, was er in Gottes Namen tut, auch als ein Werk Gottes bezeichnen dürfen, eben weil er in Demut weiß, daß Gott alles Gute in uns wirkt. Die Erörterung Löschers zeigt deutlich,

wie er in ängstlichem Schulpedantismus gefangen ist. Fast noch klarer tritt das darin hervor, daß er den Glauben nicht wie die Pietisten als Heilserfahrung fassen will, sondern ihn rein theoretisch als die aus Gottes Wort entstehende Wissenschaft erklärt, deren Frucht erst die Erfahrung sei. So wenig der Apfel eine wesentliche Eigenschaft des Baumes sei, so wenig könne auch die Erfahrung zum Wesen des Glaubens gehören. Diese Erklärung, die aus der Angst geboren ist, von der „sola fide" abzuweichen, ist ein schlagender Beweis dafür, wie vertrocknet die damalige Orthodoxie auch in ihren besten Vertretern war. Vor lauter Schulformalismus hatte man den lebendigen Begriff des Christentums verloren.

Pedantische Ängstlichkeit läßt ihn auch nicht zu einem gerechten Urteile über die Segenswirkungen des Pietismus kommen. Auf Schritt und Tritt fürchtet er, durch ihre Anerkennung gegen einen Satz seiner Dogmatik zu verstoßen. Wohl verkennt er nicht, daß der kirchliche Zustand seit dem Auftreten Speners sich gehoben habe und will herzlich gern bekennen, daß sich bei den Halleschen Anstalten sehr viel Löbliches und Nachahmenswertes in Versorgung der Armen und im Jugendunterrichte finde, aber dann läßt er sich auch wieder fortreißen, allerhand übelwollende Urteile, ja selbst die Mayerschen Schmähungen über das Waisenhaus zu wiederholen. Was ihn dazu gebracht hat, ist zuletzt die Erfahrung, daß die Pietisten sich als Partei zusammenschlossen, daß sie ihre Erfolge in der Liebesarbeit zur „Gloriation" der pietistischen Richtung mißbrauchten und endlich als Partei einen Keil in die Kirche trieben. Aus der Sorge daß durch sie zuletzt die Kirche gesprengt werde, ist auch die ungerechte, ja gehässige Verdächtigung entstanden, daß die Hallenser die öffentliche völlige Separation nur auf bequemere Zeit versparten, jetzt aber allein aus Klugheitsgründen öffentlich widerrieten.

Nichtsdestoweniger hat Löscher redlich versucht, einen Friedenszustand mit den Pietisten herbeizuführen. Man mag immerhin sein Verfahren ungeschickt nennen und zugeben, daß Löscher häufig kleinlich und im allgemeinen auch ungerecht gegen seine Hallenser Gegner auftrat, aber es ist durchaus nicht zu leugnen, daß er darin die äußerste Selbstverleugnung bewiesen hat

und daß es ihm wirklich um die Sache zu tun war. Jedenfalls ist sein Verhalten weit christlicher als das seiner Gegner gewesen. Die Pietisten haben ihn geradezu schmachvoll behandelt. Nicht nur daß sie ihn „unbekehrt" nannten und Lange seine religiösen Beteuerungen für „leeres Blendwerk und pharisäisches Heuchelwesen" erklärte, so traten sie, Francke an ihrer Spitze, in einer persönlichen Verhandlung zu Merseburg im Gefühl ihrer Überlegenheit so hochfahrend auf, daß an eine Versöhnung nicht zu denken war. Löscher nahm eine Reihe von kränkenden Urteilen über die Pietisten zurück oder schwächte sie doch ab, aber seine Gegner verweigerten jedes Zugeständnis, daß sie sich auch nur in einem Punkte geirrt hätten, und erklärten jeden Widerspruch gegen den Pietismus und jeden Zweifel an der Güte ihrer Werke für eine Todsünde. Sie forderten von Löscher vollkommene Unterwerfung, gründliche Bekehrung und ernstliche Reue über seine „Verleumdungen" der Pietisten und „die unzähligen Sünden gegen das achte Gebot". Er solle die Mittelding, Spielen, Tanzen u. dgl. ausdrücklich für Sünde erklären und seine Ansicht darüber, die mit der „laxen und leichtsinnigen Moral" der Jesuiten verglichen wird, fahren lassen, die Gemeinschaft mit „irdisch-gesinnten Lehrern" (d. i. der Gegner der Pietisten) aufgeben, mit einem Worte: den Pietisten in allen Punkten völlig Recht geben — sonst könnten sie sein Friedensgesuch nicht für aufrichtig und ihn selbst nicht für einen rechtschaffenen Knecht des lebendigen Gottes halten. Auf diese maßlosen Forderungen konnte Löscher selbstverständlich nicht eingehen, wenn er sich und seine Sache, die ihm nach seinem Gewissen als die rechte erschien, nicht aufgeben wollte. Das haben auch die Pietisten nicht erwartet und ihn deshalb auf andere Weise stumm zu machen verstanden. Lange benutzte die dem Pietismus günstige Stimmung des preußischen Hofes, um durch diesen die sächsische Regierung zu veranlassen, Löscher die weitere Herausgabe der „Unschuldigen Nachrichten" zu verbieten. So schwieg der letzte tapfere und edle Verteidiger der Orthodoxie und räumte dem Pietismus das Feld.

Der Pietismus hat seinen Sieg nicht nur durch eigene Kraft, sondern auch durch die von ihm angerufene Staatsgewalt erlangt, und das hat nicht bloß abermals die lutherische Kirche

schwer geschädigt, sondern ist ihm später selbst zum Unheil gewesen. Er hat damit die Ansätze zur Befreiung der Kirche von der Staatsgewalt und ihre Selbständigmachung, die in ihm wie in jeder kirchlichen Reformbewegung liegen, selbst wieder vernichtet und eine gesunde Entwickelung des kirchlichen Eigenlebens unterbunden. Spener hatte zuerst hohe Ideale. Die ganze Gemeinde sollte die Kirchengewalt haben und durch einen Vorstand, auch auf dem Gebiete der Kirchenzucht, ausüben. Da er aber fand, daß die Gemeinde zum Handeln unfähig sei, und bei der Übertragung der Kirchengewalt auf die Pastoren hierarchischen Mißbrauch fürchtete, wollte er lieber die Konsistorien, die Organe des landesherrlichen Kirchenregiments, an die Stelle der Gemeinde treten zu lassen. Freilich hatte er auch an diesen zu tadeln, daß sie zu sehr unter dem Einfluß der Politiker ständen und als untergeordnete Staatsbehörden des deutlich christlichen Charakters entbehrten. In Wirklichkeit war ihre Bedeutung mehr als gering; in dem Streite eines Francke und Schade greifen die staatlichen Behörden unter Umgehung des Konsistoriums unmittelbar ein, und die Pietisten waren mit diesem Staatsregiment in der Kirche zufrieden, weil dessen Entscheidungen für sie günstig ausfielen. Seckendorf, der Speners Gedanken im Kirchenrecht vertritt, suchte eine mittlere Linie innezuhalten. Nach seinen Ausführungen im „Christenstaat" soll sich die Obrigkeit der Eingriffe in das Gebiet des Glaubens enthalten, aber für das geistliche Wohl ihrer Untertanen sorgen. Die Geistlichkeit soll wie jeder andere Bürger den staatlichen Pflichten unterworfen sein. Die Gemeinde soll nicht nur formale Rechte bei der Besetzung der Pfarrstellen haben.

Francke hat sich über diese Frage nie Gedanken gemacht sondern sich mit dem staatlichen Kirchenregiment abgefunden, zumal es ihm zugute kam. Er hat die Beziehungen zur brandenburg-preußischen Regierung klug gepflegt und die Gunst der Staatsgewalt benutzt, um sich allerlei Vorteile, wie Privilegien, Akzisefreiheit und öffentliche Kollekten zu sichern. Die Brandenburger Beamten waren nichts weniger als pietistisch gesinnt, aber sie erkannten, daß durch Franckes Tätigkeit die neue Universität im Wettstreit mit Leipzig und Wittenberg auf-

blühte und daß die Halleschen Stiftungen dem Staate großen Nutzen brachten. Darum nahm auch der Kurfürst die Pietisten in Schutz und verbot schon 1700 den lutherischen Predigern „mit erdichteten Namen der Pietisten, Perfectisten, neuen Heiligen usw. vor öffentlicher Gemeinde aus ungeziemendem und blindem Eifer um sich zu werfen". Dadurch, daß die Pietisten sich des weltlichen Armes klug bedienten, um ihre orthodoxen Gegner zum Schweigen zu bringen, haben sie zur Förderung des rein staatlichen Kirchenregiments im Sinne des Territorialismus beigetragen. Löscher freilich durfte sich über den staatlichen Druck, der gegen ihn ausgeübt wurde, nicht beklagen. Wenn er auch dem Gewissenszwange und der Caesareopapie gewehrt wissen wollte, so verlangte er doch von den Fürsten die nötige Hilfe, um der Verführnng durch Irrlehrer zu steuern. Er mißbilligte nicht nur die schrankenlose Toleranz auch gegen radikale und separatistische Unternehmungen, die Spener gefordert hatte, sondern überhaupt die Toleranz abweichender religiöser Ansichten und Richtungen, welche die Pietisten als Grundsatz aufstellten, einem Löscher allerdings nicht zugute kommen lassen wollten. Es ging bei den Pietisten wie auch bei anderen Parteien in der Kirche. Solange sie die Bedrängten sind, fordern sie Duldung, kommen sie aber zur Herrschaft, so setzen sie durchaus nicht die Theorie in die Praxis um.

Das gleiche Verfahren wie gegen Löscher wandten die Pietisten auch gegen den Philosophen Wolff in Halle an, dessen Lehren ihnen gefährlich schienen. Er übte nicht nur auf die Studenten einen großen Einfluß aus und entfremdete sie dem Pietismus, sondern wußte auch seinen Einfluß auf den Kurator der Universität zu benutzen, um seine philosophischen Gegner zum Schweigen und seine Schüler in die Professorenstellen zu bringen. Da unternahm Francke es, auf nicht geraden Wegen ihn zu beseitigen. Die Generale v. Natzmer und v. Löben wußten den König Friedrich Wilhelm I. von der Gefährlichkeit Wolffs zu überzeugen, indem sie dem Monarchen vorstellten die Lehre dieses Philosophen von der praestabilierten Harmonie bedeute die Aufhebung der Willensfreiheit, und auf Grund dieser Lehre könne auch ein Deserteur nicht mehr bestraft

werden. Das erboste den Soldatenkönig und er verfügte, daß Wolff sein Land binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges verlassen solle. Francke sah in diesem Erfolge eine Erhörung seines Gebetes. Der König hat sein übereiltes Vorgehen später bereut, aber Lange hintertrieb die Wiederanstellung Wolffs.

Francke war durchaus frei von serviler Gesinnung gegen die Fürsten. Dazu war er ein zu selbständiger Charakter. Er ist sogar den Unionsplänen der Hohenzollern entschieden entgegentreten im Unterschiede von andern Pietisten. Als Friedrich I. solche Pläne faßte, gab der pietistische Lutheraner Winckler eine Schrift heraus, in der er nicht nur die Union verteidigte, weil sie den Lehrstreitigkeiten ein Ende mache, und ebenso zur Erziehung der Jugend zur wahren Gottesfurcht diene sondern auch den schroffsten Territorialismus vertrat: der Landesherr habe das Recht, Dogmen festzustellen, wie es ihm beliebe. Gegen diesen Satz erhob sich nicht nur bei den strengen Lutheranern ein berechtigter Sturm des Unwillens, sondern auch Francke lehnte ihn bestimmt ab. Er protestierte auch, als der König, der durch die Reformierten in seiner Umgebung immer aufs neue zu Übergriffen zu ihren Gunsten bestimmt wurde, der theologischen Fakultät in Halle einen reformierten Professor aufdrängen wollte, und erreichte auch bei dem Nachfolger Friedrich Wilhelm I., daß dieser Plan fallen gelassen wurde In dieser Hinsicht hat er die Rechte der lutherischen Kirche auch gegen den König verteidigt.

Sonst aber versuchte er klug den König für seine Anstalten zu gewinnen und hat zu manchem absolutistischen Vorgehen Friedrich Wilhelms in der Kirche geschwiegen. Der König verfuhr in seiner absolutistischen Härte gegen Pietisten und Orthodoxe gleich launenhaft. Als z. B. der Prediger Fuhrmann in Potsdam gegen das Verbot des Königs Konventikel hielt, wurde er ohne weiteres nach Ostpreußen versetzt. Die Pietisten schwiegen dazu, weil sie in anderer Hinsicht von dem Monarchen Förderung erwarteten. Dieser war für seine Person durchaus kein Pietist, hat er doch sogar Protest eingelegt, als die Gräfin Christine von Stolberg-Wernigerode ein Mandat gegen die Trunksucht erließ, weil ihm dadurch die Einnahmen der Akzise geschmälert wurden. Aber er schätzte Francke hoch wegen der Gemeinnützigkeit seiner

Anstalten, die er auch selbst besucht hat. Die Pietisten haben gehofft, ihn noch ganz für ihre Richtung zu gewinnen. Am Hofe wirkte der Freiherr von Canstein für Halle und ebenso ein Kreis von pietistischen Adligen, die selbst Petersen und Gottfried Arnold protegierten, obwohl diese Männer offenbar von der Kichenlehre abwichen, und die selbst nichtpietistische Adlige für pietistische Zwecke gewannen. Auf den Einfluß dieses Kreises, zu dem die Haller Theologen in enger Beziehung standen, ist es wohl zurückzuführen, daß Friedrich Wilhelm I. die pietistische Erziehung der heranwachsenden Theologen anordnete. 1718 verfügte er, daß diese auf ihren inwendigen Zustand geprüft werden sollten, ob sie in Buße und lebendigem Glauben stünden und welche Kennzeichen sie für ihre wirkliche Bekehrung hätten. Gegen solche, noch später wiederholten „gewaltsame Ratschläge, die Frömmigkeit zu fördern" protestierten zwar einige Professoren in Halle, aber Francke trat nebst Breithaupt entschieden dafür ein: „Auf den Knien müsse man Gott danken, sagte letzterer, für einen König, welcher die Fakultäten von der Schmach befreie, Theologen für tüchtig zum geistlichen Amte zu erklären, denen man nur bürgerliche Rechtschaffenheit bezeugen könne." Die Hoffnung selbst den König noch pietistisch zu machen, wurde allerdings getäuscht. Wohl schien er, als er krank und hypochondrisch war, einmal dazu geneigt zu sein, aber mit der wiederkehrenden Gesundheit verschwand jede pietistische Anwandlung, ja er schritt gegen pietistische Versammlungen ein und verhöhnte sogar offen pietistische Pastoren, wie er z. B. den Pastor Schubert in Potsdam einmal zwingen wollte, mit ihm auf eine Parforcejagd zu reiten.

## Kap. 13. Ausbreitung des Pietismus.

Als Francke 1727 starb, war der Pietismus eine Macht geworden. Das hat er zweifellos dem Umstande zu verdanken, daß er einer im großen und ganzen verknöcherten Orthodoxie gegenüber neue Lebenskräfte in der evangelischen Kirche wieder geweckt und mit Energie das Werk einer Neubelebung der Kirche angegriffen hat. Seine praktische Tätigkeit hat ihm Anhänger in weiten Kreisen verschafft und auch die Teilnahme solcher Fürsten,

denen das Wohl ihres Volkes am Herzen lag. Freilich hat auch Löscher nicht ganz Unrecht, wenn er erklärte: „die Pietisten schmeicheln den Herren Politicis auf allerlei Art, insonderheit mit den in Schwang gebrachten Lehrpunkten, daß sie nicht schuldig seien, auf der reinen Lehrer Erinnerung Ernst in Religionssachen vornehmlich gegen die Irrgeister zu gebrauchen. Ferner, daß die Bestellung und Absetzung der Prediger eigentlich und vor sich zu den juribus Majestatis und zu der bloßen unumschränkten Gewalt der hohen Obrigkeit gehören." Sie erklärten, die weltliche Obrigkeit habe nach Orthodoxie oder Heterodoxie nicht zu fragen. Die Gleichgültigkeit der Pietisten gegen die Konfessionsunterschiede und die reine Lehre war allerdings der Staatsraison willkommen, die um jeden Preis inneren Frieden im Lande haben wollte. Das staatliche Interesse forderte gebieterisch das Aufhören der zerrüttetenden Konfessionskämpfe. Der fürstliche Absolutismus, der noch immer mehr auch die Kirche in seine Bande zu schlagen suchte, konnte dieses Ziel jetzt erst recht nicht mehr dadurch erreichen, daß er sich ganz auf die Seite einer Konfession oder einer Richtung in der Kirche stellte, er mußte eine mittlere Linie suchen und glaubte, diese im Pietismus zu finden. Und dieser kam, um Erfolge für sich zu erreichen, dem Absolutismus sehr entgegen. Das zweite Geschlecht der Pietisten ist den Fürsten gegenüber geradezu charakterlos. Als der König von Preußen 1736 durch einfachen Befehl den liturgischen Gesang und die alten noch aus dem Katholizismus stammenden liturgischen Gewänder in der lutherischen Kirche verbot, um diese der reformierten Kirche anzunähern, haben die Pietisten dazu geschwiegen. Ihre Schuld ist es, daß der Absolutismus in der Kirche noch verstärkt und die lutherische Kirche in Preußen auf den Weg der Union geführt wurde.

Der Hallesche Pietismus breitete sich in der deutsch-lutherischen Kirche weit aus. Er besetzte die Länder an der ganzen Küste der Nordsee und Ostsee von Ostfriesland bis Reval in Esthland. Empfänglichen Boden fand er besonders in Schleswig-Holstein und Ostfriesland. In dem ersteren Lande hat man von Anfang an weniger Wert auf die reine Lehre und scharfe dogmatische Bestimmungen gelegt, und der Volkscharakter ist

der Mystik, ja der Schwärmerei zugeneigt. Bereits in der Reformationszeit fanden anabaptistische Gedanken rasch Eingang, besonders im Westen Schleswigs. Mennoniten und Remonstranten fanden hier Zuflucht. Chiliastische Richtungen kamen auf und im Dithmarschen und in Flensburg hatte man über das Eindringen von Quäkern und mancherlei Fanatiker zu klagen. Flensburg wurde auch ein Herd des Pietismus, und durch das ganze Land verbreitete sich pietistische und mystische Ansichten. In Holstein gewann die schwärmerische Partei des Johann Michelsen viele Anhänger. Auch die Brüdergemeinde gründete in Christiansfeld eine Kolonie von Herrenhut. Die Pietisten bekämpften das Pfarramt, wobei ihnen der schlechte Lebenswandel und die Trägheit mancher Pastoren die Waffen boten, und pflegten die private Erbauung. Laienprediger zogen umher in den Häusern und predigten auf freiem Felde Hunderten, ja zuweilen Tausenden. Die Dänische Regierung, die schon 1733 in Dänemark und Norwegen das Schelten auf den Kanzeln gegen die Pietisten bei Strafe von 50, bezw. 100 Talern verboten hatte, ging auch in Schleswig-Holstein soweit auf die pietistische Bewegung ein, daß sie 1741 den Pastoren befahl, auch auf der Pfarre Erbauungsstunden zu halten, und die Privatversammlungen in den Häusern mit gewissen Einschränkungen gestattete. Auch Ostfriesland zeigte sich pietistischen Einflüssen zugängig. Hier erregte der aus dem Kurfürstentum Hannover verbannte und aus Bremen ausgewiesene Pastor Römeling mit seinem radikal separatistischen Pietismus manche Wirren. Das Auricher Konsistorium verwies ihn des Landes, aber begünstigte auf der anderen Seite den gemäßigten Pietismus Speners und der Halleschen Schule. Das hat seinen Grund darin, daß Spener schon früh auf das Ostfriesische Fürstenhaus Einfluß gewonnen hatte. In das Konsistorium wurden würdige Männer berufen, die dem Pietismus zuneigten, vor allem Brenneysen. Die anfangs ziemlich zahlreichen Vertreter des radikalen Pietismus wurden verdrängt und in Halle ausgebildete Pastoren angestellt, die in den Gemeinden rasch Boden faßten. War doch auch das Land durch die furchtbare Weihnachtsflut von 1707 und die darauf folgenden Notjahre pietistischen Einwirkungen besonders erschlossen.

Weiter erstreckte sich der Pietismus von Schlesien durch Mitteldeutschland bis zum Rhein. Überall boten ihm hier die weltlichen Mächte Schutz und Förderung. Nicht nur der Brandenburger Hof begünstigte offen die Pietisten, nicht nur die Regierung in Darmstadt hielt über sie die Hand, sondern selbst das so lange von der Orthodoxie beherrschte Kursachsen öffnete ihm die Tore, und das mußte ein Löscher noch erleben! In Dresden wurde ein pietistisch gesinnter Hofprediger angestellt und der Wittenberger Fakultät verboten, auf Kanzel und Katheder den Namen Pietisten zu gebrauchen. Ein ähnliches Verbot erging unter Androhung harter Strafe 1731 an die Geistlichkeit in der Oberlausitz. Mit Hochdruck wurde überall der Pietismus gefördert und die Orthodoxie zurückgedrängt. Abgesehen von einzelnen kleinen lokalen Streitigkeiten führte nur noch der Hamburger Hauptpastor Neumeister den literarischen Kampf gegen den siegreichen Gegner, und zwar mit der ganzen Derbheit und Heftigkeit seines Charakters, aber auch mit voller Überzeugungstreue. Dieser Mann, der durch sein viel gebrauchtes Kommunionbuch, seine biblisch gefärbten, warmen, nur oft zu betrachtende Gebete und seine dichterisch gewandten natürlichen und innigen, freilich auch stark subjektiven Lieder, wie durch seine von J. S. Bach komponierten Kirchenkantaten tiefergehenden Einfluß übte, kämpfte zugleich gegen Spener und die pietistische Bewegung, die er durch Staatsgewalt unterdrückt wissen wollte, gegen die Brüdergemeinde in Herrenhut, die Unionsbestrebungen und auch gegen die Heidenmission. Aber seine Stimme verhallte ungehört. Schon 1725 bekennen die Herausgeber der „Fortgesetzten Sammlung", daß sie „das arme Häuflein der Rechtgläubigen" seien.

Ganz so schlimm sah es nun freilich noch nicht aus. Die Gebiete der schwäbischen Reichsstädte, ebenso die Pfalz, der Elsaß und das Badische Oberland blieben vom Pietismus frei. Auch von Kurhannover blieb er dauernd ausgeschlossen. Bei Gefängnisstrafe wurde jedes Konventikel, d. h. jede Zusammenkunft aus verschiedenen Familien in einem Privathause zu religiösen Zwecken verboten, ebenso die Beherbergung „fanatischer Emissarien," d. h. pietistischer Wanderprediger. Fremde Personen, die im pietistischen Sinne wirkten, sollten verhaftet werden. Ähn-

liche Edikte wurden wiederholt erlassen und eingeschärft. Die Geistlichen wurden aufgefordert, ihre Gemeinden, allerdings „sanftmütig", vor den Pietisten zu warnen und zu dem Zwecke eine genaue Charakterisierung der „Schwärmer und Pietisten" gegeben. Kein pietistischer Kandidat sollte bestätigt werden, namentlich keiner, der in Halle studiert habe. Bei der Neubearbeitung des Gesangbuches 1740 wurden die pietistischen Lieder fast durchweg ausgeschlossen. 1748 wurde das Pietistenedikt auch auf die Herrenhuter ausgedehnt und deren Schriften zu konfiszieren befohlen. Mit Keulenschlägen wurde so jede Regung des Pietismus im Althannoverschen vernichtet, so daß dieses Land später unmittelbar von der — durch den Calixtinismus stark erweichten — Orthodoxie in die Aufklärung übergegangen ist. Der absolute Polizeistaat und das bureaukratische Konsistorialregiment sorgten gemeinsam dafür, daß nur die auf patentierten Universitäten gelehrte Theologie im Lande herrschte. Es muß aber anerkannt werden, daß auch in diesen drakonischen Ausschreiben die Geistlichen mit Ernst ermahnt werden, „das leider mehr als zuviel verfallene Christentum" zu bessern, ihr Amt mit größter Treue zu verwalten, einen in Liebe und andern guten Werken lebendigen Glauben zu predigen und selber den Gemeinden mit einem „exemplarischen Wandel voranzuleuchten". Den Pastoren wurde verboten, im Pfarrhause Beichte zu hören und vor allem nicht im Schlafrock und Pantoffeln, wie es im Grubenhagenschen vorkam. Wiederholt wurde auch den Pastoren und Superintendenten die sorgsame Pflege der Katechisationen ans Herz gelegt, da man mit Mißfallen vernommen habe, daß vornehmlich auf dem Lande die christliche Erkenntnis bei jung und alt abnehme. Die große Anzahl der Ausschreiben über Katechismusunterricht und Konfirmation bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus bezeugt deutlich, wie das Interesse an der religiösen Förderung der Jugend und auch der Erwachsenen gestiegen ist, aber auch, daß man gerade vom Unterricht das Meiste erwartete. Die Predigt tritt ganz auffällig hinter der Katechismuslehre zurück. Es regt sich schon der schulmeisterliche Zug, der später für die Aufklärungszeit bezeichnend ist.

Auch auf vielen Universitäten kam der Pietismus zur Herrschaft und beeinflußte das heranwachsende Theologengeschlecht.

In Gießen, wo der pietistische Kirchenhistoriker Gottfried Arnold wirkte, wurden alle nicht pietistischen Lehrer entfernt. Auch Kiel wurde nach dem Tode des orthodoxen Kortholt, der in reichem Segen gewirkt hatte und auch der akademische Lehrer Frankes und Breithaupts gewesen und von Spener gerühmt war, ebenfalls eine pietistische Universität, ebenso gewann in Tübingen die neue Richtung Raum. Helmstedt und Königsberg blieben die Sitze eines gesinnungslosen lebensunkräftigen Calixtinismus. Nur noch Rostock, Straßburg und Wittenberg waren zuletzt die Horte der Orthodoxie, die altersschwach ohne Siegesfreudigkeit gegen den Pietismus kämpfte, dem auch Leipzig längst die Tore geöffnet hatte.

Der Pietismus hat den geistlichen Stand entschieden gehoben. Mehr als vorher wird auf die sittliche Tüchtigkeit der Pfarramtskandidaten gesehen. Man räumte mit mancherlei Unsitten auf, vor allem dem Unfug, daß die Kandidaten oft die Kammerjungfer oder andere Domestiken der Gnädigen heiraten mußten, um die Patronatspfarre zu erlangen. In Hildburghausen mußten die Geistlichen einen Eid schwören, daß ihnen, um die Pfarrstelle zu erhalten „eine gewisse Weibsperson zu heiraten nicht vorgeschlagen sei."

Der Einfluß der pietistischen Universitäten zeigt sich bei einer großen Anzahl von Geistlichen, die hier zu einer treuen und gesegneten Amtsführung angeleitet wurden. Der pietistisch gesinnte Teil der Pastoren steht entschieden sittlich höher, als der frühere geistliche Stand, in dem Trunksucht und Unzucht nicht selten vorkamen. Das Standesbewußtsein hob sich und die Geistlichen hielten enger zusammen als ihre Vorgänger. Jetzt kamen die schon von den Orthodoxen empfohlenen Pfarrkonferenzen auf und stärkten das Ehrgefühl und den Amtseifer, der durch praktisch-theologische Zeitschriften noch mehr gefördert wurde, in denen die Pastoren vor allem über ihre Erfahrungen in der Seelsorge — nicht immer in einwandfreier Weise — berichteten. Vielfach nahmen sich auch tüchtige Pastoren der Studenten und Kandidaten an, um sie an Krankenbetten in die Seelsorge einzuführen, und es wurden Predigerseminare gegründet zum Zweck der persönlichen Einwirkung auf den Nachwuchs und seiner Vorbereitung auf das Amt.

Die pietistischen Pastoren haben in ihre Gemeinden viel Gutes gewirkt, freilich weniger durch ihre Predigt. Die Zahl der wirklich bedeutenden Prediger aus der Haller Schule ist überhaupt klein, und bei der großen Mehrzahl der Pietisten wurden nicht die Vorzüge der pietistischen Predigtweise, sondern ihre Mängel ausgebildet. Die Einfachheit der Form wurde zur Formlosigkeit, der Reichtum der Schriftverwendung zur Häufung von Bibelsprüchen; das Lehrhafte tritt hinter den Ermahnungen zurück, in eintöniger Breite wird immer aufs neue das eine Hauptthema: Sünde und Gnade, Bekehrung und Heiligung behandelt und der Heiland und seine Liebe oft weich und süßlich angepriesen. Hatte die Orthodoxie zu verstandesmäßig gepredigt, so wendet sich der Pietismus fast ausschließlich an das Gefühl und schafft mehr eine Erregung des Gemütes als ernstes, klares Wollen.

Weit fruchtbarer ist die katechetische Tätigkeit der Pietisten gewesen. Die Liebe zu den Kindern ist dem Pietismus eingeboren, und die religiös-sittliche Unterweisung und Erziehung der Jugend hat durch ihn einen neuen Aufschwung gewonnen. Auf den Gymnasien hatte der Religionslehrer die erste Stelle; der Rektor des Gymnasiums in Brieg las mit seinen Primanern das ins Latein übersetzte „Wahre Christentum“ von Arndt. Als Hauptziel des Katechismusunterrichtes setzte man sich, nicht bloß auf das Gedächtnis und den Verstand zu wirken, sondern „das Gewissen durch eingestreute Prüfungsfrage zu rühren und den Willen durch liebreiche Ermahnungen, die recht von Herzen gehen und also wieder zum Herzen dringen, zum Guten zu lenken und zu einer wahren Liebe des Herrn Jesu zu neigen“. Womöglich wird jedes einzelne Kind für sich in seelsorgerische Behandlung genommen. Aber die Kehrseite dieser treuen Arbeit ist auch, daß die Kinder in bedenklicher Weise einseitig bearbeitet und zur pietistischen Frömmigkeit gedrillt werden. Man erzog sie nicht nur dazu, auch vor anderen freie Gebete zu sprechen, sondern wirkte, in Unterschätzung der Taufe, unmittelbar auf ihre Bekehrung hin, die vor allem durch das „dritte Gnadenmittel“, das Gebet, herbeigeführt werden sollte. Der Bußkampf wird angestrebt und des Kampfes Ziel ist die „Durchstechung des Herzens“, der „Durchbruch“, der mit einem

„wohlbedachten Schluß und Einwilligung dem Herrn zu dienen“ endet. Diesem Zwecke soll vor allem auch die Konfirmation dienen, welche der Pietismus einseitig als subjektive Erneuerung des Taufbundes faßt und eigentlich über die Taufe stellt. Er hat ihre allgemeine Einführung auf das stärkste gefördert, ihr aber auch ein nicht mehr gesundes Gepräge gegeben. Die Überspannung des Gefühlslebens der Kinder hat sich oft genug gerächt und gerade das Gegenteil von dem erzielt, was man erreichen wollte, und indem man die Konfirmationshandlung recht „rührend“ zu gestalten suchte, hat man die spätern rationalistische Konfirmationsfeiern, die ganz in sentimentaler Rührung aufgehen, angebahnt.

Ebenso treu wie der Konfirmanden, nahm man sich auch der Konfirmierten an. Nicht nur, daß zahlreiche „Gedenkbüchlein für Konfirmierte“ entstanden, um in den Kindern die Erinnerung an den Unterricht lebendig zu erhalten, man sammelte auch die Konfirmierten im Pfarrhause, um sie zu bewahren und im Christentum noch fester zu gründen. Auch der Gedanke an Fortbildungsschulen tauchte auf, ist aber wohl kaum zur Ausführung gekommen.

Wie stark der lehrhafte Trieb des Pietismus war, geht daraus hervor, daß man selbst mit Erwachsenen Katechisationen hielt. Zuweilen katechisierte man nach der Predigt, um festzustellen, ob sie auch recht verstanden sei, und es scheint, als ob diese katechetischen Predigtwiederholung in Preußen sogar zur gesetzlichen Einrichtung gelangt sei. Man stieß dabei aber auf den Widerstand der Gemeinden, die sich nicht wie Schulkinder behandeln lassen wollten.

Großen Eifer hat der Pietismus in der Seelsorge gezeigt und neue Anregungen zu ihrer treuen Ausübung gegeben. Francke macht den Orthodoxen den Vorwurf, daß sie „Allein Prediger“ seien und betont auf das entschiedenste die Notwendigkeit der Hausbesuche. Sein Urteil über die Orthodoxen ist in dieser Allgemeinheit ungerecht, denn in Wahrheit hatten manche Orthodoxen, und zwar durch das reformierte Vorbild angeregt, der Seelsorge viel Zeit und Kraft gewidmet. Allerdings findet sich bei der Orthodoxie eine Überschätzung der Predigt, aber dem gegenüber ist der Pietismus in Gefahr die

Bedeutung der Predigt im Vergleich zu der Seelsorge zu unterschätzen und in letzterer das Universalheilmittel für die Schäden der Kirche zu sehen. Der geringere Wert der pietistischen Predigt ist auch auf diesen Grund zurückzuführen. Geringschätzig urteilte man, daß die Predigt nur für „den Mischmasch der Gemeinden" sei, Predigen, Taufen, Begräbnis sei lediglich die Vorbereitung für die spezielle Seelenpflege. Die Predigt sei nur das Netz, das ausgeworfen wird, dann gilt es die Guten und Schlechten zu sondern, die Gläubigen in kleine Gemeinschaften zu sammeln, um sie „zu Jüngern zu machen". Die Pflege der Gerührten und Bekehrten ist „das eigentliche Werk des Herrn". Um es recht betreiben zu können, haben manche Pastoren in ihren Häusern private Unterrichtsstunden eingerichtet, freilich zum Schaden des öffentlichen Gottesdienstes. Nicolaus Lange, der schwedische Gesandtschaftsprediger in Wien, hielt mit dem Dienstpersonal Hausandachten. Pastor Kuhn zu Dapfen in Württemberg las den Tagelöhnern über Tisch aus der Bibel vor und legte sie ihnen aus. Auch ein zum Schutze in das Haus genommener Nachtwächter wurde geistlich beschäftigt, er mußte die Bibel lesen und seine Betrachtungen darüber aufschreiben. Man rühmte die Erfolge solcher Hausgottesdienste, daß Seelen dadurch erweckt und Unsitten abgestellt seien, Pastor Stolte in Weimar wußte seinen Amtsbrüdern zu berichten, daß er damit die Unsitte des blauen Montags bekämpfe.

Auch die Presse wurde in den Dienst der Seelsorge gestellt. Francke war hier vorgegangen mit der Herausgabe eines Gedenkbüchleins für seine Gemeinde in Glaucha, in welchem er ihr Rechenschaft über seine Amtstätigkeit und allerhand Anweisungen über ihr christliches Leben gab. Die pietistischen Pastoren verbreiteten in ihren Gemeinden neben der Bibel vor allem die Bücher von Kempis und Hedinger und andere aszetischen Schriften und Traktate, oft ohne Entgelt. Auch verteilen sie gedruckte Bibelsprüche mit Versen.

Um allen Seelen nahe treten zu können, wurden die Gemeindeglieder fleißig besucht und ein „Seelenregister" geführt mit Benennungen über den Charakter, Neigung und Wandel, Bekehrung und Wachstum im Guten. War das schon nicht

unbedenklich, so ist der Rat Andreas Hartmanns, Pastors zu Truchtelfingen als seelsorgerlicher Übereifer zu bezeichnen. Er will den einzelnen Gemeindegliedern heimlich „nachschleichen", sie mit dem Fernrohr beobachten, alle ihre Exzesse aufzeichnen und ihnen dann bei passender Gelegenheit vorhalten. Das erinnert schon mehr an die jesuitische Erziehungsmethode. Die Verständigen unter den Pietisten wollten auch von solchen unwürdigen Mitteln der Seelsorge nichts wissen, ja manche erhoben auch Bedenken gegen die regelmäßigen Hausbesuche, deren Nutzen zweifelhaft sei. Fresenius und Andere hielten es für besser, wenn die Gemeindeglieder, die des seelsorgerlichen Rates bedürften, in das Haus des Pastors kämen, und in der Tat kam das auch an manchen Orten viel vor. Fresenius in Frankfurt und Trenner in Augsburg wissen davon zu berichten, und der Württemberger Mechold hatte oft das ganze Haus voll Leute, die von nah und fern gekommen waren, ihn zu sprechen, ein Zeichen, wie lebhaft das Verlangen nach seelsorgerischer Beratung war. Freilich nicht überall. Aus Altdorf wird berichtet, daß man allgemein den Argwohn habe, wenn der Pastor komme, so erwarte er ein Geschenk (weil an manchen Orten von Alters her die Hausbesuche mit dem Flachssammeln des Pastors zusammenhingen) und die Besuche als eine Art „Bettelei" ansah, oder daß man das Gerede der Nachbarn fürchte, wenn man zur außergewöhnlichen Zeit auf die Pfarre gehe. Trenner hatte in Jena nicht erlebt, daß Gemeindeglieder ihn aufsuchten und in Norddeutschland war nicht nur die größere Verschlossenheit der Menschen dieser Art der Seelsorger hinderlich, sondern ungünstig wirkte hier auch ein, daß der Pastor das Zitationsrecht besaß. Solcher obrigkeitlicher Beistand mußte der Tod aller Seelsorger sein, und weil nur die offenbarer Sünden zum Pastor zitiert wurden, hütete sich jeder, von selbst ins Pfarrhaus zu gehen. Aber auch der methodistische Bekehrungseifer mancher pietistischer Seelsorger stieß die Leute mehr ab, als daß er sie anzog. Es wurde nicht immer der Rat des tüchtigen Fresenius, der „frei, ungezwungen, ungeformt und gelegentlich" Seelsorge trieb, beachtet, man solle Gott nur nacharbeiten und nicht vorarbeiten wollen, sondern man drängte die Seelsorge auf und benutzte dazu die seltsamsten „Gelegenheiten",

wobei Aufdringlichkeit und Taktlosigkeiten nicht vermieden wurden, so wenn Breithaupt einen Knecht, der die Pferde anschirrt, von der Sorge für die Pferde auf die Sorgen für seine Seele bringen will, oder Hauber beim Gastmahl gewaltsam das Gespräch auf geistliche Dinge lenkt.

Neben diesen neuen Wegen ist der Pietismus aber auch noch bei den alten Mitteln der Seelsorge geblieben, nur daß er sie mit größerer Sorgfalt gebrauchte. Selbst die von Schade verworfene Privatbeichte ist fast überall in Übung geblieben, bis der Rationalismus ihr ein Ende machte. Auch Francke hat an ihr festgehalten. Ja, trotz fortgesetzter Kritik an dieser Einrichtung kehrt man doch zu ihrer größeren Wertschätzung zurück und erklärte sie sogar für das bei weitem vorzüglichste Mittel der Seelsorge. Selbst die Scheidung der Stände hielt man fest und hielt die Beichte mit den Honorationen für sich in der Sakristei, ja sogar auf Wunsch in deren Hause. Fortgesetzt kommen auch die alten Klagen aus der Zeit der Orthodoxie vor, daß der Pastor im Beichtstuhl schlief oder mit zerrissenem Rocke, beschmutzten Kragen, nach Tabak riechend, Beichte hielt. Aber im ganzen ist doch bei der zweifellos erfolgten Hebung des Pfarrerstandes auch die Privatbeichte besser verwaltet als vorher. Nur machte sich immer stärker das Streben der Gemeindeglieder geltend, sich von dem strengen Parochialzwange des 17. Jahrhunderts freizumachen und sich selbst den zusagenden Geistlichen zu wählen. Sobald der Pastor ein scharfes Wort redete, kündigte man ihm den Beichtstuhl auf, und jeder Schuster und Schneider bildete sich ein, er erzeige dem Prediger die größte Wohltat, wenn er ihn zum Beichtvater wählte, und verließ ihn oft, um sich zu rächen. Konnte man doch durch Entziehung der Beichtgroschen dem kärglich besoldeten Geistlichen bitter schaden. Es wird erzählt, daß man gegen diesen Übelstand von Seiten der Obrigkeit an einem Orte sogar mit Geld- und Gefängnisstrafe eingeschritten sei, was aber nur einen Rückgang der Kommunikanten zur Folge gehabt habe. Doch kann das nur ein ganz vereinzelter Fall gewesen sein.

Wenig Wert hat der Pietismus auf die Reste der Kirchenzucht und Kirchenbuße gelegt, die schon längst in Verfall waren. Die meisten Pietisten wollen nur die Zurückhaltung vom Altar

als seelensorgerliches Mittel beibehalten, alle andere Zuchtübung aber, die man lediglich als Strafe auffaßte, der weltlichen Obrigkeit überlassen. Die lutherische Kirche ist aber nie zur Klarheit darüber gekommen, was Kirchenzucht im evangelischen Sinne ist, nämlich weder Strafe noch Erziehungsmittel für den „rohen Haufen", sondern Schutzmittel für den Mißbrauch des Heiligen und Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnungen. Und als Staatskirche konnte sie auch nicht zu dieser Klarheit durchdringen. Die Vermischung von Geistlichen und Weltlichen, Kirchlichen und Staatlichen blieb bestehen und der Pastor galt, wie es in der Antrittspredigt des milden Steinhofer in Eningen so bezeichnend hervortritt, nicht nur als ein „Knecht und Bote des Heilandes Jesu", der die Gemeinde in das Reich Gottes einladet und nicht zwingen will, zu kommen, weil „der Heiland lauter freiwillige Leute haben will", sondern auch als „ein geistlicher Amtmann unserer gnädigsten Landesherrn welcher mir befohlen hat, die Zucht- und Polizeigesetze der Kirche" festzuhalten und nicht ungestraft übertreten zu lassen.

Wenn auch die Treue der Pietisten in der Seelsorge rühmend anzuerkennen ist, so hat sie doch zu der Belebung der Gemeinden wenig beigetragen. Dazu ging sie zu einseitig auf die Bekehrung aus, auf Rettung der Seelen durch die Wiedergeburt. Nicht die Gemeinde ist es zuletzt, um die man sich kümmert, sondern die einzelnen erweckten Seelen. Darum sind auch ihre Erfolge trotz aller Bemühungen nicht allzugroß und nicht andauernd gewesen. Der Kreis der Gemeindeglieder, die auf solche Seelenpflege einging, ist immer nur klein geblieben. Noch bedenklicher ist, daß der Pietismus auf der andern Seite wieder die Notwendigkeit der Seelsorge vor allem mit den verkommenen Zuständen der Gemeinden begründete. Damit trat sie in ein falsches Licht. Die Objekte der Seelsorge erschienen als die Verlorenen, die gerettet werden sollten, und welcher Nichtpietist wollte sich eine solche Beurteilung gefallen lassen? Das mußte bei manchem die Ablehnung solcher pietistischen Seelsorge hervorrufen. Aber auch dort, wo die Gemeinden sich gegen die pietistischen Gedanken ablehnend verhielten, haben die Pastoren doch oft genug wenigstens den Erfolg gehabt, daß neben kirchlicher Regelmäßigkeit auch im ganzen Zucht und Sitte herrschte. Ob sie wohl

bei diesen Erfolgen daran dachten, daß der ältere Pietismus über solche Kirchlichkeit und äußere Ordnung oft genug geringschätzig und hart geurteilt hatte?

Verborgenen, aber nicht geringen Einfluß hat der Pietismus durch seine Erbauungsbücher und Lieder seines Geistes ausgeübt. Er ist auf diesem Gebiete überaus fruchtbar gewesen und hat sich die Verbreitung religiöser Schriften sehr angelegen sein lassen. Der erbauliche Wert dieser pietistischen Erzeugnisse ist aber entschieden geringer als der der Blütezeit der Orthodoxie, wie sich davon im Vergleich zu diesen nur weniges bis in unserer Zeit im Gebrauch erhalten hat. Unter den vielen Katechismen ragt neben Speners „Erklärung der christlichen Lehre" besonders der vortreffliche Dresdener Kreuz-Katechismus hervor, beide bis in das vorige Jahrhundert oft neu aufgelegt. Francke drang auch wieder auf fleißiges Bibellesen auch bei den Kindern und führte die biblische Geschichte in die Schule ein nach dem Vorbilde seines „Armenverlags" bemühte sich der Pietismus viel um die Verbreitung der kleinen und billigen Erbauungsliteratur, selbst für die Kinder. Unter den Erwachsenen verbreitete man die Schriften von Thomas a Kempis und Arndt. Dazu kamen dann die Bücher pietistischer Schriftsteller. Traktate, welche die Heilsordnung behandeln, wie der von Francke: „Anfang des christlichen Lebens" waren besonders beliebt. Dann sind noch die Bücher von Johann Porst in Berlin, von Abt Steinmetz in Kloster Bergen, die des Geheimrat von Schütz, und des überaus fruchtbaren Bogatzky weit verbreitet gewesen Von dem letzteren ist vor allem das „güldene Schatzkästlein" zu nennen, eine Sammlung von Bibelsprüchen und Liederversen, das bis heute noch viel gebraucht wird. Seine andern fast zahllosen Schriften sind weichlich, sein Pietismus erstarrt in einer reflektierten Manier und leitet unmittelbar schon zum Rationalismus über.

Die Pflege des individuellen religiösen Lebens durch den Pietismus weckt auch die Teilnahme für Lebensbeschreibungen, die ihrerseits wieder eine pietistische Lebensführung anregten. Solche Lebensbeschreibungen wurden in großer Zahl teils in besonderen Sammlungen, teils in Zeitschriften veröffentlicht, vor allem solche, die von Bekehrungen und von gottseligem Sterben

handelten. Die „letzten Stunden“ von Graf Henckel und „Altes und Neues“ von Moser waren besonders beliebt und sind viel gelesen.

Noch bedeutungsvoller als die Erbauungsbücher des Pietismus sind seine geistlichen Lieder geworden. Schon in Paul Gerhardts Dichtungen trat uns die Wendung zum Subjektiven entgegen. Aber er singt doch nicht von sich und seinen Gefühlen, Erfahrungen und Erlebnissen, sondern sein Lied ist das Lied der gläubigen Gemeinde, die Gottes Taten und Führungen preist. Die pietistischen Dichter kehren in fast allen Liedern das Individuelle scharf und einseitig hervor, ihre Lieder sind Bekenntnisse der einzelnen frommen Seele, aber nicht der Ausdruck des Gemeinglaubens. Unter den zahllosen poetischen Erzeugnissen der Pietisten (Bogatzky allein veröffentlichte 362 seiner Lieder), die meist von ansehnlicher Länge sind (Lieder von 20 Strophen sind keine Seltenheit, Woltersdorff singt sogar ein Lied von der Kirche in 263 Strophen) ist sehr viel Mittelgut und gänzlich Ungenießbares. In spieliger, oft geradezu geschmackloser Weise wird der Genuß der bräutlichen Liebe mit Christus gefeiert. Das Erlösungsleiden Jesu wird in sinnlichster Weise ausgemalt. Das „Osterlämmlein“ mit den „Honigflüssen“ seiner Wunden, welche die „süße Höhle für das verirrte Täublein“ sind, wird mit den überschwänglichsten Ausdrücken besungen. Selbst beim Aderlassen denkt Rambach in einen Gedichte an Jesu Wunden. Die Sünde wird oft nur ästhetisch als „Häßlichkeit“ gewürdigt, der Mensch als „Made“ und Wurm vor Gott bezeichnet und fast leidenschaftlich die Liebe zu dem „süßen Jesulein“ versichert. Daneben fehlt es nicht an oft warmen und herzlichen Ausdrücken der Zuversicht auf Gott und der Ergebung in seinen Willen, nur daß diese leicht pietistisch gefärbt ist. Auch heftige Ausfälle gegen die sündige Welt und „Babel“ sind nicht selten, die nur zu leicht mit dem beruhigenden Bewußtsein verbunden sind, selbst zu den Auserwählten zu gehören. Die Mahnung zu einem wahren und rechtschaffenen Christentum im Gegensatz zu einem oberflächlichen und falschen trägt oft einen moralisierenden Zug und das Lehrhafte steigert sich bis zu einer gereimten Darstellung der Kirchenlehre.

Und doch ist in der Spreu manch edles Goldkorn. Die unmittelbare Kraft des Glaubens, die warme Innigkeit der Liebe zu Christo haben einer Anzahl Lieder eine bleibende Stätte im lutherischen Gemeindegottesdienste gesichert oder sie bis heute wertvoll für die häusliche Erbauung gemacht. Hierhin gehören Lieder wie das ernst-kräftige Neujahrslied von Francke: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit", das auch durch seine Melodie machtvolle „Lobe den Herren, o meine Seele" von Herrnschmidt, die schwungvollen, echt poetischen Lieder von Richter, dem Arzt des Waisenhauses, z. B. das Weihnachtslied: „O Liebe, die den Himmel hat zerrissen", das Trostlied: „Gott, den ich als die Liebe kenne", das wirkungsvolle Morgenlied: „Hüter, wird die Nacht der Sünden", endlich die beiden mehr lehrhaften Lieder: „Es kostet viel, ein Christ zu sein" und „Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein". Mit Ausnahme des einen Morgenliedes sind Richters Dichtungen freilich sehr schwer zu singen und überhaupt mehr für stille häusliche Erbauung geeignet. Von den Liedern anderer Pietisten sind noch wenigere wirklich brauchbar. Hervorgehoben seien von Jakob Baumgarten „Er mag dies Haus, das aus der Erden", von Allendorf „Wo ist ein solcher Gott wie du?", „Mein Herz, ach red' mir nicht darein", „Bewahre mich, o Freund der Seelen", „Unter Lilien jener Freuden", von Lehr „Mein Heiland nimmt die Sünder an" und „So hab' ich nun den Fels erreichet", von Kunth „Es ist noch eine Ruh' vorhanden". Trotz aller innigen Wärme und einiger geradezu klassischer Verse haben auch diese Lieder leicht etwas Gesuchtes; die Dichter wandeln meist auf hohem Kothurn und schwelgen etwas in der Verherrlichung der Liebe Jesu zu den Sündern und der Beteuerung ihrer Liebe zu ihm. Bezeichnend dafür ist das noch heute vielfach gesungene Lied von Sinold „Ich will mich mit dir verloben" mit seiner stark bewegten, fast tanzartigen Melodie. Den objektiven Kirchenton trifft am besten Rothe in seinem „Ich habe nun den Grund gefunden", und unschätzbar bleibt sein einfaches, rührendes „Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben", Rambach ist der „Gellert der Franckeschen Schule"; poetisch reich begabt, formgewandt, aber zuweilen auch nur gereimte Prosa bietend, ließ er sich angelegen sein, über

„Materien, die wenig oder nicht vorhanden sind, neue Lieder zu dichten". Auf welch absonderliche Materien er dabei geriet, zeigen die schon erwähnten „Gedanken beim Aderlassen". Aber Gefühl und Tiefe ist ihm nicht abzusprechen, nnd manche seiner Lieder — z. B. „König, dem kein König gleichet", „Sei willkommen, Davids Sohn", „Ich bin getauft" und das Konfirmationslied „Mein Schöpfer, steh mir bei" sind unentbehrliche Bestandteile unserer Gesangbücher geworden. Er ist nüchterner als mancher andere Dichter des pietistischen Kreises, aber wird auch oft stark lehrhaft. Er bringt die Theologie in poetischer Form und behandelt das Wesen, die Wahrheit, die Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit und Weisheit Gottes, ebenso die Treue, die Demut, Geduld, Mäßigkeit und Wachsamkeit Jesu, den er auch als Lehrer in einem steifen und prosaischen Gedichte besingt. Noch viel lehrhafter ist der wenig originale, mehr nachdichtende Woltersdorff, dessen Lieder auch mit polemischen Auseinandersetzungen erfüllt sind. Eins derselben trägt die Überschrift: „Das Nötigste von den verschiedenen Religionen, Kirchen und Sekten zum kurzen Unterricht für die Einfältigen". Da wird nach der Melodie „Nun danket alle Gott" im 5. Verse gesungen: „Ein großer Teil von uns sind jene griech'schen Christen, die sehr verschieden sind, teils gleichen den Papisten, teils übertreffen sie an reinem Unterricht", oder im 7. Verse: „Die Reformierten sind vom Papsttum ganz verschieden, doch haben sie und wir noch noch nicht vollkommen Frieden. Teils ist uns ihr Begriff vom Abendmahl zu schlecht, teils lehren etliche die Gnadenwahl nicht recht." Weit besser sind seine noch heute gebrauchten Lieder: „Das ist eine sel'ge Stunde, Jesu, da man dein gedenkt" und „Ach, wär' ich schon dort oben". Als der letzte bedeutendere Dichter der Pietisten erscheint Bogatzky. Seine in Form und Inhalt maßvollen Lieder geben Zeugnis von der aufrichtigen und kindlichen Frömmigkeit des Dichters, aber aus ihrer übergroßen Zahl sind doch eigentlich nur zwei in den Liederschatz der lutherischen Kirche dauernd aufgenommen, das Lied der völligen Ergebung in Gottes Willen, einer Ergebung, die nicht mehr ganz gesund lutherisch ist, weil sie rein passiv erscheint: „O, Vaterherz, o Licht, o Leben" und das energische, andringende, ja feurige

Lied: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen", das vielen zum Weckruf für die Arbeit in der Kirche und an den Heiden geworden ist.

Der Einfluß des Pietismus tritt in den Einzelpersönlichkeiten hervor, setzte er sich doch die Pflege des individuellen christlichen Lebens zur Aufgabe. Aber diese subjektive Art schuf doch noch keine menschliche Eigenart. Wohl keine Zeit hat soviel ausgeprägte Individualitäten gehabt, als die Zeit der Orthodoxie mit ihrer strengen Objektivität. Die pietistischen Persönlichkeiten gleichen sich untereinander viel mehr als die alten Orthodoxen, denn ihre Art der Frömmigkeit ist sehr bald zu einem Schema geworden, in welches die Einzelnen gepreßt wurden, bei den meisten findet man die gleiche Art des Redens und Gebahrens, so daß die Lesung einer Reihe von pietistischen Lebensläufen rasch langweilig wird.

Von den Geistlichen abgesehen, hat der Pietismus eigentlich nur unter dem Adel und einem Teile des Beamtentums einen unmittelbaren Einfluß besessen. Aus diesen Kreisen setzte sich fast ausschließlich der Kreis zusammen, der für die Franckeschen Anstalten Teilnahme hatte und sie mit Gaben unterstützte. Aus dem Adel ist hier Benigna, Gräfin von Solms-Laubach mit ihrem Gemahl, dem Grafen Johann Friedrich zu nennen. der nicht nur selbst ein Vorbild ernster Frömmigkeit gab, sondern auch unermüdlich für das zeitliche und ewige Wohl seiner Untertanen sorgte. Dann die Gräfin Christine von Stolberg nebst ihrem Sohne Ernst, der in gleicher Treue für sein Ländchen arbeitete. Einer der edelsten Vertreter des Pietismus ist Heinrich XXIV. von Reuß j. L. Bei aller pietistischen Überzeugung war er doch heiter, freudig und allen Aufgaben des Lebens zugewandt. Wie er seine Kinder mit Sorgfalt erzog, so war er auch ein Vater seiner Untertanen förderte Kirche und Schule und übte große Wohltätigkeit. Selbst den Gefangenen wandte er seine Fürsorge zu, indem er die Gefängnisse, die überall in Deutschland im furchtbarsten Zustande waren, verbesserte, und die Strafgelder nahm er nicht, wie andere Herren, für sich, sondern ließ davon Bibeln, Gesang- und Gebetbücher anschaffen. Innige Freudschaft verband ihn mit dem Grafen Henckel, Freiherrn von Donnersmarck, der

gleich ihm ein Mann von geselliger Heiterkeit, Dienstfertigkeit und Humanität war. Von der Enge pietistischen Wesens ist bei diesen Männern nichts zu spüren, sondern nur von dem belebenden Hauche dieser Richtung. Die Zahl solcher pietistisch angeregter Männer aus den höheren Schichten ließe sich leicht vermehren. Ihnen schließt sich eine noch größere Anzahl Frauen aus denselben Ständen an. Hat doch der Pietismus auf das weibliche Geschlecht überhaupt eine stärkere Anziehungskraft ausgeübt als auf das männliche. Bei den Frauen finden wir die reinste, oft auch schönste Ausprägung der lebendigen Frömmigkeit. Zum ersten Male in der Geschichte der lutherischen Kirche beginnt mit der Zeit des Pietismus das weibliche Geschlecht etwas hervorzutreten. Sie blieben freilich noch ganz auf das Haus beschränkt und nahmen in der Kirche eine rein rezeptive Stellung ein. Nur solche extravagante Frauen wie Johanna Eleonora von Merlau, die Gattin Petersens, traten persönlich und mit Schriften in die Öffentlichkeit. Auch von irgendwelcher Beteiligung an öffentlicher Liebestätigkeit ist nicht die Rede; was sie an Barmherzigkeitswerken, und das oft in reichem Maße, ausübten, bleibt völlig in der Stille des Hauses. Aber es ist ein Fortschritt, daß die durch den Pietismus angeregten Frauen anfangen, ihren Empfindungen poetischen Ausdruck zu geben. Elisabeth von Senitz, die Dichterin von „O, du Liebe, meine Liebe" und Katharine von Gersdorf, deren Lieder „Treuer Hirte, deine Herde" und „Befiehl dem Herrn deine Wege" Aufnahme in die Gesangbücher gefunden haben sind nicht die einzigen.

Auf den Bürger- und Bauernstand hat der Pietismus nur mittelbar eingewirkt. Die eigenartig ausgeprägte, bisweilen gewaltsame Art, wie die Frömmigkeit in den höheren Kreisen gepflegt wurde, machte jene Stände nicht gerade geneigt, darauf einzugehen. Dem Niederdeutschen sagt zudem diese Art der Frömmigkeit wenig zu. So sehr sich die Prediger der Haller Schule bemühten, das Volk in den Bußkampf hineinzuzwingen es war zu nüchtern dazu, und es hätte nicht erst der konsistorialen Bannstrahlen bedurft, um das niedersächsische Volk vor der „Schwärmerei" zu schützen. Sodann ist nach einer treffenden Bemerkung Friedrich Wilhelms I. die ausgeprägt-

pietistische Frömmigkeit nur für die Rentner; Menschen, die den Kampf ums Dasein führen müssen, haben keine Zeit für pietistische Übungen. Endlich aber sträubte sich das natürliche Empfinden gegen die pietistische Verdammung der Mitteldinge und gegen die asketische Enge, wobei aber nicht verkannt werden soll, daß in vielen Fällen auch der weltliche Sinn und religiöse und sittliche Gleichgültigkeit dem berechtigten Ernste des Pietismus widerstrebte. Das alles hinderte, daß das Volksleben von dieser Richtung durchdrungen wurde. Es finden sich unter den Handwerkern und Bauern nur vereinzelt Pietisten, die dann aber auch leicht zum Separatismus neigen. Die Gemeinden in Nord- und Mitteldeutschland hat der Pietismus niemals durchdrungen im Unterschiede von der Orthodoxie die lange Zeit das Volksleben wirklich beeinflußt hat.

In den verhältnismäßig kleinen Kreisen der pietistisch Gesinnten, die sich durch Deutschland erstrecken, wirkten sich auch die praktischen Anregungen aus, die Francke mit dem Waisenhause gegeben hatte. Diese Kreise sind es auch fast ausschließlich, die für die Haller Anstalten Teilnahme hatten und sie mit ihren Gaben unterstützten. In Deutschland, Dänemark und Norwegen entstanden eine große Anzahl von Armenschulen und Waisenhäusern, sogar ein Bauer und ein Maurermeister gründeten solche. Aber auf diese Form der rettenden Liebe beschränkt sich auch der Pietismus. Der Gedanke an Gemeindediakonissen und Gemeindearmenpflege ist nur bei den damaligen Orthodoxen vorhanden, ohne allerdings zur Ausführung zu kommen. Zu den Verdiensten des Pietismus gehört auch noch die Gründung der Bibelgesellschaft. Schon Spener hatte eine größere Verbreitung der Bibel gewünscht und Francke für ihren billigen Verkauf gesorgt. Dann hatte Ehlers im Waisenhause einen billigen Druck mit stehenden Lettern vorgeschlagen und der Freiherr von Canstein mit eigenen und erbetenen Mitteln es dahin gebracht, daß schon 1711 das Neue Testament für einen damals unerhört billigen Preis verkauft werden konnte. Das war der Anfang der Cansteinschen Bibelanstalt, die Großes für die lutherische Kirche geleistet hat. Neben der Bibel wurden von Halle aus auch in großen Mengen die pietistischen erbaulichen Bücher und Schriften verbreitet.

Unvergänglichen Verdienst hat sich der Pietismus um die Förderung der Mission erworben. Die Judenmission, die von Callenberg durch Gründung eines Missionsseminars für junge Theologen begonnen wurde, hat freilich wenig Erfolge aufzuweisen gehabt. Nur Stephan Schultz hat sich hier ein bleibendes Andenken gesichert. Anders dagegen steht es mit der Arbeit unter den Heiden. Die Teilnahme an diesen Werken ist in der lutherischen Kirche erst spät erwacht. Der Reformationszeit fehlt nicht bloß die Missionstat, sondern auch die Anerkennung der fortdauernden Missionspflicht der Kirche. Der Kampf um das Daseinsrecht der lutherischen Kirche konnte auch den Gedanken an Missionstätigkeit nicht aufkommen lassen. Schlimmer ist, daß die Orthodoxen, als dieser Gedanke dann aufwachte, ihn heftig bestritten. Der große Johann Gerhardt in Jena bekämpfte mit den spitzfindigsten dogmatischen Gründen die Forderung Savaria's, daß die Kirchen Mission treiben müssen und die Wittenberger Fakultät verurteilte 1651 in einem amtlichen Gutachten den Reichsgrafen Truchseß von Wetzhausen, der gewagt hatte, die lutherische Kirche wegen der Versäumnis der Mission zu rügen. Wenn auch orthodoxe Theologen wie Meißner und Dannhauer theoretisch für die Mission eintraten, so wurde doch der Freiherr von Waltz, der die Begründung einer freien Missionsgesellschaft forderte, als „Fanatiker" und „Schwärmer" verschrieen. In heftiger Weise war vor allem der Regensburger Superintendent Ursinus in seiner „treuherzigen Erinnerung" gegen die „Fluchscharteken des Münzerischen und Quäkerischen Geistes" aufgetreten und als Waltz auf eigene Hand als Missionar nach Suriname ging, starb er dort von allen verlassen. Ebenso hat die Orthodoxie die späteren Missionsversuche des Pietismus auf das heftigste bekämpft. Die Wittenberger Fakultät nannte die Missionare „falsche Propheten", und Pastor Neumeister in Hamburg (der Dichter eines unserer schönsten Epiphaniaslieder: „Jesu, großer Wunderstern") gab die Parole aus, „daß die sog. Missionen heutzutage nicht mehr nötig seien", der Missionsbefehl Jesu sei schon erfüllt.

Gewiß sind solche Urteile über die Mission aus dem Gegensatz gegen den Pietismus zu verstehen, aber die Wurzeln des

mangelnden Missionssinnes der Orthodoxie liegt doch noch tiefer. Einmal ist diese Teilnahmlosigkeit aus dem Mangel an Initiative zu erklären, welcher der obrigkeitlich regierten Kirche eigen ist. Es ist nicht zufällig, daß die Freikirchen das Größte für die Mission geleistet haben und auch in den Staatskirchen freie Gesellschaften die Träger der äußeren wie der inneren Mission geworden sind. Dann sind aber auch die politischen Verhältnisse Deutschlands hier verhängnisvoll geworden. In der römischen Kirche erwachte mit der Entdeckung und Eroberung fremder Erdteile auch der Missionseifer, aber es waren auch katholische Staaten, welche Kolonien gewannen und besaßen. Als das protestantische Holland zur Kolonialmacht wurde, erwachte sofort auch der Missionseifer, freilich weniger aus religiösen als kolonialpolitischen Gründen, ebenso war es in England und in dem lutherischen Dänemark, das in Ostindien seit 1620, in Westindien seit 1672 Kolonien besaß. Deutschland aber war zum Binnenlande geworden, seine Seemacht war zerfallen und Kolonien besaß es nicht. Der Blick haftete, immer kleinlicher werdend, in den engen heimatlichen Verhältnissen, und das spießbürgerlich gewordene Deutschland konnte sich einfach nicht für ein Werk begeistern, das außerhalb der Grenzen des engeren Vaterlandes lag. Dazu mußte der wirtschaftliche Verfall, der durch den Dreißigjährigen Krieg verursacht war, jedem Versuch zur Mission lähmen.

Allmählich erst bahnte sich ein Umschwung an. Scriver ruft in seinem „Seelenschatz" mit warmen Worten zu eifriger Missionsarbeit auf, ebenso Spener. Auch Calixt wies auf die Mission hin und Leibniz, angeregt von der jesuitischen Chinamission, trug sich mit dem Gedanken durch die Berliner Akademie der Wissenschaften „die Fortpflanzung des wahren Glaubens" befördern zu können. Seine Pläne haben auf Francke eingewirkt. Der Anfang zu einer lutherischen Mission wurde aber nicht in Halle, sondern in Dänemark gemacht. 1705 faßte hier König Friedrich IV. den Entschluß für die Bekehrung seiner heidnischen Untertanen in den dänischen Kolonien Asiens, Afrikas und Amerikas zu sorgen. Da sich in Dänemark kein Missionar fand, wandte sich der pietistische Hofprediger des Königs an seine deutschen Freunde. Durch Vermittlung von Lange wurden

Ziegenbalg und Plütschau gewonnen und von der dänischen Regierung als Missionare nach Trankebar in Ostindien gesandt wurden. Nachdem die Sache schon eingeleitet war, wurde auch Francke dazu herangezogen, um die Geldmittel zu schaffen und dadurch eine dauernde Verbindung zwischen der dänischen Regierung und Halle zum Zwecke der Förderung der Mission hergestellt. Trotz Ziegenbalgs treuer Arbeit haben die Erfolge den Erwartungen nicht entsprochen, dazu ging auch die Zeit des Pietismus zu rasch vorüber, aber der Grund der lutherischen Mission in Indien war doch gelegt und hat gehalten bis im 19. Jahrhundert darauf eine erfolgreichere Mission sich aufgebaut hat.

Um das Werk der Mission zu leiten, wurde in Kopenhagen ein Königliches Missionskollegium gebildet, das aber wenig ausgerichtet hat. Nicht von Behörden, sondern von Personen sind auch auf dem Gebiet der Mission die Fortschritte ausgegangen und nur in der Freiheit, getragen von freier persönlicher Liebe, kann das Werk der Mission gedeihen. Das zeigt auch das lutherische Missionswerk in Grönland. Als Hans Egede in brennender Liebe den Grönländern das Evangelium predigen wollte und sich zu dem Zwecke an das Missionskollegium wendete, lehnte dieses seine Pläne im Hinweis auf den damaligen (Nordischen) Krieg ab und vertröstete ihn auf den „lieblichen Sommer des Friedens". Auch nach dem Friedensschlusse geschah nichts, der König Friedrich IV. billigte zwar den Missionsplan, aber was er tat, half wenig. Erst als Egede eine Anzahl treuer Missionsfreunde gesammelt hatte, kam die Sache in Gang.

Mit unsagbaren Mühen, in entsagungsreicher Arbeit hat Egede Mission getrieben. Unter den größten Entbehrungen und Gefahren bald durch Eis und Schnee, bald im zerbrechlichen Kajak über das Meer ziehend, ging er den gutmütigen, aber stumpfsinnigen Heiden in ihren engen und stinkenden Erdhütten mit Liebe und Geduld nach. Im steten Kampfe mit seinen über das armselige Dasein murrenden Landsleuten und dem Auswurf von Menschen, welche die Regierung nach Grönland schickte, blieb er stets hoffnungsvoll. Mutig und freundlich trat er den Heiden, den Grönländern ein Grönländer werdend, ent-

gegen, und so hohe ernste Anforderungen er an die Bekehrung der Erwachsenen stellte, so gewinnend wußte er auch wieder auf die Herzen der Kinder zu wirken. Sein ganzes Wirken war umsichtig und echt lutherisch-kirchlich. Die Bergen-Grönländische Handelskompagnie, die ihn unterstützt hatte, löste sich auf, die dänische Regierung wollte die Kolonie als zu kostspielig und ergebnislos aufgeben, Egede wich nicht von seinem Posten, sondern arbeitete, vor allem von seiner Frau und seinen Söhnen unterstützt, weiter. Die Herrenhuter drängten sich in seine Arbeit und machten dem Manne, der sie mit Rat und Tat unterstützt hatte, durch Schmähungen und Verleumdungen das Leben schwer, gefährdeten sein Wirken. Aber erst als eine furchtbare Seuche die Grönländer zu Tausenden hinwegraffte, als sein treues Weib starb und er selbst leiblich krank und geistig gebrochen war, entschloß er sich zur Heimkehr, das begonnene Werk seinem Sohn überlassend. Von Kopenhagen aus, unterstützt auch von dem König, der durch Zinzendorf wieder für das Werk der Mission gewonnen war, hat er noch zwanzig Jahre für die stetig fortschreitende Mission in Grönland wirken können. Die Pietisten, denen der gut lutherische und kirchliche Mann nicht fromm genug war, und das bureaukratische Missionskollegium haben ihm noch viele Schwierigkeiten bereitet, aber sein Werk, das von tüchtigen Männern fortgesetzt wurde, hat sich als echt erwiesen.

Ebenso wie die Grönländische Mission ist noch ein anderes Werk, nicht in pietistischem, sondern in echt lutherischem Sinne getrieben, ein Werk, das für den ökumenischen Charakter der lutherischen Kirche von größter Bedeutung geworden ist, die kirchliche Sammlung der Lutheraner in Nordamerika durch Mühlenberg. Dieser „Patriarch der Lutherischen Kirche in Nordamerika", ein geborener Einbecker (Hannover) hatte sich schon als Student in Göttingen in der Armenschule betätigt und war dann in Halle mit Gotthilf August Francke, dem Sohn des großen Francke, in nähere Berührung gekommen. Er wurde kein Pietist, aber seine gut lutherische Frömmigkeit erhielt durch den Aufenthalt in Halle eine leise pietistische Färbung nicht zum Schaden für seine spätere Tätigkeit. Auf das Drängen Franckes nahm er er einen Ruf an drei pennsylvanische

Gemeinden, die viele Hannoveraner zählten, an. Für die zahlreichen lutherischen Einwanderer war bisher schlecht gesorgt. Die Sekten warfen ihre Netze nach ihnen aus. Vagabunden, die sich für Prediger ausgaben oder frühere Pastoren, die aus Deutschland hatten weichen müssen, Leute mit zweifelhafter Vergangenheit und selbstsüchtigen Absichten drängten sich ihnen als Seelsorger auf. Dazu kam noch Zinzendorf herüber und richtete mit seinen herrenhutischen Sendboten große Verwirrung an. Da hat Mühlenberg, fest im lutherischen Bekenntnis wurzelnd, mit seinen reichen Gaben und durch den Einfluß seiner nüchternen, aber warmen und würdevollen Persönlichkeit, mit seiner Menschenkenntnis und Kunst, Menschen zu behandeln, verbunden mit einem großen Organisationstalent Ordnung in die verworrenen und verwahrlosten Zustände gebracht. Die zweifelhaften geistlichen Elemente wurden abgeschüttelt, Zinzendorf entschloß sich nach kurzem herausfordernden Widerstande zur Rückkehr nach Deutschland, Halle sorgte für die Nachsendung neuer tüchtiger Kräfte und in unermüdlicher Arbeit setzte Mühlenberg die Gründung der ersten lutherischen Synode in Nordamerika durch. Wesentliche Unterstützung fand er bei den lutherischen Schweden in Amerika, aber auch die hannoversche Landeskirche hat sich ihres Sohnes angenommen und vor allem für Übersendung deutscher Bibeln, Katechismen und Erbauungsbücher gesorgt. Auf vielen Reisen und unter großen Mühen sammelte er überall die Lutheraner und brachte sie kirchlich in Zucht und Ordnung, und das ohne jeden Beistand der weltlichen Obrigkeit, trotz des Widerstrebens mancher Pastoren, welche die Gemeinden gegen ihn aufhetzten und der Taktlosigkeit mancher seiner Anhänger. Bei aller Weitherzigkeit im persönlichen Umgange war er doch ein entschiedener Gegner eines erkünstelten, innerlich unwahren Unionismus und hat die lutherische Kirche in Nordamerika fest begründet. Mit Recht stehen auf seinem Grabstein die Worte: „Was und wie groß er gewesen ist, werden auch ohne Denkstein die kommenden Jahrhunderte wissen." Sein Lebenswerk ist ein Beweis dafür, daß die lutherische Kirche auch ohne Staatshilfe sich erbauen und auch in der Form der Freikirche blühen und bestehen kann.

Uns trat einige Male schon Zinzendorf entgegen, wir müssen

jetzt von der Bedeutung dieses Mannes für die lutherische Kirche eingehender handeln. Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, einer lutherischen Familie in Dresden entstammend, die mit Spener in enger Beziehung stand, ist in Halle erzogen. In ihm gewann der Geist Franckes eine eigenartige und einseitige Ausprägung. Die pietistischen Gedanken von einem Bußkampfe entsprachen freilich nicht dem milden, heiteren Wesen des Mannes, der von Kindheit an in innig-gläubiger Frömmigkeit aufgewachsen war, aber die persönliche Liebe zu Jesu wurde unter dem Haller Einfluß der herrschende Zug seines inneren Lebens. Christus steht ihm so im Mittelpunkt seines Denkens, daß zuletzt Gott Vater ganz beseitigt wird, und hinter Christi Wunden und Erlösung verschwinden ihm alle andern Gedanken der Schrift. Die Bekanntschaft, die er auf seinen Reisen mit lebendigen Christen anderer Konfessionen machte, führten ihn zu der Überzeugung, daß die Herzensreligion „die Liebe des begnadigten Sünders zu dem Heiland" in allen Bekenntnissen verbreitet und eigentlich das Salz jeder Kirchengemeinschaft, alle Lehrunterschiede aber demgegenüber gleichgültig seien. Schon früh faßte er den Gedanken, eine engere Gemeinschaft aller wahren Liebhaber Jesu aus allen Konfessionen zu bilden. Für seine feurige Tatkraft und sein Organisationstalent wurde es von Bedeutung, daß er mit den Resten der alten böhmischen und mährischen Brüdergemeinde zusammentraf, die ihr Vaterland unter den Bedrückungen durch die römische Kirche hatten verlassen müssen. Er bereitete den Vertriebenen eine Heimstätte auf seinem Gute Berthelsdorf in der Lausitz und gründete aus ihnen die neue Gemeinde Herrenhut, in der auch Lutheraner und Reformierte Aufnahme fanden. Wenn man sich äußerlich der lutherischen Landeskirche anschloß, so sollten doch innerhalb der Gemeinde alle drei Lehrformen gleichberechtigt sein. Zum ersten Male entstand hier in Deutschland eine Gemeinde, die nicht durch konfessionelle, sondern durch religiöse Gleichartigkeit gebildet wurde. Zinzendorf wurde ihr Leiter und hat ihr den Stempel seines oft phantastisch ausschweifenden Geistes aufgedrückt. Sie sollte die „Gemeinde des Lammes" sein, gegen die Ansteckung durch den ungläubigen Zeitgeist geschützt, und ein Salz für die Christen- und Heidenwelt. Zu dem Ende wurde das Lamm

Gottes als der eigentliche Inhalt der Universalreligion auf den Thron erhoben, und alle Mitglieder der neuen Gemeinde sollten in der innigen Hingabe an den Heiland verbunden sein. Christus steht für Zinzendorf so im Mittelpunkte, daß zuletzt Gott Vater ganz beseitigt wird, selbst beim Vaterunser soll man nur an Jesus denken. Hinter der Erlösung durch Christi Wunden verschwinden ihm alle andern Gedanken der Schrift und die „Bluttheologie" ist ihm das ganze Christentum. Diese überspannte Einseitigkeit hat schon Bengel gerügt: „das sei, wie wenn man an einer Uhr nichts als den Zeiger gelten lassen oder das ganze Jahr von nichts als von Marksuppe leben wollte." Dieser Jesuskultus förderte ein süßliches und weichliches Christentum in der Herrenhuter Gemeinde und führte zu schwärmerischer Phantastik in Lehre und Liturgie, ja zu bedenklichen Ausschreitungen. Dem Lamm zu Ehren wurden verschwenderische Feste mit Illuminationen und Transparenten gefeiert, die oft genug mit geborgtem Gelde bestritten wurden. Auf Jesus und seine Wundmale wurden selbst sittlich anstößige Lieder gedichtet. Die Gemeinde ging dem wirtschaftlichen und religiös-sittlichen Untergang entgegen. Zur rechten Zeit noch erkannte Zinzendorf, auch belehrt durch den ernsten Tadel, der von verschiedenen Seiten ausgesprochen wurde, die Gefahr. Eine Reform wurde eingeleitet und unter der besonnenen Leitung Spangenbergs im Sinne eines gemäßigten Luthertums durchgeführt. Diese erneuerte Brüdergemeinde hat dann in der Zeit des Rationalismus ihre Verdienste um die Pflege einer tieferen Frömmigkeit und die Heraufführung besserer Zeiten gehabt.

Zunächst hat allerdings die von Herrenhut ausgehende religiöse Bewegung dazu gedient, die Kirche, auch die lutherische, aufzulösen. Wie Bengel ganz richtig ausgesprochen hat, hielt Zinzendorf die lutherische Kirche für bereits rettungslos verloren, er wollte darum ihre wenigen und redlichen und gläubigen Mitglieder herausziehen und in seiner Gemeinde sammeln und zwar selbst auf Gefahr hin, daß dadurch die lutherische Kirche „so ausgesogen, entsalzet und entwürzt würde, daß nichts als ein bloßes Skelett übrig bliebe." Sein tatkräftiger Bekehrungseifer wandte sich darum nicht nur den Heiden zu — die Tätigkeit der 226 Missionare, welche die kleine Brüderge-

meinde noch unter Zinzendorf aussandte, übertrifft an Ausdehnung und Erfolg alle Missionsarbeit des Protestantismus ihrer Zeit — sondern drängte sich auch in die geordneten Landeskirchen ein. In verschiedenen Gegenden Deutschlands entstanden Herrenhuthische Gemeinden, die zwar äußerlich von der Landeskirche sich nicht schieden, aber doch zu ihr im Gegensatz standen und durch die engere Vereinigung der „Gläubigen" ihr Gefüge lockerten, wenn nicht sprengten. Die Kursächsische Regierung kam Zinzendorf nach anfänglicher Bekämpfung entgegen, Friedrich der Große öffnete der Brüdergemeinde Schlesien und gab ihr eine Generalkonzession für die gesammten preußischen Staaten, indem er sie auch völlig unabhängig von den landeskirchlichen Konsistorien machte. Dagegen dehnte Kurhannover das Pietistenedikt auf die Herrenhuter aus. Das geschah mit gutem Rechte, denn Zinzendorf hat die lutherische Kirche trotz seines stets erneuten Anspruches ihr anzugehören und seiner von Greifswald bezeugten lutherischen Rechtgläubigkeit, wo er konnte, bekämpft. In Nordamerika spielte er sich als Bischof der Lutheraner auf und störte durch persönliche Eingriffe und seine Sendboten lutherische Gemeinden. In Philadelphia nahm die Kirchenbücher an sich und behandelte den verdienten Mühlenberg sehr von oben herab, bis dieser ihm ernst und würdig entgegentrat und ihn zur Rückkehr nach Deutschland nötigte.

Ganz eigenartig hat sich der Württemberger Pietismus entwickelt. Das Gemüt des Schwaben ist für diese Art der Frömmigkeit empfänglicher als der Norddeutsche. Durch das Wirken eines Andreae und anderer war der Boden schon vorbereitet. Dann hatte Spener in einem näheren Verhältnis zu der Württemberger Kirche gestanden, hatte doch selbst das Konsistorium in Stuttgart bei innerkirchlichen Fragen wiederholt seinen Rat erbeten und ihn gegen den Vorwurf der Ketzerei in Schutz genommen. In mehreren Städten wurden die Collegia pietatis gehalten. Als sich aber auch hier exzentrische Erscheinungen zeigten, erließ die Behörde 1706 gegen den einreißenden Separatismus ein Edikt, das in den folgenden Jahren noch verschärft wurde. Noch einen vergeblichen Versuch, den Pietismus gänzlich zu unterdrücken, gab das Konventikelgesetz von 1743 der pietistischen Bewegung und dem „Stunden"-Wesen

freie Bewegung. Am Sonntage wurden Erbauungsstunden gehalten, an denen sich jeder beteiligen konnte, und außerdem an den monatlichen Bußtagen solche für die, welche schon unzweideutige Kennzeichen der Buße gegeben hatten. Da mußten schriftliche Gewissensfragen beantwortet werden, z. B. welche Gnadenerweisungen und Gebetserhörungen man in dem Monat erfahren, welche Fehler man begangen und wie man sie verbessert habe, über Anfechtungen und Zweifel, aber auch über „der Brüder rühmliche oder sträfliche Aufführung." Die nahe Berührung dieser pietistischen Seelenpflege mit den jesuitischen Exerzitien liegt auf der Hand. Ihre Bedenklichkeit wurde nur durch den naiv frommen Sinn der Schwaben gemildert. Nach und nach ist in Württemberg die Leitung dieser Versammlung in Laienhände übergegangen, ja man versuchte sich der geistlichen Leitung zu entziehen und von der offiziellen Kirche getrennte eigene Organisationen zu schaffen, was dann zur Auflösung der Kirche führen mußte.

Der Württemberger Pietismus steht zwar mit dem Halleschen in enger Verbindung, hat doch Francke ihn persönlich gefördert, aber er ist von ihm völlig verschieden. Vielfach machte sich ein theosophischer Einschlag geltend, wie es unter den Erweckten am Ende des 17. Jahrhunderts viele Anhänger Böhmes gab. Ausgezeichnet ist der schwäbische Pietismus vor dem Halleschen dadurch, daß er gesunder, freier und kirchlicher ist, mehr Sinn für das Natürliche hat und wirklich volkstümlich geworden ist. In dem Kampfe des Bürgerstandes gegen die Übergriffe und Despotenlaunen gewalttätiger und schwelgerischer Herzöge steht der Pietismus auf Seiten des Volkes und vertritt mannhaft die göttlichen Gebote und das Recht des Volkes. Unauslöschlich haben sich der Erinnerung des Volkes solche Männer eingeprägt, wie Hedinger, diese „Prophetengestalt von glühendem Eifer, unbestechlichem Wahrheitsernste und doch voll priesterlich fürbittender Milde." Als Hofprediger an dem leichtfertigen Hofe des jungen Herzogs Eberhard Ludwig hat er sein Amt ohne Ansehen der Person verwaltet. Wie ein Johannes der Täufer trat der unerschrockene und hinreißend beredte Mann auch persönlich dem Herzog entgegen; er bahnte sich einmal selbst den Weg durch die gekreuzten Gewehre der Wachen hindurch, die ihn von

dem Herzog fern halten sollten, und als dieser mit seiner Mätresse am Sonntag morgen ausfahren wollte, trat ihm Hedinger im Ornat entgegen: „Wenn Ew. Durchlaucht mit einem Käpplein Blut gedient ist, so fahren Sie nur zu. Ich fürchte den Tod nicht." Die Volkssage erzählt, daß ihn auf dem Wege zum Herzog ein Engel begleitet habe. Im Stuttgarter Konsistorium machte er der Unsitte ein Ende, daß seine Kollegen von den Pfarramtsbewerbern Geldgeschenke annahmen, und als jene ihm die früheren Bestechungsgelder übermittelten, legte er damit den ersten Grundstock zum Stuttgarter Waisenhause. Auch durch seine Lieder, Erbauungsbücher, Katechismus- und Bibelerklärung hat er segensreich auf das Volk gewirkt.

Für das Luthertum in Württemberg und weit darüber hinaus ist ein großer Theologe von Bedeutung geworden, Albrecht Bengel. Er ist angeregt von den Schriften Arndts, Speners und Franckes, aber er bewahrt sich seinen klaren Blick für die Schwächen der pietistischen Richtung wie auch Zinzendorfs und hält sich besonnen gleich fern von Schwärmerei wie von kalter Verständigkeit. Sein verdienstlichstes Werk ist eine Erklärung des Neuen Testaments, durch die er das Schriftstudium ungemein gefördert hat. Seine Grundgedanken sind, daß die hl. Schrift eine zusammenhängende geistreiche Offenbarung ist, die man als Ganzes verstehen und auf sich wirken lassen müsse. Ihre einzelnen Gedanken sind in ihrem unmittelbaren Sinne zu ermitteln, das Einzelne ist aber immer auf das Ganze zu beziehen. Aus den symbolischen Büchern soll man keinen Riegel machen, nichts in die Schrift hineintragen, aber auch alles aus ihr schöpfen. Mit diesen Grundsätzen hat er den einseitigen Schriftgebrauch der Orthodoxie beseitigt, der die Bibel vornehmlich eine Sammlung von Belegstellen für die Dogmatik war.

War dieses Werk für die Theologen bestimmt, so ist seine Erklärung der Offenbarung Johannis weit in das Volk gedrungen und hat auf die gläubigen Kreise einen dauernden großen Einfluß geübt. Seine Berechnung des Weltendes hat sich allerdings, wie alle derartigen Versuche, als irrig erwiesen, aber seltsam ist, wieviel Bengel von den Ereignissen der Zukunft ahnend vorhergesagt hat. Das Ende der alten deutschen Reiches

gibt er fast auf das Jahr richtig an, ebenso ist eingetroffen, was er von dem französischen Kaisertum, der Säkularisation der Bistümer und der Veränderung der politischen Karte geschrieben hat. Dabei sagte er voraus, daß der Geist der Zeit je länger je mehr Skeptizismus und Naturalismus werde. Das Wertlegen auf bloße Moral und die Freigeisterei bei Hohen und Niederen, wie sie in der Zeit der Aufklärung sich fand, hat er klar vorausgesehen.

Bengels Äußerungen über Zinzendorf haben wir oben schon erwähnt. Der Herrenhutischen Richtung überhaupt hielt er entgegen: „Das Himmelreich sei nicht an sie und ihre Methode gebunden, ihre Arbeit sei Treibhauskultur. Die Gartenfrüchte (d. h. die Erfolge der stillen kirchlichen Arbeit) seien später aber auch reichlicher und schmackhafter.“ Trotz der Gegensätze gegen Herrenhuter will er aber doch die brüderliche Gemeinschaft festhalten, und er hat durch seine mit Milde gepaarter Festigkeit heilsam auf die Brüdergemeinde eingewirkt und wesentlich dazu geholfen, daß sie von ihren Ausartungen zurückkam. Ebenso besonnen ist seine Stellung zu dem Pietismus, der in Württemberg zum Separatismus neigte. Das weltliche Regiment war geneigt, ihn mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken, Bengel aber widersprach dem entschieden. Er beklagte, daß die weltliche Obrigkeit zuviel Macht in der Kirche gewonnen habe und die Theologen in den Konsistorien nicht als Pastoren, sondern als Räte der Fürsten gälten, die den verfahrenen Karren der Kirche stehen ließen. Der Separatismus sei ein Protest gegen die Schäden in der Kirche, durch den das Kirchenregiment sich zu treuer Arbeit antreiben lassen solle. Den Separatisten hingegen hielt er entgegen, daß die Kirche trotz aller berechtigten Klagen doch eine wahre Kirche sei und daß Gott die Vermischung des Guten und Bösen schon länger sehe und dulde als sie. Als Mitglied des Konsistoriums hat er in der Kirchenbehörde seinen Ansichten zum Siege verholfen und das Pietistenedikt, das die Privatversammlungen billigte, aber ihrem Mißbrauch wehrte, ist in seinem Sinne verfaßt. Ihm ist es zu verdanken, daß in Württemberg ein biblisches Luthertum zur Herrschaft kam, das nicht am Buchstaben der Symbole klebt und mit einem heilsamen Tropfen Pietismus gesalbt ist. Die von Bengel be-

einflußten Geistlichen haben Großes für ihre Gemeinden geleistet. Wir finden unter ihnen eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte. Der Bekannteste unter ihnen ist wohl der schwäbische Dorfpfarrer Flattich, eine originelle Persönlichkeit voll Geist und Humor, mit einem offenen Blick für das Natürliche und sicherem Urteil über Menschen und Sachen, wahrhaftig und aufrichtig, unerschrocken auch gegenüber Hochgestellten, zuweilen verblüffend derb, aber vor allem schlicht und fromm und voll herzlicher Liebe und ein Feind aller religiösen Schablone. Er hat auch als Erzieher einen großen Einfluß auf die Jugend geübt. Diese Männer des Bengel'schen Geistes haben bis weit in die Zeit des Rationalismus hinein der lutherischen Kirche Württembergs reichen Segen gebracht, und Bengel selbst ist für das Wiederaufleben des alten Glaubens von Bedeutung geworden. Wohl ist auch er, wie er selbst vorausgesagt hat, „eine Weile vergessen" — in der öden Zeit des Rationalismus — aber auch „wieder ins Gedächtnis gekommen".

Hat der württemberger Pietismus wesentlich zur Stärkung lutherischer Kirchlichkeit beigetragen und für die Zukunft der lutherischen Kirche gearbeitet, so kann das von der Haller Richtung nur in sehr beschränktem Maße gelten. Sie hat zweifellos auf die Orthodoxie belebend, aber auch erweichend eingewirkt. Schon seit 1730 läßt die Spannung zwischen den beiden Richtungen nach und unter den Orthodoxen finden sich viele Männer, die dem Pietismus mehr zugewandt sind, als sie selbst zugeben wollen. Es tritt eine Mischung von Orthodoxie und Pietismus ein, wie sie sich später im 19. Jahrhundert wieder zeigt, nur hier und da schon mit einem rationalistischen Einschlage. Ein Woltersdorff kann schon den Pietismus für Rechtgläubigkeit ausgeben, ein Beweis dafür, wie die Zeitströmung sich geändert hatte. Aber gerade diese durch den Pietismus ermäßigte Orthodoxie hat dazu geholfen, das Glaubensleben durch die öden Zeiten der Aufklärung hindurchzuretten. In dieser Hinsicht wurden Männer von Bedeutung, wie der Abt des Klosters Bergen, Steinmetz und Hähn, der, von Friedrich dem Großen gewaltsam vertrieben, in Ostfriesland segensreich wirkte und Saat für die Zukunft ausgestreut hat.

Der im besonderen Sinne Hallesche Pietismus ist rasch

entartet und hat nicht nur das kirchliche Leben nicht gefördert, sondern es geradezu zersetzt. Die pietistisch Gesinnten schlossen sich in kleinen Kreisen, die neben der Kirche standen, zusammen, und auch zwischen den Pietisten aus den verschiedensten Ländern und Landeskirchen bestand ein enger Zusammenhang, welcher für die Förderung der Liebestätigkeit des Pietismus bedeutungvoll geworden ist. Auch wurde dadurch der Blick über die engen Grenzen der eigenen Landeskirche erweitert und das Bewußtsein angebahnt, daß die Evangelischen aller getrennten Kirchen und Kirchlein auch gemeinsame Interessen und Aufgaben hatten. Aber ebenso hat dieser Zusammenschluß der Pietisten auch das Gefüge der Einzelgemeinden und einzelnen Kirchen, auch der Konfessionskirche zersprengen helfen, und da die Pietisten überall ihre persönlichen Einflüsse geltend machten und sich untereinander förderten und unterstützten, hatten die Orthodoxen nicht ganz Unrecht, wenn ihnen die Pietistenkreise als eine Art Geheimbund und Verschwörergesellschaft vorkamen.

In den Kreisen der Pietisten sind auch zum ersten Male die Standesunterschiede überbrückt, die bis dahin die Glieder des einen Volkes scharf voneinander trennten. Man beginnt den Menschen als Menschen zu achten und nicht nach dem Stande, sondern nach der Gesinnung zu fragen. In den gräflichen Häusern zieht man auch die Beamten und Dienstboten zu den Andachten heran und die Grafen Reuß und Henckel besuchen den pietistischen Bauern Buch. Und doch sind es ganz überwiegend enge Kreise von Adeligen und frommen Weiblein, die sich auf den Schlössern zusammenfanden, wo die Frommen nicht nur geistliche Speise, sondern oft zugleich ihren Lebensunterhalt und Förderung ihrer irdischen Zwecke fanden. In diesen Kreisen der „lieben Seelen" wurde eine Exklusivität gefördert, die sich vielfach hochmütig und selbstgerecht gegen die „Kinder der Welt" abschloß und den Spott der Nichtpietisten herausforderte. In ihrem Gebahren liegt mit ein Grund des Mißtrauens der bürgerlichen Kreise gegen jede ausgesprochene Art der Frömmigkeit, die sofort als Pietismus verurteilt wird, und die Fälle von Heuchelei, an denen es in diesen Kreisen nicht fehlte, mußte dazu dienen, alle Pietisten in Bausch und Bogen als Heuchler zu kennzeichnen.

Noch bedenklicher wurde, daß das Wertlegen auf die christliche Persönlichkeit und die Pflege des Gemüts, die einer toten Kirchlichkeit und verstandesmäßigen Religiosität gegenüber nötig und heilsam gewesen waren, zu einem sich stetig steigernden und verweichlichenden Gefühlwesen auswuchs. Nicht mehr die objektiven, großen, göttlichen Heilstaten stehen im Mittelpunkte, sondern die subjektiven Heilserfahrungen. Alles Gewicht wird auf die religiöse Erweckung gelegt und diese mit allen Mitteln erstrebt. Ein Stück der Heilsordnung wurde, wie Löscher oft gesagt hat, mit dem Grunde des Heils verwechselt. Die Forderung der Erweckung gipfelte in der des Bußkampfes. Bis zu einem hohem Grade von Betrübnis mußte jeder Sünder gebracht werden, jeder mußte mit der Verzweiflung gerungen haben, ehe er sich der Gnade getrösten durfte. Und dieser Kampf wurde künstlich zu erzwingen gesucht. Das führte bei den einen zur Selbquälerei, auch unter Umständen zur Verzweiflung, wie bei dem Bruder Semlers, der dadurch einem frühen Tode zugeführt wurde, bei den andern zu einem hochmütigen Sichverlassen auf Gnadenbezeugungen, die man erlebt haben wollte, und zur Geringschätzung der Gnadenmittel der Kirche, andere wieder wurden durch solche pietistische Treiberei überhaupt der Kirche und dem Christentum entfremdet.

Der Pietismus hat gegenüber den institutionellem gewohnheitsmäßigen Christentum der lutherischen Kirche das Recht und die Notwendigkeit des persönlichen Christentums betont und die Entfaltung eigenartiger Persönlichkeit gefördert. Aber man darf nicht vergessen, daß auch schon das Zeitalter der Orthodoxie eine große Zahl von eigenartigen Persönlichkeiten aufzuweisen hat, die sich deutlich von der gleichförmigen Masse abheben. Auch ist der Pietismus bei der überwiegenden Mehrzahl seiner Anhänger sehr bald wieder zur Schablone geworden und auf der anderen Seite der Individualismus zum Subjektivismus ausgeartet.

Weil sich im Pietismus alles um den einen Punkt dreht, die Sorge um das eigene Seelenheil, wird der Einzelne isoliert. Die Kirche wird nur soweit gewertet, als das eigene Ich davon Gewinn ziehen kann, ihre Bedeutung tritt zurück und man hält sich auch von ihr fern, wenn der Prediger dem individuellen

Bedürfnis nicht genügt oder nach dem Urteil der Pietisten nicht „bekehrt" ist. Die scharfe Kritik, die in den Kreisen der Frommen an den Zuständen in der Kirche und den einzelnen Predigern geübt wurde, untergrub das Vertrauen zu beiden. Immer spröder zog sich auch der Pietismus von der Berührung mit der Welt zurück und „Welt" war alles, was außerhalb des kleinen Kreises der Erweckten war. Die Folge war, daß er jeden Einfluß auch auf die Kirche verlor. Wohl vertreten die späteren Pietisten im Kirchenrecht die Grundsätze des Kollegialismus. Danach ist die Kirche ein Interessenverband, dem eigentlich ein selbständiges Regiment zukommt, das er nur stillschweigend dem Staate übertragen hat. Aber die Folgerungen aus dieser Ansicht, daß demnach auch die Kirche ein vom Staate verschiedener, nach seinen eigenen Gesetzen zu regierenden Organismus, ja unter Umständen die Kirche auch von den Staate zu trennen sei, haben die Pietisten nicht gezogen. Dazu war ihnen die Kirche zu gleichgültig und sie selbst völlig zufrieden, wenn sie nur ihre private Gemeinschaft mit gleichgesinnten haben konnten. Auch der Pietismus hatte gegen das Staatsregiment in der Kirche nichts einzuwenden, wenn es sie nur in Ruhe ließ.

Diese Gleichgültigkeit gegen die Kirche ist die bedenklichste Seite am Pietismus. Spener hatte erklärt, daß alles über den Haufen gehen müßte, wenn die Gutgesinnten sich von allem zurückziehen wollten, aber seine Warnung wurde nicht beachtet, man folgte vielmehr den Weisungen des Gießener Professors Gottfried Arnold, der mehr als ein anderer durch seine hochgelobte und viel gelesenen „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorien" die Gleichgültigkeit gegen die Kirche gefördert hat. Sein Ideal ist die Sammlung der Frommen. Die unsichtbare Kirche, so wiederholt er unabläßig, ist nicht an eine gewisse sichtbare Sozietät gebunden, sondern überall zu finden. An Luther, den er sonst sehr hoch schätzt, tadelt er scharf, daß er zuletzt doch eine partikulare Gestalt der lutherischen Kirche geschaffen habe. In seiner Schätzung der individuellen Frömmigkeit unterschätzt er die rechtliche Ordnung, ohne die keine Gemeinschaft bestehen kann. Weil ihm die Mystik der Kern der Religion ist, ist er gleichgültig gegen Lehrirrtümer; wenn er nur

Frömmigkeit findet, so ist er zufrieden, ja er hat darum gerade die sog. Ketzer für die wahren Christen erklärt. Er tritt für volle Gewissensfreiheit ein, aber versteht darunter, daß es erlaubt sein soll, von der lutherischen Lehre abweichende Grundsätze zu verbreiten. Bei Arnold findet sich schon die Loslösung von der Kirche und ihren Ordnungen, die er nur für „das rohe Volk" für nötig hält. Er hörte nach Gelegenheit bald diesen, bald jenen Prediger und unterließ auch nach seiner Freiheit den Besuch des Gottesdienstes. Ebenso ist es auch bei vielen andern Pietisten. Die Befriedigung des persönlichen religiösen Bedürfnisses steht ihnen ganz im Vordergrunde, der Gedanke an die Gemeinde ist nicht mehr vorhanden. Daß der öffentliche Gottesdienst zur Erbauung der Gemeinde dient und daß es auch darum Pflicht des Einzelnen ist, daran teilzunehmen, wird ganz vergessen. Jetzt kommt die Rede auf: „ich habe mich erbaut" oder „diese Predigt hat mich nicht erbaut." Das bedeutet aber eine völlige Verkehrung des biblischen Begriffes der Erbauung, der sich immer auf die Gemeinde bezieht. Auf diese Weise haben die Pietisten der Geringschätzung des Gottesdienstes durch die „aufgeklärten" Leute und dem religiösen Subjektivismus der Aufklärungszeit vorgearbeitet.

Der Pietismus hat aber auch das kirchliche Leben mit seinen festen Ordnungen unmittelbar geschädigt. Pietistische Prediger haben sich zuerst über die kirchliche Ordnung hinweggesetzt und um der vermeintlichen „Erbaulichkeit" willen die liturgischen Formulare geändert und haben auch die Gesangbuchs„verbesserung" stark betrieben. Es ist ja keine Frage, daß die Kirche das Recht der Textänderung hat; die Kirchenlieder sind sowenig wie ihre Melodien das Eigentum der Verfasser, sondern der Gemeinde, die sie zu ihrem Gebrauch auch umgestalten darf bezw. muß. Es handelt sich nur darum, solche Änderungen mit Takt und Geschmack ohne Verletzung des wertvollen Kerns zu machen. Als die ersten haben schon die calixtischen Theologen Gesenius und Denicke in Hannover mit den Kirchenliedern eigenmächtige Veränderungen vorgenommen, und das ist dann in noch weitgehenderem Maße von den Pietisten geschehen. Diese haben keinen Sinn mehr für wirklich kirchliche und gesunde lutherische Poesie. Von dem Liede eines

Paul Gerhardt erklärte ein Pietist wegen ihrer Weltoffenheit, sie seien bei der Tabakspfeife gemacht. So fing man nicht nur an die altkirchlichen Lieder im Gesangbuch hinter die neuen pietistischen zurückzustellen, sondern änderte sie auch im pietistischen Geschmacke um. Der Rationalismus hat dann diese Freiheit in seinem Sinne gebraucht.

Auch die kirchliche Sitte ist im Pietismus vielfach zerstört. Er hat keinen Sinn für die Volkssitten, in der christliches und deutsches Wesen so eng verbunden sind. Zweifellos sind manche dieser Sitten damals entartet gewesen, und rohes, wüstes Wesen hatte sich an sie geknüpft. Daß der Pietismus mit sittlichem Ernst dagegen auftrat, kann ihm nur zum Ruhm gereichen, aber er schüttete das Kind mit dem Bade aus. Anstatt die Volkssitte zu veredeln, wurde sie in Bausch und Bogen als ein Stück Welt verdammt. So ist manche schöne alte Sitte gefallen, und der Erfolg war zuletzt doch nur der, daß manche der Kirche entfremdet wurden und die Volkstümlichkeit der Kirche Schaden litt. Die Scheidung zwischen Christentum und „Welt", wie der Pietismus sie machte, führte zur Isolierung und Entwurzelung der Kirche. Während bis dahin deutsche und christliche Art verbunden waren, wurden sie durch den Pietismus geschieden und zwar zum Nachteil beider.

Gerade in diesem Stücke kommt zutage, daß der Pietismus unlutherische Art in seiner Frömmigkeit und seinen ethischen Anschauungen enthält. Er verzichtet auf eine Durchdringung der Welt mit christlichem Geiste und kommt auf die Bahnen mönchischer Frömmigkeit zurück. Bezeichnend ist, daß Gottfried Arnold seine Professur in Gießen niederlegte, weil er durch die Amtsgeschäfte von dem Umgange mit dem Heiland abgehalten würde. Breithaupt ging in seiner Weltverleugnung bis zu dem entschiedenen Grundsatz, als ein Fremdling in der vergänglichen Welt kein Eigentum zu erwerben und auch auf die Ehe zu verzichten, um „allein zu sorgen, was dem Herrn angehöret." Der Pietismus stellt also im Grunde wieder das Klosterideal auf und verzichtet damit auf die Volkskirche, ja entsagt dem lutherischen Wesen.

So ist es kein Wunder, daß er auf das Volk keinen bleibenden Einfluß gewonnen und die Erneuerung der lutheri-

schen Kirche nicht erreicht hat. Unter den Pietisten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten uns manche anziehende Persönlichkeiten entgegen, aber ihre Einwirkung auf ihre Zeit ist gering. Sie sind weltfremd, und die Zeit ist bereits über sie hinweggeschritten. Schon Bengel konnte urteilen, daß die Hallesche Art zu kurz für den Geist der Zeit geworden sei. Den neu auftauchenden Fragen und Aufgaben stand man ablehnend gegenüber, und zum Kampf gegen die aufkommende Strömung der Rationalisten war man schlecht gerüstet. Die Wissenschaft galt den Pietisten wenig, und der Herzensglaube sollte genügen, ein Theologe zu sein. Der Pietismus ist sehr arm an tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Männern, und die Verachtung der ernsten wissenschaftlichen Arbeit ist ihm und der Kirche zum Unheil geworden. Die Nachfolger der Häupter in Halle, auch Franckes Sohn, waren einseitige und mittelmäßige Männer, die um so ängstlicher die Form festhielten, je mehr der Geist des großen Francke verschwunden war. Die in Halle gepflegte Frömmigkeit wurde zur Schablone, der Pietismus zum Methodismus, und die fromme Phrase nahm erschreckend überhand. Die gesetzliche Enge war von übelm Einfluß besonders auf die Charakterbildung der Kinder. Nur zu oft sind sowohl aus dem Waisenhause, als auch aus pietistischen Familien gerade ungläubige Kinder herangezogen. Auch bei den Studenten im Waisenhaus wurde über Heuchelei geklagt. Für die Enge, in der sie gehalten wurden, suchten sie sich außerhalb der Stadt durch wüstes Treiben zu entschädigen. Immer stärker kam zutage, was Francke selbst schon 1709 beklagen mußte, daß die jüngere Generation nicht mehr geneigt sei, auf die pietistische Methode einzugehen. Die Subjektivität des Gefühls mußte bei eintretender Abkühlung notwendig zur Subjektivität des Verstandes werden. Überraschend schnell ist das pietistische Theologengeschlecht, von 1750 an, der Aufklärung anheimgefallen, die fast zugleich mit dem Pietismus geboren war.

# Verzeichnis
## der Personen- und Ortsnamen.

(Die Ortsnamen sind gesperrt gedruckt).


**A.**

Aepin 64.
Agnes Hedwig, Kurf. v. Sachs. 108.
Agricola 62 ff. 73 f.
Albrecht von Preußen 76. 102.
Albrecht von Bayern 125.
Albrecht von Brandenburg 5. 60.
Albrecht von Mecklenburg 55.
Allendorf 292.
Altdorf, Univ. 212.
Altenburg 33.
Altencelle 190.
Altherzberg 25.
Amsdorf 10. 100.
Anna, Kurf. v. Sachs. 108.
Andreä, Jakob 110.
—, Valentin 179. 181 ff.
Anhalt 5. 115.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 225 f.
Arendsnesta 143.
Arndt Joh. 140.
Arnstadt 144.
Aschaffenburg 126.
Augsburg 4. 66. 196.
— Bistum 126.
August von Braunschweig 201 f. 217.
August, Kurf. v. Sachs. 107. 123. 128 ff.
August der Starke 221.
Aurifaber 102.
Aquila 28. 64.

**B.**

Baden 4. 126.
Baden-Baden 79.
Baden-Durlach 79.
Baring, Eberh. 168.
Baumgarten, Jakob 292.
Bayern 39. 119. 125 f.
Behm, Generalsup. in Gandersheim 226.
Behm, P. in Königsberg 118.
Bellarmin 219.
Bengel 303. 306 ff. 314.
Benigna, Gräfin von Solms 294.
Bergius, Hofpr. 210.
Berleburg 462.
Berlin 73. 189.
Bissendorf, P. in Gödringen 166.
Blaarer 38.
Blume, Prof. 223.
Bonnus, Hermann 43.
Bogatzky 291. 293.
Böhme, Jakob 141.
Böhme, Pietist 264.
Bogislav, Herzog von Pommern 53.
Bossuet 223.
Brandenburg 60. 180.
Braunschweig 45 ff. 70. 191. 227.
Braunschweig-Wolfenbüttel, Hzgt. 58.
Breithaupt, Prof. 263. 288.
Bremen 4. 106.
Bremen, Bistum 120.

Bremen Verden, Erzbistum 42.
Brendel, Daniel, Kurf. v. Mainz 127.
Brenneysen 280.
Brenz 17. 28. 38 f. 63 ff.
Breslau 4.
Brieg 284.
Brück, Kanzler 10.
Brünn, Jesuitenkolleg 122.
Buch 309.
Buchheim, Graf von, Bischof 223.
Büdingen 230.
Bugenhagen 45 ff.
Büren, Daniel von 106.
Bursfelde, Abt zu 71.
Büscher, Staats 208. 210.
Buttler 264.
Butzer 51. 99.

C.

Calixt, Georg 206 ff. 298.
Calixt, Friedrich Ulrich 235.
Calov 210. 214 ff.
Callenberg 297.
Calvin 7. 65. 98 f. 118.
Calw 181 f.
Cammin, Bischof von 53.
Canstein, Frh. von 278. 296.
Carpzov d. Ä. 138.
—, der Jurist 151.
—, Gegner Speners 246. 260 f.
Casimir, Kurf. v. d. Pfalz 106.
Chemnitz 150.
Christian IV. von Dänemark 54.
Christian I. von Sachsen 110 f.
Christian von Braunschweig-L. 42.
Christian Ludwig von Hannover 212.
Christiansfeld 280.
Christiane Eberhardine von Sachsen 221.
Christine von Schweden 220.
Christine von Stolberg 277. 294.
Clausthal-Zellerfeld 256.
Clausenburg, Landtag 121.
Conring, Jurist 217.
Corvin, Anton 56. 64 ff.
Cracau 107 f.
Cyprian, Kirchenrat in Gotha 230.

D.

Dankelshausen 174.
Dannhauer, Prof. 244. 297.
Danzig 114. 180.
Dänemark 54. 180. 298.
Darmstadt 281.
Denicke 218.
Dernbach, Balthasar, Abt 126 f.
Dessau 115.
Deutschmann, Prof. in Wittenberg 235. 246. 254.
Dillingen, Jesuitencolleg 122.
Dippel 264.
Donauer, Pastor 137.
Donauwörth 164.
Dortrecht, Synode 111.
Drakenburg, Schlacht 61.
Dresden 268.
Duderstadt 127.
Düben 20.

E.

Eberhard III. von Württemberg 183.
Eberhard Ludwig von Württemberg 305.
Echter von Mespelbrunn, Bischof 128.
Egede, Hans 299.
Eichsfeld 127 f.
Ehlers 296.
Einbeck 52.
Eichstädt, Bistum 126.
Eisenach 25.
Elisabeth, Herzogin von Braunschweig 56.
Elisabeth Christine, Herzogin von Braunschweig 225.
Elsnig, P. in 19.
Eller 264.
Erfurt 175. 179. 255. 260 f.
Erich, der Ältere 56.
Erich, der Jüngere 61 ff.
Ernst der Bekenner 40 ff.
Ernst Friedrich von Baden 115.
Ernst von Bayern, Erzbisch. 129 f.

Ernst August von Hannover 197. 227. 243.
Ernst der Fromme 200.
Ernst Casimir von Isenburg 230.
Ernst von Stolberg 294.

F.

Faber P. 174.
Fabricius, Rektor in Danzig 118.
Fabricius, Prof. in Helmstedt 227 f.
Ferdinand, König 39. 119 f.
Ferdinand II. 124.
Fischbeck, Amt 186.
Flacius 74. 100 ff.
Flensburg 52. 280.
Forster, Christoph 176.
Förster, Joh. 41.
Francke, Aug. Herm. 249 f. 258 ff.
Francke, Gotthilf August 300. 314.
Frank, Calvinist 119.
Frankfurt a. O., Univ. 118.
Frankfurt a. M. 152. 180. 189.
Franz, Prof. 137.
Franz I. von Frankreich 60.
Frauenberg b. Meißen 28.
Fresenius, P. 287.
Freylinghausen 263.
Friedrich der Weise 4.
Friedrich I. von Preußen 227 ff. 277.
Friedrich III. von der Pfalz 105
Friedrich V. von der Pfalz 164 f.
Friedrich V. von Dänemark 298 ff.
Friedrich Ulrich von Braunschweig 133.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 212 f.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen 276 ff. 295 f.

G.

Gadegast 31.
Gauern 20.
Gandersheim 84.
Garäus, luth. P. 114.
Gebhard, Erzbisch. von Köln 129.
Geizkofler, Frh. von 81.
Gellershausen 174.
Georg, Hzg. v. Sachsen 55.
Georg I. von Sachsen 172.
Georg, Hzg. von Kalenberg 170.
Georg II. von Hessen 201.
Georg-Friedrich von Waldeck 203.
Georg-Ludwig von Hannover 206.
Gera 31.
Gerhard, Joh. 135 f. 140. 180.
Gerhardt, Paul 177 f. 213 f.
Gersdorf, Katharine von 295.
Gesenius, Justus 218.
Gießen, Univ. 116. 217.
Globig 35.
Görlitz, Martin 50.
Goslar 52. 167.
Gotha, pietistische Theologen in 250 f.
Göttingen 47. 52. 56 f. 70 ff. 98. 161. 169. 186 ff. 196.
Greiz 32.
Großgebauer 244.
Grote, Otto, Minister 223 f.
Gundermann, P. 109.
Günzburg, Eberlin von 4.
Gustav Adolf von Mecklenburg 201. 204.
Gustav Adolf von Schweden 167.

H.

Hähn 308.
Hämelschenburg 207. 219.
Halberstadt, Bistum 120.
Halle 152. 262 ff.
Hamburg 4. 45. 50 f. 106. 144. 180. 189. 198. 232 f. 250. 266.
Hameln 147. 167. 170.
Hans, Markgf. von Brandenb. 60 ff. 76.
Händel, P. in Ansbach 198.
Hannover 52. 56 f. 70. 98. 206. 227.
Hardkopf, Senior in Hamburg 144.
Hardenberg, P. 106.
Has, Dr. 69 f.
Hauber, P. 288.
Hedinger 305.
Heidelberg 105 f.

Heiligenstadt 127.
Heinrich von Sachsen 55.
Heinrich von Braunschweig 45. 58. 60.
Heinrich von Lüneburg 40 ff.
Heinrich IV. von Frankreich 111.
Heinrich XXIV. von Reuß, j. L. 294. 309.
Helmstedt 47. 206.
Heermann, P. 175. 178.
Henckel, Graf 291. 294 f. 309.
Herborn, ref. Univ. 115.
Herford 52.
Herrenhut 302 ff.
Hermann, Erzb. v. Köln 59 ff.
Herrnschmidt 292.
Hessen 5.
Hessen-Darmstadt 116.
Heßhusen, Til. 105 f.
Hildesheim 50.
Hobbes 195.
Hocker, P. 71.
Hoë 113. 164. 172.
Hofmann, Melchior 52.
Honterus 59.
Horb, Schwager Speners 248.
Hornejus 208.
Hoyer, Anna 142.
Hülsemann 210. 217.
Hutter 113 f. 134.

## J.

Jablonski, Hofprediger in Berlin 227 f.
Le Jai, Jesuit 122.
Jena, 29. 103. 134 f. 216 f.
Jentsch, Bürgermeister 151.
Joachim I. von Brandenburg 55.
Joachim II. von Brandenburg 55. 73. 123.
Johann von Sachsen 5.
Johann Friedrich von Sachsen 5. 10. 34. 66.
Johann Friedrich der Mittlere 145.
Johann von Mecklenburg 76.
Johann Georg von Anhalt 115.
Johann Sigismund von Brandenburg 117 ff.
Johann Friedrich von Hannover 189. 195. 223. 227.
Johann Friedrich von Solms 294.
Juliane von Asseburg 256.
Julius von Braunschweig 8 ff. 113.
Julius von Pflug 10.

## K.

Kalenberg-Göttingen 188 f.
Kantzow 54.
Karl V, 59 ff. 119.
Karlowitz 63 f.
Karlstadt 128.
Karlstadt 93.
Kärnthen 124 f.
Kaschau, Synode 121.
Kasimir, Graf von Berleburg 264.
Kassel 48.
Katharina von Rudolstadt 67.
Keßler 180.
Kiel 212.
Kipe, Kanzler 133.
Kirchheim 67.
Klebitz 185.
Klencke, Ludolf von 219.
Klemm, Prof. in Tübingen 230.
Klesl 122.
Knipstro, P. 54.
Knopf, Hofpr. 226.
Knox 92.
Konstanz 15.
Köln 59 f. 122. 129 f.
Königsberg 5. 213. 229.
Krain 124 f.
Kramer, P. 19.
Krell 110 ff.
Kuhn, P. 286.
Kunth 292.
Kurhannover 281 f.
Kurpfalz 60. 79. 104. 187.
Kursachsen 4.

## L.

Laniormain 166.

Lange, Ant. Joach. Prof. 263. 274. 298.
Lasko 92.
Lange, Nic. P. 286.
Leibnitz, P. 150. 179. 225ff. 298.
Leipzig 55. 217.
Lemgo 116.
Leßlinger, P. 73.
Leuchter, Sup. 115.
Leyser 113f. 150.
Lippe-Detmold 116.
Liskovius, P. 201.
Löscher, Val. 221f. 229ff. 268ff.
Loyola, Ignaz von 121.
Loccum 83. 161.
Lübeck, Stadt 51. 91.
Lübeck, Bistum 120.
Ludwig, Kurf. von der Pfalz 5. 105.
Ludwig von Zweibrücken 5.
Ludwig XIV. von Frankreich 227.
Ludwig, P. 174.
Ludwig Günther von Rudolstadt 201.
Ludwig Eberhard von Württemberg 203.
Lüne 80.
Lüneburg, Hzgtum. 5. 40. 199f.
Lüneburg, Stadt 44. 192.
Luther 1ff. 82ff. 93ff.
Lütkemann 202. 238.

## M.

Magdeburg 4f. 61. 74.
Magdeburg, Erzstift 120.
Magnus, Bischof v. Schwerin 55.
Mainz 60. 122.
Major 64.
Mannheim 187.
Mansfeld, Ernst von 5. 61.
Marburg 5. 34. 115.
Markkleeberg, P. in 109.
Martini 207.
Mathias Kaiser 164.
Maximilian II., Kaiser 120f.
Mayer, Johann Friedr. P. 250ff. 267f.
Mecklenburg 37. 55.
Mechold, P. 287.
Meißner, Prof. 114. 216. 297.
Melanchthon 8ff. 62ff. 99ff.
Mengering 179.
Mengeringhausen, P. in 147.
Mentzer, Prof. 208.
Merlau, Frl. von 256. 295.
Merseburg 59.
Meyer, der Jude 192.
Meyfahrt 179. 191.
Minden, Bistum 128.
Minden, Stadt 52.
Molanus, Gerh., Abt zu Loccum 224ff. 226ff.
Mölln 70.
Mömpelgard 176.
Moritz von Sachsen 60f. 74ff.
Moritz von Hessel-Kassel 115.
Mörlin 71.
Moscherosch 171. 175f. 179.
Moser 291.
Mühlberg 61. 73.
Mühlenberg 300f.
Mukrehna 20.
Müller, Heinrich 238f.
Münnerstadt 120.
München 122. 125.
Münchhausen, von 170.
Münster 53.
Musäus 216.

## N.

Nantes, Edikt von 227.
Naogeorg, Thomas 82.
Nassau 115.
Naumburg, Bist. 10.
Neander, Mich. 131.
Neuburg, Pfalzgraf von 39.
Neumann, P. 264.
Neumeister, P. 231ff. 281. 297.
Nicolai, Philipp 113. 118.
Niecamp, Hofpr. 226.
Northeim 56f. 146. 169.
Norwegen 54.
Nürnberg 4. 80. 180.

O.

Oberlausitz 281.
Oecolampad 96 ff.
Österreich 119 ff.
Olearius 199.
Olmütz 122.
Osiander 102.
Osnabrück 59, Bistum 120. 126.
Ostfriesland 4. 51 f. 106. 279 f.
Otto Heinrich von Neuburg 39.
Otto Heinrich v. d. Pfalz 104.

P.

Pandochäus, Sup. 143.
Paracelsus 190.
Passau, Bist. 126.
Pirkheimer, Caritas 4.
Pellikan 51.
Petersen, Sup. in Lüneburg 256.
Peucer 107 ff.
Pfaff, Prof. in Tübingen 230.
Pfalz 5. 60.
Pfentner, Sup. 72.
Philipp von Hessen 5. 61. 75.
Philipp von Baden 126.
Plütschau 299.
Pommern 4. 53.
Prag 122.
Preußen 4 f.

Q.

Quedlinburg 203.
Quistorp 180. 205.

R.

Rambach, Prof. 263. 292 f.
Raselius 173.
Regensburg 39. 233. (Corp. Evangel.)
Regius, Urbanus 28. 40 ff. 52. 83.
Rennacher 119.
Reuß, Fürstentümer 31.
Richter 272. 292.
Rinckart 175. 178.
Rinteln 212.
Rist 178.
Rock, Schuhmacher 264.
Roda 187.
Rom 121.
Rostock 52. 217.
Rudolf II, Kaiser 124. 163.

S.

Sackmann, P. 144.
Sachsen, Herzogt. 55.
Salzburg 126.
Sande, Amt 186.
Sander, Autor 46. 52.
Sarcerius 84.
Saubert 179 f.
Savaria 297.
Schade, P. 252 ff.
Schelwig 235. 270.
Schleiz 32.
Schlesien 4. 263.
Schleswig, Herzogt. 206.
Schleswig-Holstein 54. 279 f.
Schmalkalden 116.
Schmid, Prof. 244. 279 f.
Schnepf 38. 103.
Schopp, P. 139.
Schultz, Stephan 297.
Schuppe 189. 239 f.
Schütz, Hofprediger 113.
Schwäbisch Hall 4.
Schwarzburg, Heinrich von 31.
Schwebel, Joh. 5.
Schweidnitz 27.
Schwendi, Lazarus von 121.
Scriver 239. 298.
Scultetus, Abraham 164 f.
Seckendorf, Veit von 261.
Seld, Vizekanzler 119.
Senitz, Elisabeth von 295.
Seubtendorf 32.
Siebenbürgen 59. 121.
Simmern 79.
Simon VI. von Lippe 116.
Sinold 292.
Sonnefeld 174.
Sophia, Kurf. von Sachsen 112.
Spalatin 12.

Spee 119.
Spener 228. 237 ff.
Spinola, Bischof 223.
Speyer 4 ff.
Steiermark 124 f.
Steinhofer, P. 289.
Steinmetz, Abt 308.
Stettin 4.
Stolte, P. 286.
Stössel 107 f.
Strahlendorf 127.
Stralsund 4.
Straßburg 4. 122. 153. 172. 217.
Strauch, Prof. in Wittenberg 235.
Strigel 103. 145.
Sturm 131.
Stuttgart 183. 253.
Süptiz 20.

T.

Tanna 32.
Tapp, Prof. 190.
Tarnow 136. 179.
Thorn 210.
Timann 106.
Tirol 122.
Töllner, P. 251.
Trenner, P. 287.
Treptow a. R. 53.
Trient, Konzil 60. 74 f. 122.
Trier 122. 126.
Trotzendorf, Val. von 131.
Tübingen 34. 217.
Turrianus, Jesuit 219.
Tyrnau 122.

U.

Ulm 4. 66 f.
Ulrich von Württemberg 38. 67 ff.
Ungarn 121.
Ursinus, Sup. 297.

V.

Verden, Bist. 126.

W.

Waldeck, Gräfin von 264
Walther, Michael 191. 199. 212.
Waltz, Frh. von 297.
Weigel. 141.
Weller 139. 203.
Wesenbeck, Jurist 114.
Westerhof, Amt 186.
Westphal 106. 118.
Wetterau 264.
Wetzhausen von 297.
Wichard, Liborius 136.
Wien 122.
Wilhelm von Sachsen 14.
Wilhelm von Hessen 77. 145.
Winckler, P. 228 f.
Winkel, Heinrich 46.
Wittenberg 23. 26. 34. 36 f. 45. 134.
Wittgenstein, Gräfinnen von 264.
Wolfenbüttel 161. 187.
Wolff, Philosoph in Halle 276 f.
Woltersdorff 291. 293. 308.
Worbzig 115.
Wolrad von Waldeck 67.
Württemberg 38 f. 180.
Würzburg 122.
Würzburg Bistum 128 f.
Wydra 26.

Z.

Ziegenbalg 299.
Zinzendorf 301 ff.
Zössen, Klein 143.
Zriny 121.
Zweibrücken 5.
Zwickau 11. 21. 25. 172.
Zwingli 51. 93 ff.

Ein Erbauungsbuch von ganz
:: hervorragender Bedeutung ::

# Evangelium für jeden Tag

I. Band: Die festliche } Hälfte
II. Band: Die festlose } des Kirchenjahres.

Dem II. Bande ist ein Verzeichnis der Schriftstellen angefügt.

pro Band Mk. 5.— broschiert
Mk. 6.50 vornehm gebunden.

Druck auf imitiertem Bütten. Große Offenbacher Fraktur.
Aparte Umschlagzeichnung.

**Nur einiges aus den Zuschriften:**

Diese Schriftbetrachtungen sind eine Gabe von ungewöhnlichem Werte, ebenso ausgezeichnet durch tiefes Schriftverständnis und erbauliche Kraft wie durch Freiheit der sprachlichen Form . . . Bei den täglichen Andachten am Morgen und Abend habe ich verschiedene Zusammenstellungen zugrunde gelegt, allein Vortrefflicheres habe ich nirgends gefunden, als während der letzten Jahre in Ihrer Kirchenzeitung. Sie waren mir namentlich in Zeiten ernster Schwierigkeiten besondere Stärkung . . . — Die Betrachtungen gehören zum Tiefsten und Besten, zum Erbaulichsten im eigentlichen Sinne des Wortes, was man seit langer Zeit zum Nachsinnen und Bewegen im Herzen empfing. Der Referent bekennt, daß er aus diesen Betrachtungen, so wie sie nach und nach in der Allgem. Evang.-Luther. Kirchenzeitung erschienen, Anregung für mehr als nur eine Predigt erhielt . . .

Ein Werk, daß sich seiner seltenen Güte wegen nunmehr von selbst empfiehlt. Verlangen Sie bitte Prospekt, auf dem eine Betrachtung abgesetzt ist.

---

D. Chr. E. Luthardt:

# Die christliche Glaubenslehre

(gemeinverständlich dargestellt).

**2. Auflage. Wohlfeile, unveränderte Ausgabe.**

40 Bogen.

Mk. 5.50, elegant gebunden Mk. 6.50.

**Dörffling & Franke, Verlag, Leipzig.**

GENERAL THEOLOGICAL SEMINARY
02012802